

Hölderlin.

Culturhistorisch-biographischer Roman

in zwei Theilen

von

Heribert Rau.

Erster Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1862.

Vorwort.

Das Schicksal Hölderlin's gehört der Geschichte an; aber auch die hochtragische Wendung, die es in Frankfurt in dem Gontard'schen Hause nahm, ist längst der Oeffentlichkeit anheim gegeben und zwar durch ein Mitglied jener angesehenen Familie selbst.

Würde Hölderlin ein glücklicheres und freundlicheres Geschick geblüht haben, er stünde jetzt wohl unter Deutschlands Classikern, und zwar sicher: dicht an Schiller's Seite. Uebrigens ist die seelische Entwicklung und das hohe, erhaben-schöne Verhältniß zwischen ihm und seiner so innig als rein angebeteten Diotima so interessant und originell, so erläuternd für das, was er Poetisches schuf, daß schon darin eine Berechtigung zu der Herausgabe dieses Buches liegt. Ist es doch das Streben des Autor's, dem deutschen Volke seine geistigen und künstlerischen Größen näher und näher zu führen und namentlich zu zeigen, wie sich aus ihrer Entwicklungsgeschichte, ihren Lebensverhältnissen und

Stimmungen heraus jene Schöpfungen gestalteten, die die Mitwelt entzückten und die noch die späteste Nachwelt bewundern wird. Eine bessere Verständniß dieser Meisterwerke wird damit gewiß erstrebt.

Dieser Absicht entstammten die Werke: „Mozart", — „Beethoven", — „Alexander von Humboldt", — „Jean Paul" und jetzt „Hölderlin".

Und sollte die deutsche Nation aus der näheren Anschauung dieser — wenn auch in das Gewand des Romanes gekleideten — Biographien nicht manche wichtige Lehre ziehen? Welch' ein unendlich bedeutsamer Wink liegt nicht schon — in ethischer Beziehung — in dem tragischen Geschicke jener zwei edlen Menschen, welche die Hauptpersonen des vorliegenden Werkes abgeben? Freilich ist er von dem Schicksale vorzugsweise edlen Herzen und höheren Naturen gegeben; aber diese auch streifen den Abgrund ähnlichen Verderbens am ehesten.

Möge das vorliegende Buch nach dieser Richtung hin wirken; — möge es das Bild eines unserer begabtesten, wenn auch früh untergegangenen Dichter der deutschen Nation näher führen!

Das ist der Wunsch des Autors, — dies war sein Bestreben während er es schuf.

Die Hauptquellen, die er dabei benutzte, waren: „Das Puppenhaus", ein Erbstück in der Gontard'=

schen Familie. Aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers, — eines nahen Verwandten der Familie Gontard. — „Hölderlin's Werke", herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Da es, in Bezug auf den in diesen Werken enthaltenen „Hyperion" erwiesen ist, daß dieses Werk zum großen Theile aus dem geistigen Umgange Hölderlin's mit Frau Gontard hervorwuchs, so hat der Verfasser des vorliegenden Buches Gespräche — wie das über Griechenland — als Belege für die Art und Weise des gegenseitigen Umganges und geistigen Zusammenlebens jener beiden trefflichen Menschen mit aufgenommen. „Hyperion" ist — in seiner letzten Umarbeitung und Umgestaltung — der Spiegel jenes hochgeistigen Verhältnisses, und so ist denn dieses auch nur aus der genauen Kenntniß des „Hyperion" zu verstehen.

Als Grundlage der Localgeschichte Frankfurts diente dem Verfasser — der selbst Frankfurter — Anton Kirchner's „Geschichte der Stadt Frankfurt am Main" und dessen: „Ansichten von Frankfurt". Ferner: Pfeiffer, in seinen „Erinnerungskränzen aus den Zweigen der Vorzeit Frankfurts" so wie: „Leben in Frankfurt am Main" von Maria Belli geb. Gontard.

In Betreff des Festes, welches Moritz von Bethmann den Frankfurter Handwerkern auf dem Sandhofe

gab, fiel dasselbe allerdings in eine etwas spätere Zeit. Da dies Fest aber so schön und bezeichnend für die Gesinnung und die edle patriotische Denkungsweise jenes unvergeßlichen Mannes ist, wurde es — ein Denkmal seines ächten Bürgerthumes — hier mit eingeflochten.

Möchte Frankfurt unter seinen reichen Mitbürgern auch für die Gegenwart und Folge noch manchen ähnlichen Repräsentanten seines Bürgerthumes finden.

Frankfurt am Main im Januar 1862.

Der Verfasser.

Inhalt.

Eine Hochzeit.

Geld und Geist.



Eine Hochzeit.



Zehn Jahre vorher.

Wer in unseren Tagen Hamburg, die Königin der deutschen Handelsstädte, betritt, vermag sich keinen Begriff von dem Hamburg des vorigen Jahrhunderts zu machen.

Hamburg, das alte denkwürdige Hammonia, stieg — seiner äußeren und inneren, seiner materiellen und geistigen Erscheinung nach, — wie ein Phönix aus der Asche jenes furchtbaren Brandes der es im Jahre 1842 zum großen Theile zerstörte. Fand es doch in dieser schrecklichen Feuertaufe eine glänzende Verjüngung, nicht nur für seine Mauern, Häuser und Paläste, sondern auch für seine bürgerlichen Verhältnisse: aus dem Hamburg des Mittelalters entstand ein Hamburg der Neuzeit. Jene gefräßigen Flammen vernichteten ja außer den vielen menschlichen Wohnungen auch ein gutes Stück des alten, unermeßlich langen und steifen Hamburger Zopfes!

Denn nicht zu leugnen ist es, daß gerade hier, neben einem gewaltig bewegten merkantilischen Leben, das colossalste Philisterthum seinen Sitz und seine Heimath gefunden hatte . . . eine Erscheinung, die um so auffallender genannt werden darf, als der von hier ausgehende großartige Welthandel den Hamburger doch naturgemäß zu einem Weltbürger erziehen mußte, der sich überall heimisch fand, wohin ihn seine, den Ocean durchmessenden Schiffe trugen. Dennoch — und dies ist eben das Merkwürdige — erhielt sich der Hamburger des vorigen Jahrhunderts in seinen Mauern ein so philiströses Wesen, wie es kaum sonst wiederzufinden war, und nur aus dem kaufmännischen Stolz und Conservatismus zu erklären ist, welche beide um jeden Preis das Heiligthum der Geldaristokratie aufrecht und von jeder, auch der leisesten fortschrittlichen Bewegung der Zeit unangetastet zu erhalten strebten.

Wohl bieten auch die anderen Handelsstädte dieselbe Erscheinung dar, wie Bremen, Lübeck, Leipzig, Ulm, Augsburg und Frankfurt a/M., doch ist sie in Hamburg — eben des Welthandels und des ungeheuren Ab- und Zuströmens der Fremden aus allen Ländern und Welttheilen halber — gewiß am auffallendsten.

Ein frisches Leben, von gewaltigem, urkräftigem Wogenschlage zeigte indessen Hamburg immer, auch in dem Jahre 1786, mit dem wir hier beginnen.

Wer damals von Harburg herüberschiffte, um „am Baum" anzulegen, der konnte in der That hier sein Wunder erleben. Hatte er vorher noch nie eine Seestadt gesehen, so stand er jetzt gewiß auf dem interessantesten Fleckchen der alten Fürstin der Hansa. Breitete sich doch vor ihm der Hafen — die Griechen nannten einst jenen von Constantinopel wunderschön und hochpoetisch „das goldene Horn" — weit hinaus, und in ihm lagen, eine bewegte Welt für sich bildend und einen Wald von riesigen Mastbäumen zum Himmel emporstreckend, gegen Tausend Fahrzeuge, worunter die schwersten Seeschiffe. Majestätisch hoben sich hier in dichten Reihen die schwimmenden Palläste aller Welttheile: hierher sandte Baltimore seine Büffelhäute, New-York seine Baumwolle, Quebec seine Pelzwerke, Indien seine Gewürze. Jener Dreimaster brachte Grüße von dem reichen Mexiko, dieser sah' mehr denn zehnmal schon die fetten Reisfelder Ceylons. Die Wimpel jenes Grönländers flatterten noch jüngst in dem eisigen Hauche des fernsten Nordens, und wie manchmal schon passirte der naheliegende Ostindienfahrer den Gluthgürtel des Aequators. Rußland, Spanien, Schweden, Frankreich, Amerika, Holland, die Türkei und vor allem England sind hier repräsentirt und Hamburg selbst sieht seine stolze Flagge auf zweihundert Schiffen wehen.

Und dies Leben und Weben, dies Schaffen und

Treiben! Hier hört man ein rauhes nordisches Liedchen, dort eine sanfte harmonische Canzone, hier schallt in derbem Plattdeutsch ein harter Wortwechsel, dort ein gallisches „foudre!" ein brittisches „God dam'n!" oder ein nordisches „Jobiena mat!"

Hier zeigt sich der Turban, dort die griechische Mütze, während in dem Takelwerk des nächsten Westindiers Mohren hängen, schwarz wie Ebenholz.

Wunderbares Treiben! . . . wunderbares Leben!

Nur einen Tag aus dir und aus dem Jahre 1786 laßt uns einmal herausnehmen. .

Es ist ein schöner Sommertag der eben seine Augen aufschlägt. Vor uns ausgebreitet liegt die Elbe, die mit erhabener Ruhe dem Meere in die ausgestreckten Arme sinkt; gleich einer liebenden Braut dem wichtigen Momente ewiger Vereinigung mit Sehnsucht und doch auch mit ernstem Bangen entgegengehend. Herangewachsen ist jetzt das kleine freundliche Kind des Riesengebirges — das schäckernd von Fels zu Fels hüpfte und schon in seiner Jugend mit Gold und Granaten spielte — zu mächtiger Größe, und statt der zierlichen Nachen allein, die es sonst auf seinen Händen wiegte, trägt es jetzt stolze Kauffahrtheischiffe auf seinem Nacken.

Jetzt aber — bei dem ersten Dämmerscheine des anbrechenden Tages — wimmelt der ungeheure, der breite Strom von Schiffen, die Gemüse, Früchte aller Art,

Fische, Milch, Butter, Blumen und hundert andere Dinge zum Markte führen. Das Herz bebt vor Lust bei diesem frühen heiteren Treiben; und nur der imposante großartige Anblick des Auslaufens einer Kauffahrer-Flotte von 40 bis 50 Segeln von der Höhe von Blankenese ist noch interessanter.

Aber die ersten Strahlen der Sonne begrüßen jetzt Hafen und Stadt. Da wird es in ersterem lebhaft. Lieder und Flüche erschallen, Verdeck und Takelwerk beleben sich, Tausende von Händen säubern und waschen sich selbst und die schwimmenden Paläste; überall Bewegung, überall Leben, überall Arbeit!

Jetzt ist auch der erste Hafenlärm vorüber . . . und . . . die Stadt erwacht, . . . mit ihr der merkantilische Tumult in den Straßen, das Treiben der Käufer und Verkäufer, der Lärm der Matrosen und des Volkes.

Mischen wir uns unter das immer zunehmende Gewimmel. Hier öffnen sich weite Räume — finster noch und geschmacklos in jener Zeit, wo jeder gern am Alten festhielt und seinen Ruhm in guter gediegener Waare, nicht aber, wie so oft in unserem Jahrhundert, lediglich in der übermäßig brillanten Ausschmückung des Lokales suchte —; dort eilt der bewegliche Makler dahin; ruhig schreitet der bedächtige Kaufmann; grauköpfige, wie Mumien ausgetrocknete Buchhalter, ernst und mürrisch dar-

einschauend, . . . Massen von Commis und Comptoiristen suchen ihre Geschäftshäuser. Arbeiter und Arbeiterinnen, Aufläder mit ihren Karren, feiernde Matrosen, sich umschauende Fremde durchziehen die Straßen. Nur der Großhändler, die Geld-Aristokratie und die feine Damenwelt sind und bleiben noch lange unsichtbar.

Durch all das Treiben und Lärmen aber lassen sich von Viertelstunde zu Viertelstunde die Glockenspiele auf den Stadtthürmen hören, geistliche Lieder abwimmernd, die mit jedem Viertelschlage länger werden, bis sie, bei dem Ausschlagen der Stunde das ganze, sich in das Unendliche wiederholende Klagelied vollständig zum Schrecken und zur Pein jedes gesunden Ohres abklimpern. Die Einheimischen freilich hören dies nicht mehr, sie sind an diese Bußübung gewöhnt; der Fremde aber entsetzt sich und denkt mit Verzweiflung an die Nacht, in der ihn dies Geklimper und die Nachtwächter der würdigen Hammonia nicht schlafen ließen.

Denn der alte, gute, unantastbare Zopf, wollte damals in Hamburg noch, daß die städtischen Nachtwächter mit einbrechender Dunkelheit einen wahren Höllenlärm verführten; sie thaten es mit großen Schnarren und langen eisenbeschlagenen Stöcken, mit welchen sie auf das Pflaster stießen und an die Hausthüren, um zu sehen, ob dieselben gesetzmäßig verschlossen seien. Denn vorsichtig war die Stadt, . . . so vorsichtig, daß

alle Thore Abends zeitig geschlossen wurden und der Späterkommende bis zu einer gewissen Stunde nur gegen Thorsperr-Geld eingelassen wurde. Wer noch später kam, fand gar keinen Einlaß mehr; ja die Consequenz der Thorsperre ging in jenen Zeiten noch so weit, daß selbst das Postfelleisen in der Nacht nicht passiren durfte, sondern mit Stricken über die Stadtmauer und den Wall mühevoll hinüber prakticirt werden mußte.

Aber der Tag rückt vor. Das Gedränge und Gewühle vermehrt sich. Der eilige Schritt der Meisten verkündet die unausgesetzte Geschäftsthätigkeit, deren erster Grundsatz heißt: „Zeit ist Geld!"

Doch man ist nicht Kaufmann allein, man ist auch Mensch. Mitten durch das merkantilische Getriebe machen sich die Bedürfnisse des Tages, die freudigen und leidvollen Begebenheiten des Lebens geltend. Verbrecher, in schwere eiserne Ketten geschlagen, reinigen, unter Aufsicht löblicher Stadtpolizei, die Straßen; große schwerfällige Kutschen führen — eine ganze Familie in ihrem Kasten — einen im Leben Neuangekommenen zur Taufe in eine Kirche. Aber die Kutschen mit dem jungen Weltbürger und seiner gesammten Verwandtschaft müssen jetzt anhalten, denn ein Leichenzug versperrt ihnen den Weg. Der sogenannte „Himmelwagen", schwarz beschlagen und — wie die ihn ziehenden schwarz überhängten Pferde — mit Büschel schwankender Federn versehen,

trägt schwerfällig den schwerfälligen Sarg, dessen Holzwerk von Tannen oder Mahagonie und dessen Beschläge von Zinn oder Silber noch im Tode den mehr oder weniger „Reichen" anzeigen, so gut wie die größere oder kleinere Leichenbegleitung von schwarzbemäntelten Bürgern und die Anzahl der nachfahrenden Equipagen. Nirgends aber fehlen dabei die sogenannten „reitenden Diener," eine Art öffentlicher Beamten, die verschiedene Functionen im bürgerlichen Leben zu verrichten haben. Hier auch, den „Himmelwagen" umgebend, erscheinen sie bei dem Trauerzuge, in vollständig mittelalterlichem Costüm: mit kurzen Mänteln, Pluderhosen, schwarzem Wamms und gesteiften Halskrausen, wie die bekannten ergötzlichen Gerichtsdiener im „Don Juan."

Jetzt ist die Leiche vorüber und die Kindtaufkutsche auch; da lassen sich Trommeln und Pfeifen hören, Straßenjugend und Volk läuft zusammen . . . es ist die Bürgerwache, unter Anführung rothuniformirter Offiziere, eine krüpelhaft buntschäckige Zusammensetzung hinter sich . . . köstliche Gestalten mitunter, wie sie die Bürgergarden jener Zeiten in so mancher deutschen Reichsstadt zeigten, ächte Träger des ächten Zopfs.

Aber es läutet zu Mittag, . . . und . . . was in Hamburg Vormittags der „Baum", ist Nachmittags die „Börse", der tägliche Hauptmarkt Deutschlands, wo

tausende von Stimmen rauschen, wie ein Wasserfall, und die haute finance, gemessen, ernst und stolz, ihre, die Welt umspannenden Geschäfte macht. Und warum sollen diese Männer, deren Schiffe alle Meere befahren, alle Welttheile grüßen, das Haupt nicht stolz erheben? Was der Ideentausch in der Geisterwelt, ist der Waarentausch in der Sinnenwelt; ohne Handel fiele die Welt in ihre Kindheit zurück, wie der Mensch ohne Gesellschaft in Geistesleere. Uebrigens — sagt der lachende Philosophe — sind wir alle Handelsleute: die Großen handeln mit Ländern, Soldaten, Titel und Orden, — der Adel mit den Producten seiner Güter, — der Gelehrte mit seinen Büchern, — die Diplomaten und Politiker mit Lügen, — die Verliebten mit Schwüren, — alle vier Fakultäten handeln, und das Princip steht fest: „Quaerenda pecunia primum!“ . . . Vor allem anderen . . . „Geld!“ Was Wunder, wenn zuletzt die höchste geistige Empfindung eines Handelsherrn der vortheilhafteste Abschluß seiner Bilanz ist.

Aber heute nimmt die Hamburger Geld-Aristokratie neben den Geschäften auch noch eine andere Tagesbegebenheit in Anspruch: der Sohn eines der ersten Bankier-Häuser der alt-berühmten Wahl-, Krönungs- und Handelsstadt des heiligen römischen Reiches, Frankfurt a/M., Sprosse des handelsfürstlichen Geschlechtes Gontard, vermählt sich ja heute mit einem der schönsten,

angesehensten und reichsten Mädchen Hamburgs: Fräulein Susette Borkenstein.

Und mußte diese Verbindung nicht selbst in Hamburg Aufsehen machen?

Fräulein Susette Borkenstein war die Tochter einer angesehenen und sehr vermögenden Wittwe, der Repräsentantin eines alten bedeutenden Hamburger Hauses. Mit Recht galt sie dabei als eine vollendete Schönheit — in Zügen und Gestalt an den edlen Ausdruck und die edlen Formen der griechischen Antike erinnernd. Ihr langes schwarzes Haar und ihr sprechendes Auge von gleicher Farbe erhöhten noch die blendende Weiße ihres Teints, während ihr Gesichtchen so wunderbar fein und schön gebildet war, daß sich sein bezaubernder Eindruck mit jeder Minute des Anschauens steigerte. Die ganze Erscheinung aber hatte etwas sanft Anregendes und doch Imponirendes zugleich. Außerdem war Fräulein Borkenstein der Augapfel ihrer Mutter, vortrefflich und mit der größten Sorgfalt erzogen, bekannt in Sprachen, Literatur, Musik u. s. w. und — was an der Börse, diese Nebensachen abgerechnet, zur Hauptsache gehörte — einer zur haute finance zählenden Familie angehörend.

Aber alles dies erblich doch gegen den Glanz, der auf dem Namen des Frankfurter Bankierhauses Gontard ruhte. „Der so eigenthümliche Lüstre des Namens Gontard, der sich dem „illüstren“ nicht entfremdet

wähnte, gab damals der Familie einen so bedeutenden Relief," daß sie in der europäischen Geld-Aristokratie in der That einen fast fürstlichen Rang einnahm.

Kein Wunder also, daß die Verbindung der jungen Borkenstein mit einem solchen Hause auf der Börse Effect machte.

Freilich konnte der Bräutigam nicht gerade schön genannt werden, wenn seine Erscheinung auch eine vollständig feine war. Der Stolz seines Hauses, der Ernst des Geschäftsmannes lag schon damals — er war erst ein angehender Zwanziger — in seinen Zügen, die auf eigenthümliche Weise schon auf den ersten Blick den Wahlspruch seines Lebens: „Les affaires avant tous!" verkündeten. Das unangenehm Berührende aber lag bei dem jungen Manne in den Augen. Seine Jugend war nämlich zum großen Theile im Kampfe mit allen möglichen Kinderkrankheiten verflossen, die eine ungemeine Reizbarkeit hinterließen, — eine nervöse Erregbarkeit, der es, selbst bei Freunden und Familiengliedern, mit dem besten Willen oft schwer war, die Wage zu halten. In einem solchen heftigen Momente stieß sich nun schon der Knabe mit einer Gabel so arg in das rechte Auge, daß dessen Verlust sowohl, als auch das dadurch entstandene starke Schielen des anderen, sein sonst wohlgebildetes Aeußere nicht unerheblich beeinträchtigte. Schlimmer war freilich, daß dieser Unfall dazu

beitrug, das arme Kind nun zur Entschädigung mit allen nur erdenklichen Aufmerksamkeiten doppelt zu überhäufen, wodurch es natürlich im höchsten Grade verzogen und eigenwillig wurde.

Aber auch das waren Dinge, um die sich die Börse und ihre Beherrscher nicht bekümmerten — Sachen, die in das Departement der Häuslichkeit gehörten; — hier war nur die Rede davon, daß sich das große, überaus reiche und glänzende Frankfurter Bankier-Haus Gontard mit der ebenfalls sehr reichen und angesehenen Hamburger Familie Borkenstein verbinde. Allgemein und vor allen Dingen kam daher die Sprache auf die hier zusammenfließenden Kapitalien, und manche Hamburger kaufmännische Großmacht hatte Mühe, ihren Aerger darüber zu verbergen, daß eine so schöne, d. h. gut fondirte, Parthie ihren eigenen hoffnungsvollen Söhnen durch einen Frankfurter aus den Händen gehe.

Im Aerger verleugnete sogar Mancher, wenn auch nur momentan, seinen Lebensgrundsatz, das Geld über Alles zu stellen, und wollte nicht begreifen, wie Fräulein Borkenstein, diese gefeierte Schönheit der Hamburger Salons, einen so wenig schönen jungen Mann heirathen könne; . . . aber der Name „Gontard" schlug doch alle Bedenklichkeiten wieder zu Boden, und endlich vereinigten sich Diejenigen, die auf heute Nachmittag zum hochzeitlichen Diner geladen

waren — und deren schienen es nicht wenige zu sein — dahin: daß Jeder, der Sinn für Gaumenkitzel hatte, — und wie viele der Hamburger Geldgrößen sind hier auszunehmen? — sich auf einige „genußreiche“ Stunden freuen könne, da das Haus Borkenstein mit seinen Diners und Souper's von jeher in Feinheit und Reichthum mit den ersten Häusern rivalisirte.

So ging auch die Zeit der Börse vorüber; die Geschäfte wurden abgemacht und die Auserlesenen verließen dieselbe mit dem gegenseitigen: „Auf Wiedersehen!“ und einem stillen wohlthätigen Vorgefühl der sie erwartenden Genüsse.

Das Getriebe und Getreibe geht unterdessen in der großartigen Handelsstadt weiter, und wenn es auch um die Mittagzeit etwas nachläßt, erwacht es gleich darauf wieder mit erneuter Kraft.

Wir bleiben hier, wir bleiben da stehen. Ein freundlicher Mann — nicht ohne Witz — erklärt uns manches. Von ihm hören wir, daß nur die in den fünf Kirchenspielen angesessenen Bürger' Sitz und Stimme in der gesetzgebenden Versammlung haben können, nicht die in der Vorstadt und dem Stadtgebiete. Diese Befähigten in den fünf Kirchspielen, bilden dabei — wie uns der Mann erzählt — so zu sagen fünf Regimenter mit eigenem Banner: St. Peter roth, St. Jakob weiß, St. Niclas gelb, St. Michael grün und St. Catharine

blau. Ja — setzt der redselige Cicerone lächelnd hinzu — der alte Hamburger Witz vertheilt unter seine fünf Kirchspiele sogar die fünf Sinne: an St. Petri das Gehör . . . wegen des schönen Glockenspiels, das die Ohren zerreißt, — an St. Nicolai den Geschmack . . . denn hier ist der Fleischscharren, — an St. Catharina den Geruch . . . da hier vorzüglich Zwiebel und Knoblauch verkauft wird, — an St. Michel das Gesicht . . . wegen der schönen Aussicht, die man von dem Thurme herab hat, und an St. Jakob das Gefühl . . . denn hier ist der Ochsenmarkt.

Wir gehen weiter; aber unser guter Führer läßt sich im Reden nicht stören. Da er eben vom Ochsenmarkt sprach, kommt er auf eines der vielen altherkömmlichen Hamburger Privilegien zu sprechen und berichtet: daß sonst jede Familie in Hamburg ihren Ochsen als Wintervorrath schlachten durfte. Die Schlachtzeit*) war alsdann der Hamburger Fasching. „Der aber“ — setzt unser Mann schlau lächelnd hinzu — „der das Gewicht des Ochsens durch Auge und Hand richtig zu schätzen wußte, wurde gerühmt wegen seines . . . Ochsenverstandes! Das geschlachtete Thier lag alsdann verziert, wie auf einem Paradebette, mit papierenen Manschetten und

*) In Frankfurt a. M. besteht noch eine solche „bürgerliche Schlachtzeit“ für das Schlachten der Schweine.

Blumen. Und Vetter und Basen kamen zur Ochsen-visitte,*) und nicht selten rief das Dienstmädchen dem Hauspatron:

„Kam de Herr mal herdal (herunter), de will n' Ochsen sehn!"

Wir lächeln und gehen weiter. Die Physiognomie der inneren Stadt und ihr gewaltiges Treiben sagen uns dabei: daß Thätigkeit hier die erste Tugend, Gewinn das höchste Ziel, Genuß der gehoffte Lohn und das ersehnte Glück sind. Wir stehen auf dem Boden des derbsten Materialismus, obgleich sich gerade hier ein Pastor Götze die traurige Berühmtheit erwarb, den Lichtköpfen seiner Zeit: Basedow, Wetstein, Semler, Büsching, Bahrdt, Lessing und Göthe mit dem dicksten Obscurantismus entgegen zu treten.

Nun, das Licht lebt noch und bricht sich Bahn; den Pastor Götze aber, sammt seinem finsteren Streben, haben die guten Hamburger ja gerade in dem Jahre, von dem wir hier schreiben — am 19. Mai 1786 — begraben.

„Aber was ist das? . . . Welch' eigenthümlicher Zug kommt dort der Straße herauf?"

„Es ist ein Hochzeitszug!" — hören wir.

---

*) Wie in Frankfurt a M. zum Speckschnitt und der Wurstsuppe.

„Und von wem?“

„O! von s c h w e r e n Leuten!“

„Schweren?“

„Ja! . . . r e i c h e n Leuten . . . . grausam reich.“

„Und wer sind sie?“

„Weiß nicht, man sieht's ja am Zug!“ — sagt der Befragte und geht weiter. Aber ein anderer Mann, der die Frage gehört, tritt zu uns. Es scheint der Auslaufer irgend eines Handelshauses und von ihm erfahren wir, was wir wissen wollen: der Bräutigam ist ein Herr Gontard, Sohn des weltberühmten Bankierhauses Jakob Friedrich Gontard und Söhne in der freien Reichs- und Handelsstadt Frankfurt a/M., und die Braut, ein wunderschönes Mädchen, ist die Tochter der reichen Wittwe Borkenstein, eines der ersten Häuser in Hamburg.

Jetzt kommt der Zug näher: die Spitze bildet wieder eine Abtheilung jener wunderlichen „reitenden Stadtdiener“ mit Pumphosen, spanischen Mänteln, Wolkenkrägen und Degen an der Seite, nur daß gewaltige Blumensträuße, die sie vor der Brust und auf den Spitzen der Hüte tragen, die Feierlichkeit, die ihr Erscheinen erhöhen soll, als eine freudige bezeichnet; mehr indeß noch bezeichnet ihre spanische Amtstracht... die ungemeine Steifheit und das Philisterthum des damaligen Städtewesens und der hochedlen, trockenen, im Alther-

gekommenen eingefleischten Kaufherrn Hamburgs, deren Geldstolz und Eigendünkel dem Stolze und dem Dünkel eines spanischen Königs wahrlich nicht viel nachgiebt. Auch in den Reichen, die sie — wenn auch nur durch ihr Geld und ihre Handelsverbindungen — beherrschen, geht ja die Sonne nicht unter!

Jetzt folgt den wunderlichen steifen, gespenstischen Figuren, die wie durch Zauber aus Spaniens mittelalterlichen Zeiten heraufbeschworen sind, ein reich mit Blumen geschmückter Wagen, dessen Kutscher, dessen Bediente, ja dessen Pferde sogar in demselben sommerlichen und hochzeitlichen Schmucke prangen. In dem Wagen aber sitzt, bleich, mit leise gerötheten Augen, die wunderschöne, in weißen Atlas und ächte Brüssler Spitzen gehüllte, mit Perlen und Brillanten überdeckte Braut. Ihre Augen suchen den Boden, ein leises Beben — gleich dem Zittern des Birkenblattes im Abendhauche — durchschüttert sie. Ihre jungfräuliche Seele bebt ja dem wichtigsten, dem, für ihr ganzes Leben entscheidenden Augenblicke entgegen.

Stolz und ernst, mit hochgehobenem Haupte — an Schmuck und Hoheit einer Königin nicht unähnlich — thront an ihrer Seite die Mutter, die in Hamburg bei Reich und Arm wohlbekannte Repräsentantin des Hauses Borkenstein. Ein kalter Triumph über die glänzende Familien-Verbindung, in welche ihr Haus heute

tritt, strahlt aus ihren immer noch schönen, edel geformten Zügen. Zwei Freundinnen, Töchter der ersten kaufmännischen Geschlechter Hamburgs, nehmen — Mutter und Tochter gegenüber — den Sitz ein.

Abermals folgen zwei der berittenen Stadtdiener; dann naht sich eine zweite prächtige Equipage, auf ihren Schlägen das Wappen der Gontard, Kutscher und Bediente in die Farben des Hauses gehüllt: chamoisfarbenen Livree: Frack mit hellblau silberbetreßten Revers, hellblauer Weste und kurzen Beinkleidern nebst Escarpins.

In dem Wagen selbst ruht nachlässig vornehm ein junger feiner Herr. Der Ausdruck seines Gesichtes ist der, eines sich selbstbewußten, mit dem Leben und all' seinen Vorkommnissen genügend bekannten Geschäfts- und Weltmannes. Es ist der Bräutigam in einem so feinen habit-habillé, wie man es wohl in Paris und Frankfurt, nicht aber in der steifen, am Alten so festhaltenden Hammonia, der Führerin der Hansa, gewohnt ist. Ihm zur Seite, in einfachem ernstem, aber kostbarem Anzuge, sitzt der Bruder der Braut.

Und jetzt, jetzt folgen — den eigentlichen Festzug bildend — in langer unabsehbarer Reihe die Equipagen der Verwandten und Freunde, und der zur Hochzeit geladenen Notabilitäten der Hamburger Geld-Aristokratie. Wie es die damalige Sitte vorschrieb, waren sie sämmt-

lich genau nach Rang und Stand, nach Ansehen und „Vermögen" geordnet.

So bewegt sich der Zug von dem Borkensteinischen Stadthause im „alten Wandrahmen" zu Hamburg durch Altona nach Ottensen, in dessen Nähe Frau Borkenstein ein schönes Landhaus besitzt. Dort, wo auch Klopstock wohnt, der mit der Familie in den freundlichsten Beziehungen steht, — dort in Ottensen's Kirche soll die Trauung stattfinden.

Aber die Stimmung der Braut — wir folgen dem langsam dahinfahrenden Zuge, gewinnen durch kleine Straßen, die uns den Weg abkürzen, hie und da einen Vorsprung und schauen dann wiederholt in den mit Blumen so reich geschmückten Brautwagen — die Stimmung der Braut ist eine ernste.

Ob sie — mit der immer näher rückenden Stunde der Trauung — zum ersten Male das Inhaltsvolle des Schrittes, den sie eben zu unternehmen im Begriffe steht, ganz empfindet? . . . wer kann es wissen?

Ob hier die wahre Liebe, ob Convenienz allein die Brautführerin ist? . . . wer kann dies sagen?

Es ist freilich eine schlimme Sache! . . . Wenn die Liebe nicht die Oberhand hat, so wird die Vernunft allein die Wahl treffen; herrscht die Liebe, dann hat die Natur schon gewählt. Nur bleibt immer zu bedenken, daß die Liebe das heilige Gesetz der Natur ist, das

man so leicht nicht ungestraft übertreten kann. Alle Convenienz, alle sophistischen Betrachtungen über Stand und Rang heben dies ewige, heilige, große Gesetz der Natur nicht auf, und wo es übertreten wird, da folgt nur zu oft Unglück und Verderben auf dem Fuße.

Uebrigens war dem Bräutigam in dem Borkensteinischen Hause — in welches ihn eine Reise über Hamburg nach England persönlich einführte — die freundlichste Aufnahme geworden. Der junge Mann trug ja den Namen Gontard . . . und der Name Gontard hatte ja in der kaufmännischen Welt der damaligen Zeit einen fürstlichen Klang.

Herr Jakob Friedrich Gontard ließ es aber auch, von dem ersten Augenblicke an, nicht an zarten Aufmerksamkeiten gegen die reizende Tochter des Borkensteinischen Hauses fehlen, und da das Facit der schon zu Hause vorgenommenen Calculation, wenn auch nicht auf „ebenbürtig“ . . . doch auf „rangangemessen“ und „acceptable“ lautete, so ordnete sich die Sache bald. Die feine und geschmeidige Unterwürfigkeit des Bewerbers in seinem Benehmen, der Mutter gegenüber, sowie das Ansehen der Familie, zu welcher er gehörte, endlich die Berücksichtigung einer nicht nur angenehmen, sondern überaus glänzenden Existenz in der altehrwürdigen Wahl-, Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt, unterstützten dabei seine Bewerbungen auf das Kräftigste.

Und war es denn ein Wunder, daß der Bräutigam hier, bei so viel Liebenswürdigkeit und Schönheit, wirklich in Liebe erglühte?

Kurz! . . . „die Sache ordnete sich," wie eben erwähnt, und der pompöse Wagenzug, der dies Brautpaar nach Ottensen zur Trauung und einem großartigen Fest-Diner im Landhause der Wittwe Borkenstein führt, nähert sich eben dem Altonaer Thore.

Aber die Braut ist immer noch ernst; ja ihre innere Bewegung steigert sich von Minute zu Minute. Der Busen wogt, der Athem wird schwer, einzelne Thränen zittern in den schwarzen Wimpern. . . .

„Keine mädchenhafte Thorheit!" — sagt die Mutter ernst und schaut mit Stolz auf ihr reizendes, wie eine Königin geschmücktes Kind.

In demselben Augenblicke aber bedeckt Todtenblässe das Antlitz der schönen Braut; . . . ein leiser Schrei entringt sich ihrer Brust und Thränen stürzen in hellen Strömen aus ihren Augen.

Mutter und Freundinnen sind betroffen, entsetzt; sie dringen mit Fragen auf die Liebliche ein; aber Susetten versagt die Sprache . . . da — einem Blick der im höchsten Grade Erregten folgend — schauen sie aus dem Wagen . . . ein Leichenzug kommt ihnen unter dem Thore entgegen!

Wieder die steifen, schwarzen, spanischen „berittenen Stadtdiener!“

Wieder der schwarze, federgeschmückte „Himmelwagen!“

Wieder der lange Zug schwarzbemäntelter Bürger!

Aber der „Himmelwagen“ führt diesmal die Leiche einer jungen Frau, wie die Blumenbouquetts und Blumengewinde beweisen, die Sarg und Wagen schmücken.

Der Brautzug muß halten . . . der Leichenzug schreitet langsam und . . . gespensterhaft an ihm vorüber. Das nächste Glockenspiel aber wimmert das Kirchenlied ab:

„Was weinest du?
Ein hingeschwund'nes Glück
Bedeckt des Grabes Moos.
Zum Staube kehrt der müde Staub zurück,
Und ruht im Erdenschooß.
Des Lebens Freuden blühen,
Und welken wieder ab,
Und Lebensglück und Mühen
Birgt bald ein stilles Grab.“

Da kann die schöne bleiche, mit Brillanten und Perlen bedeckte Braut ihr Schluchzen nicht mehr halten. Es ist, als wäre eine finstere Ahnung über sie gekommen.

Mutter und Freundinnen suchen sie zu beruhigen... umsonst! . . . In Ottensen angekommen, ist Alles in Bestürzung; . . . der Bräutigam bittet, flehet . . .

umsonst! Die ernsten, trockenen Gesichter der alten steifen Kaufherren werden noch ernster und trockener; die Damen wechseln vielsagende Blicke, die hie und da nicht frei von Schadenfreude, stolzem Hohn oder bitterem Neid sind.

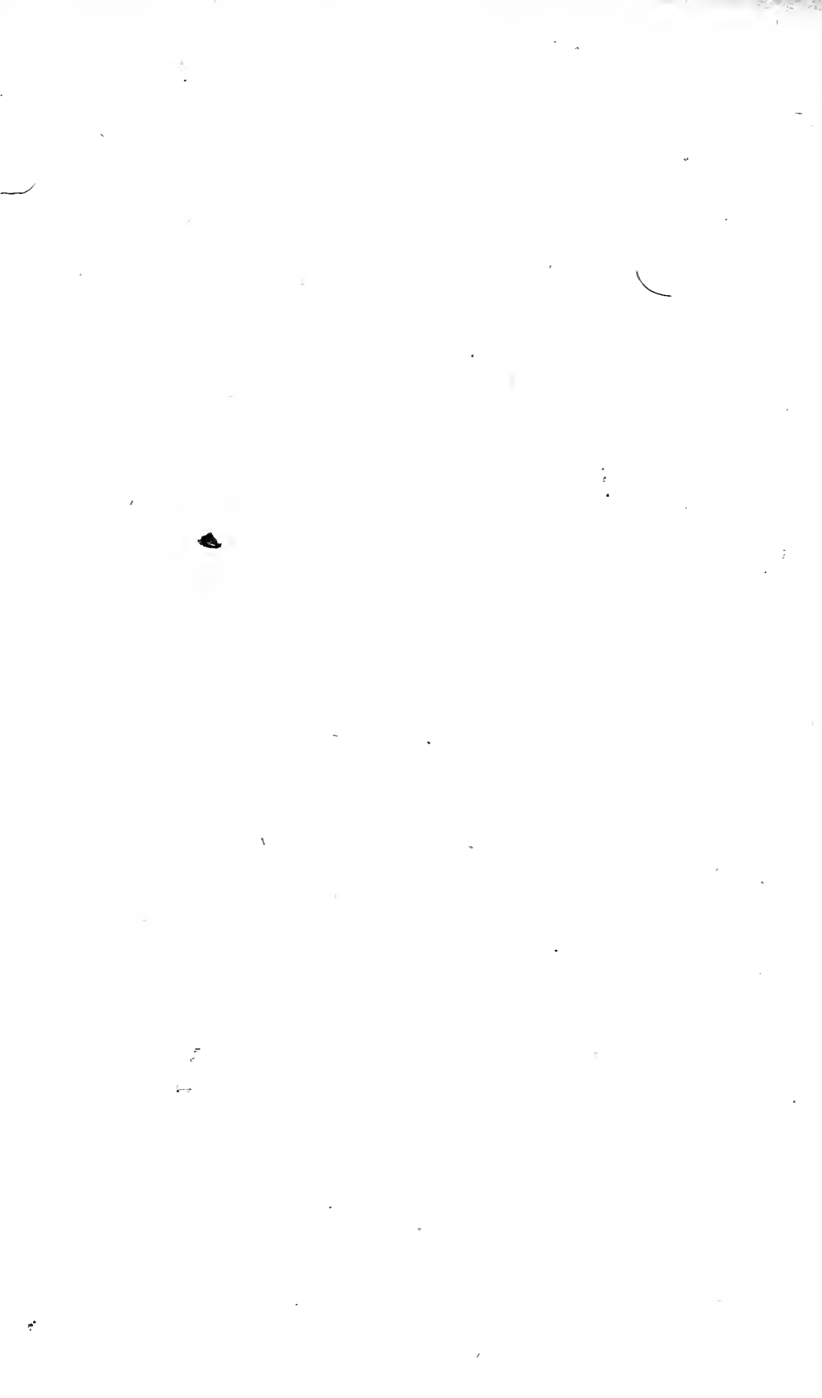
Endlich gelingt es der dichterischen Beredtsamkeit Klopstock's, die düsteren Bilder zu verscheuchen, die in der Braut — von jenem Leichenzuge geweckt — aufgestiegen sind.

Sie wird ruhig . . . die Trauung wird vollzogen . . . das Diner übertrifft alle Erwartung, wenn es auch von einem freundschaftlichen Mahle so verschieden ist, als Geld von Geist und Herz, . . . und . . . spät in der Nacht . . . kehren die Gäste, mit überladenem Magen und doch am Ende gelangweilt, heim.

Ein Tag aus dem Hamburger Leben im Jahre 1786 . . . ist vorüber.



Geld und Geist.



Zehn Jahre nachher.

Der Mai des Jahres 1796 hatte sich überaus prächtig angelassen. Auch die freundliche Gegend, in der die altehrwürdige freie Reichs-, Handels-, Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt lag, durfte sich seines Zauberschmuckes im vollsten Maße erfreuen.

Wie ein vielfach geschlängeltes Silberband wand sich hier der Main — in seiner bescheidenen Größe doppelt malerisch — durch das liebliche Thal, das seine einst mächtigeren Fluthen ihm in grauer Vorzeit gebildet, bis er — offen und lebenslustig, wie die Menschen, die seine Ufer bewohnen, — in die herrliche fruchtreiche Ebene tretend, die sich vom Fuße des Spessarts aus bis zu seiner Mündung in den Rhein erstreckt, damals wie heute, seine blitzenden Grüße den fernen Gebirgen zuwarf.

Alles hatte der Frühling hier mit frischem Grün, mit Blumen und Blüthen übergossen, und wunderbar genug hoben sich aus dem Saatengrün, und dem dufti-

gen Blüthenschnee zahlloser Fruchtbäume die dunkelen Mauern und Steinmassen der mächtigen Stadt, von dem gewaltigen Dome, sowie von den Thürmen der Kirchen und Klöster, der Wälle und Festungswerke überragt.

Aber es schien auch, als ob selbst die ganze weite Umgegend das alte Frankfurt zu ihrem Lieblinge erkoren habe, so sorglich umschlang es — von Norden nach Südwesten hinstreichend — das prächtige Taunusgebirge in weichem Bogen. Und doch hatte sich schon damals noch manch' andere Stadt, — manch' anderes Städtchen näher und vertraulicher an dies schöne Gebirge geschmiegt, wie z. B. Homburg, das freilich zu jener Zeit — wenn auch als Residenz der Landgrafen von Hessen-Homburg mit einem schönen Schlosse geziert — noch ganz unbedeutend und unansehnlich war.

Aber lag es denn nicht reizend, dieses kleine schlichte Homburg oder „Höhnburg" — wie es das Mittelalter nannte — auf einer Vorhöhe jenes Taunusgebirges, 600 Fuß über der Meeresfläche, umspült von einer reinen köstlichen nervenstärkenden Luft?

Blickte sein gewaltiger, 180 Fuß hoher, ganz frei dastehender und mit 10 Fuß dicken Mauern versehener Schloßthurm, — dieser Zeuge großer Thaten und Begebenheiten, — dieser mittelalterliche Rest der alten niedergebrannten Burg — nicht damals wie heute weit ab bis in das Main- und Rheinthal?

Entquollen hier dem mütterlichen Schooße der Erde nicht auch zu jenen Zeiten schon köstliche Mineralquellen? wenn sie auch erst von ganz Wenigen beachtet wurden und — außerhalb des kleinen Homburgs selbst — fast noch Niemanden bekannt waren. Das ganz unbedeutende Städtchen träumte ja damals noch nicht von dem Glanze und der Pracht, die ihm, als einem der berühmtesten Badeorte Deutschlands, fünfzig Jahre später werden sollten!

Wohl aber thronte schon damals auf anmuthiger, mit kunstvollen Gartenanlagen umgebener Anhöhe, die ganze Gegend ringsum beherrschend, das Landgräfliche Residenz-Schloß. Ein — ursprünglich von den Römern gegründetes — Castell, wurde es in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zerstört und erlebte im Laufe der Jahrhunderte so manchen Wechsel, so manches abenteuerliche Vorkommniß, daß in stiller Nacht die Geister gar wunderliche Sagen und Mähren in und um seine Mauern flüstern und erzählen konnten.

Indeß schöner noch als dies Schloß und seine, zwar kunstvollen, aber nach altfranzösischem Style unendlich langweiligen Gartenanlagen, ist die Umgebung Homburgs. Auf allen den schönen Anhöhen und Thälern ringsumher ruht dabei, den Zauber unendlich erhöhend, die Geschichte einer klassischen Vorzeit.

Da liegen im Norden des Städtchens auf dem leicht

bemerkbaren Gebirgseinschnitt, über welchen die nach Usingen führende Chaussee geht, ein und eine viertel Stunde entfernt und 1304 Fuß hoch ... die Ruinen der Saalburg, eines alten, von Drusus angelegten Römer-Castelles, das von Herrmann zerstört, von Germanicus aber, bevor er in das Kattenland einfiel, wieder hergerichtet wurde.

Da liegt, an dem Flüßchen Nidda, der Flecken Heddernheim, der seinen Ursprung Kaiser Hadrian verdankt, welcher dort ein befestigtes Lager aufgeschlagen.

Da läuft auf den Höhen des Taunus, der von den Römern unter Tiberius errichtete Pfahlgraben hin, der jene Feinde Germaniens gegen die Volksstämme der Sigambrier, Cherusker, Sueven und Katten schützen sollte.

Da liegt — ebenfalls nicht weit von Homburg entfernt — Vilbel (Villa bella), auch eine römische Niederlassung und später, im Mittelalter, der Sitz eines Rittergeschlechtes.

Ueber alles dies hinaus aber ragt das herrliche Taunusgebirge, mit seinen prachtvollen Wäldern, seinen Höhen und Thälern, Felsen und Burgen, Bächen und Heilquellen, und seinen zwei, die Wolken küssenden Spitzen, dem „Altkönig“ und dem „Feldberg.“

Noch kocht dieses einst vulkanische Gebirge in seinem verborgenen Laboratorium die unterirdischen Gewässer,

die es in mehr als zwanzig berühmten, theils kalten, theils heißen Quellen, wie eine liebende, sorgsame Mutter der leidenden Menschheit zum Heil hervorsprudeln läßt. Noch heben sich stumm und majestätisch diese gewaltigen Höhen, die durch Jahrtausende hindurch so viele Reiche und Gewalten kommen und gehen, — so viele Menschengeschlechter an sich vorüberziehen, — so viele Thaten und Namen prunken . . . und wieder verschwinden sahen!

Aber der großartigste Punkt des ganzen Taunus ist doch wohl der „Feldberg", um dessen nahe an 3000 Fuß hohen Gipfel gespenstisch, wie die Wolken des Himmels, so die Sagen der Vorzeit, so die Mähren von „Brunhildis", der „heiligen Hildegard", vom „Herrmannsborn", dem „Lindwurm" und „Altkönig" ziehen.

Diesen schönen sagenreichen Berg nun — dessen Gipfel eine herrliche unermeßliche Aussicht in die Main- und Rheingegenden krönt — waren, lange vor Sonnenaufgang, . . . sie wollten das hohe Gestirn des Tages ja eben hier aufgehen sehen . . . zwei junge Männer heraufgestiegen.

Jetzt, es fing gerade an zu dämmern, standen sie oben auf des Berges höchstem Gipfel. Eine gewaltige Felsmasse, der „Brunhildenstein" genannt, schützte sie vor dem ziemlich stark wehenden kalten Morgenwind. Auch dies Plätzchen war historisch: die ostfränkische Kö-

nigin Brunhilde überschaute, der Sage nach, von hier aus oft beim Glanze der Morgensonne ihr Reich. Jetzt aber war noch nichts zu schauen und die beiden jungen Männer mußten sich noch ein halbes Stündchen gedulden. Sie thaten es gern, um von dem ziemlich beschwerlichen Wege auszuruhen, und . . . zu erzählen hatten sie sich ja, nach längerer Trennung, ohnedem genug.

Beide waren Universitätsfreunde. Der ältere — der schon damals bekannte Dichter Hölderlin — war zum Besuche des etwa fünf Jahre jüngeren, seit kurzer Zeit in hessen-homburgischen Diensten stehenden und daher auch in Homburg wohnenden Sinklair's gekommen. Sinklair hatte Hölderlin eigentlich in dem nahen Frankfurt eine Hofmeisterstelle verschafft, und ehe diese angetreten wurde, wollten beide noch einmal ein paar Tage frei und ungenirt mit einander verleben. Solche Nachklänge aus den Universitätszeiten sind ja so schön! . . . es sind die lieben prächtig-glänzenden Abendsterne der versinkenden Jugend. Vielleicht führt das Mannesalter dann noch strahlendere Gestirne herauf . . . aber freilich nur . . . vielleicht! Sorgen bringt es gewiß und die holde Jugend blüht eben nur einmal. Darum: „Laß dir deine Rosen nicht bleichen, selige Götterjugend! Laß im wild stürmenden Leben deine Schöne nicht altern. Das ist ja die Freude, das ist ja die Seligkeit, daß du den sorgenfreien, den rein-blauen,

den lichtstrahlenden Himmel des Glücks in dir trägst!"

In Sinklair's Seele ruhte er noch voll und ganz und mit der alten Spiegelfläche. Sinklair war der letzte Sprößling eines nach Deutschland verpflanzten Zweiges der schottischen Familie dieses Namens. In Tübingen hatte Sinklair mit Hölderlin studirt und Freundschaft geschlossen. Beide einten hier gleiche Grundsätze, ein gemeinsamer philosophischer Grundzug im Wesen, der sich besonders am Fichte'schen System genährt und herangebildet, und namentlich das schöne, poetische Talent, das jeder von ihnen besaß. Sinklair war dabei ein Mann von vortrefflichem Gemüth. Sein richtiger feiner Takt und sein glücklicher Frohsinn, verbunden mit Witz und heiterer Laune, machten seine Gesellschaft äußerst angenehm und unterhaltend, so daß er auch am landgräflichen Hofe gern gesehen war. Es lag wirklich eine schöne diplomatische Laufbahn vor ihm.

Seinem Freunde Hölderlin wollte freilich das Glück bis dahin weniger lächeln. Vielleicht nahm es jetzt — gerade durch Sinklair's Empfehlung — eine glücklichere Wendung. Uebrigens hatte Hölderlin schon von der Natur einen Empfehlungsbrief erhalten, der gar nicht zu verachten war: er war schön . . . sehr schön! . . . ja seine Schönheit hatte etwas Ideales!

Seine Studiengenossen sagten: wenn er vor Tische

in dem gemeinsamen Speisesaal auf und abgegangen, sei es gewesen, als schreite Apollo durch den Saal.*) Und diesem Aeußeren entsprach der zarte, im Zusammenstoße mit der gemeinen Wirklichkeit leicht zur Melancholie werdende Schwung der Seele. Alles war dabei edel an ihm — Aeußeres und Inneres — griechisch schön und von einer Harmonie, in der eine ungemeine Anziehungskraft lag. Es konnte kaum einen liebenswürdigeren und geistvolleren Menschen geben, wenn ihm auch manche Leute sein glühendes Schwärmen für das alte Griechenthum nicht verzeihen mochten oder in ihrer Trivialität lächerlich fanden.

Ein volles reiches Haar schmückte dabei sein Haupt; sein braunes Auge blickte in schwärmerischem Glanze, die geistige Welt verrathend die hinter ihm ruhte. Sein Wuchs war schlank, seine Größe starkmittel, sein Benehmen fein und anstandsvoll.

In der That! . . . als jetzt die Dämmerung immer lichter wurde und die Umrisse seines Körpers erkennen ließ, war es, als ob eine jener antiken griechischen Heldengestalten auf dem Brunhildenfelsen sitze, . . . eine, der Nacht und der Vergangenheit entstiegene Göttergestalt!

---

*) Thatsache. — Siehe auch: „Hölderlin's Leben" von Schwab II. Theil d. s. W. H. S. 274.

Und ein Götteranblick, dem die Herzen der beiden Freunde mit gespannter Erwartung entgegenschlugen, bereitete sich denn wirklich jetzt auch vor.

Noch lag Dämmerung über der Welt . . . nichts war zu unterscheiden . . . alles lag Grau in Schwarz . . . Himmel und Erde! — — Da glimmt plötzlich der erste Strahl der Morgenröthe im fernen Osten auf . . . ein leiser röthlicher Hauch, der immer weiter in den Himmel hineinwächst und immer tiefer und tiefer erglüht!

Jetzt schon übergießt er die höchsten Gipfel des Spessarts und des Odenwaldes mit Purpur und flüssigem Golde. Wie Feuerwogen ziehen die wellenförmigen Kämme der fernen Gebirge dahin, . . . eine goldene Krone auf dem Haupte der schlummernden Welt, die ruhig noch liegt in dichtes Dunkel gehüllt.

Aber das Licht siegt! . . . Wie eine beleuchtete Insel, die zur Nacht auf dem Ocean schwimmt, liegt jetzt die östliche Gegend.

Und es wachsen die purpurnen Schwingen des Morgenrothes, . . . und es wächst das Licht und fliegt, einem Adler gleich, empor, . . . und aus den Schatten der Nacht tauchen — wie lächelnde Genien aus dunkelen Fluthen — einzelne Landschaften auf . . . hier liebliche Ortschaften in schattigen Gründen, . . . dort Wälder und Höhen aus nebligten Tiefen.

Jetzt kann man schon zusammenhängende Bergreihen mit ihren Krümmungen und Einschnitten deutlich unterscheiden. Ein hellgrauer Streifen schlängelt sich fernab, der Ebene entlang, der Main.

Aber noch immer säumt die Sonne . . .

Wie groß, wie feierlich ist Alles rings umher! . . .

Kein Ton! kein Laut! . . . in Todtesstille harrt die Welt der Geburt des Lichtes.

Da! . . . da! mit einemmale zuckt ein blendender Strahl am Himmel auf! Es ist wie ein Jauchzen . . . wie ein Werde-Ruf des unendlichen ewigen Weltengeistes!

Und dem Strahle folgt ein Blitzen des Lichtes . . . und göttlich groß, erhaben und majestätisch steigt die Königin des Tages — ein rothglühender, ein goldener Flammenball — empor.

Welch' ein Schauspiel! . . . welch' eine Größe! . . . welch' eine Pracht!

Jetzt sieht man den Rücken des Donnersberges prächtig beleuchtet und Main und Rhein vertauschen ihr Grau mit hellem Silberglanze.

Die jungen Männer stehen lautlos, — in seliges Schauen und Staunen vertieft, — und merken nicht, wie auch sie jetzt Sonnenschein umfließt, während zu ihren Füßen Thäler und Ebenen, Dörfer und Burgen, Wälder und Felder noch in dämmerndem Halbdunkel

ruhen. Aber nur Minuten noch . . . und auch sie grüßt der Tag.

Und welche Fernsicht jetzt! . . . welch' kolossales Rundgemälde! . . . welch' ein Blick über hundert und fünfzig Stunden im Umkreise, die einen der schönsten Theile Deutschlands . . . die einen einzigen ungeheueren Garten bilden!

Dort, am äußersten Saum im Norden der Westerwald, weiter die Röhn, der Spessart und der Odenwald; . . . die Gipfel der Bergstraße, die Gebirge um Heidelberg bis an den Rhein. Jenseits die Vogesen . . . der Donnersberg . . . der Hunnenrück . . . die Rheingebirge bis zu dem Siebengebirge hin und dort . . . die Wetterau! In der Nähe aber wieder die wunderschönen Ausläufer des Taunus. Hier Homburg mit Schloß und Thurm . . . dort Darmstadt . . . fernab Mainz . . . und gerade gegenüber, umgeben von einer Menge Ortschaften, die alte freie Reichsstadt Frankfurt, mit ihren ernsten Steinmassen, mit ihren schwarzen Schieferdächern, mit dem gewaltigen Dom und ihren Zinnen, Thürmen und Thürmchen! . . .

Der Anblick war in der That zu groß, zu mächtig, zu allgewaltig, um für den ersten Augenblick etwas anderes hervorzurufen, als ein staunendes: „O Gott, wie herrlich!“ . . .

Die Natur ist ja die große, ewig bewegte Woge der

Allliebe! Wer ihr mit offenem Herzen, mit offenen Sinnen entgegenkommt, den erfaßt sie auch allgewaltig und trägt ihn empor zu jenem unaussprechlich seligen Gefühle des Aufgehens in der, das All umfassenden unendlichen Liebe, die der Träger alles Daseienden ist.

Und jetzt erwachte mit dem Lichte auch das Leben in der Natur. Die schlafenden Blumen, vom Schlummer gesättigt, schlugen die Augen auf; aus Busch und Laubdach huschten die Vögel. Die bewegtere Morgenluft trug die Gebete der Thäler herauf: die Stimmen der Heerden und das Geläute der Morgenglocken.

„O wie herrlich!" — rief Hölderlin in Entzücken versunken — „wie groß und göttlich schön ist doch dies alles! Wie jetzt das hohe Licht, das heitere, den gewohnten Pfad daherschreitet, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwärmt und all' ihre Kinder wieder sich fühlen. Und wir Einsammen hier oben und doch gerade jetzt mit der ganzen Unendlichkeit selig Verschwisterten, . . . sollen wir nicht vor Entzücken an dem Herzen der großen göttlich schönen Natur Liebesthränen weinen?"

Und er konnte lange das Auge nicht abwenden.

Auch Sinklair fühlte sich erhoben und unendlich erfreut, obgleich er den Anblick der aufgehenden Sonne schon öfter hier genossen. Das wirklich Schöne und

Große verliert ja nie seinen Reiz; daher auch gaben die Alten den Göttern ewige Jugend.

Aber um viel zu sprechen war der Eindruck noch zu gewaltig und zu heilig. Lange standen die jungen Männer schweigend nebeneinander und schauten nur und lauschten, und ließen die zarten Wellen der Luft Haupt und Brust umspülen. Verloren in den unendlichen Raum blickten sie bald hinauf in den blauen Aether, bald hinein in die weite Welt mit ihren blühenden und grünenden Auen, und es war ihnen, als öffne ein verwandter Geist die Arme, als löse sich hier alles Engende des menschlichen Daseins auf in das Leben der Gottheit.

Endlich sagte Hölderlin in seliger Erinnerung an seinen „Hyperion" — das Dichterwerk, an dem er jetzt schuf — und ein schönes, unendlich glückliches Lächeln umschwebte dabei seine Lippen:

„Ja! Eines zu sein mit Allem, was lebt,... in seliger Selbstvergessenheit wieder zu kehren in's All' der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und . . . das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht! . . . Eines zu sein mit Allem, was da lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen

den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseligt, verschönert die Welt! . . . Ja! ja! . . . Eines zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen!"

„Aber ich muß Dir jetzt auch, als Dein Cicerone, die Gegend erklären!" — sagte hier Sinklair, der, trotz seines stets offenen Sinnes für Natur und Poesie, den praktischen Boden nicht gerne unter den Füßen verlor, und seinen schwärmerischen Freund kannte.

Hölderlin folgte, — anfangs freilich nur mit halbem Ohre und halb abgewandtem Geiste. Sinklair aber, den der herrliche Morgen unendlich heiter, fast übermüthig gestimmt hatte, sprach so frisch und ließ manchen so treffenden Witz mit unterlaufen, daß der Freund bald ganz bei ihm und seiner Rede war. Der junge angehende Diplomat verrieth dabei schöne Kenntnisse. Sprach er doch gleich geistreich über die geologischen, geognostischen und geschichtlichen Verhältnisse der ganzen Gegend.

Als er zuletzt auch Frankfurt berührt hatte, das jetzt im hellsten Sonnengolde dalag, sagte er:

„Und dort also wird sich in einigen Tagen Dein Le-

bensfaden anspinnen. Nun, es ist ein schönes Fleckchen Erde, dieses Frankfurt, möge Dein Leben Dir dort so heiter und so sonnig werden, wie jetzt im Augenblicke die gute alte Stadt daliegt."

„Ich sehe meinem neuen Wirkungskreise mit Freuden entgegen!" — versetzte Hölderlin und drückte dem Freunde, der ihn dahin empfohlen, dankbar die Hand. Die Hofmeisterstelle, von welcher hier die Rede, war ja eine ausgezeichnete, sogar glänzende zu nennen, da die Familie Gontard, deren Kinder Hölderlin erziehen sollte, nicht nur zu den reichsten und ausgezeichnetsten, sondern auch zu den gebildetsten der Reichsstadt gehörte. Namentlich konnte Sinklair, der im Gontard'schen Hause persönlich bekannt war, die Dame des Hauses nicht genug loben und preisen, sowohl in Betreff des Charakters, als ihrer Schönheit und Bildung.

„Ist sie eine Frankfurterin?" — frug Hölderlin.

„Nein!" — entgegnete Sinklair — „sie ist eine geborene Borkenstein von Hamburg".

Sinklair erörterte nun — indem sich beide Freunde niederließen und an einem kleinen, in einer Botanisirbüchse mitgebrachten Frühstück stärkten, — die näheren Verhältnisse. Die Kinder, von sieben bis neun Jahren, sollten trefflich gerathen und wahrhaft liebenswürdig sein.

Hölderlin ward von allem dem, was er jetzt zum erstenmale bis in das Einzelne hörte, ganz glücklich. Es

läßt sich ja in guten Stunden mündlich so viel erörtern, was schriftlich stets lückenhaft bleibt; und auch in Homburg, in Sinklair's Familie, hatte sich noch kein rechter Augenblick bieten wollen, um die Sache weitläufig zu durchsprechen. Schriftlich war sie ja ohnehin schon abgemacht.

Man kam von Einem auf das Andere und Sinklair freute sich nur, den Freund — der noch vor kurzer Zeit einer tiefen Melancholie verfallen schien — jetzt so lebensfrisch und heiter, so selbstvertrauend und hoffnungsreich der neuen Stellung entgegengehen zu sehen. Hölderlin liebte Kinder und kannte keinen schöneren Beruf — außer dem des Dichters — als solch' begabte und wohlgerathene Wesen zu tüchtigen Menschen heranzubilden.

„Was ist's denn mit der Erziehung Fremder anders, als mit der eigenen!" — sagte er glücklich und voll Jugendmuth — „der Lehrer erzieht zugleich sich mit den Kindern und die Kinder mit sich. Alles Leben ist ja überhaupt Erziehung und alle Erziehung ist wieder Streben nach Vollendung, das heißt: nach dem Erringen der höchsten Schönheit!"

„Jene höchste Schönheit war immer unser Ideal!" — versetzte Sinklair; aber er konnte in seinem fröhlichen Uebermuthe den Scherz nicht lassen und fügte hin-

zu: — „Wie Du nun dieser Schönheit nahe gerückt wirst! . . . sei nur vorsichtig und bewahre Dein Herz.“

„Im Gegentheil!“ — meinte Hölderlin — „ich will es hingeben . . . an meinen schönen Beruf nämlich und an die Kinder. Ist's denn nicht ein Jammer, daß die meisten Menschen aufwachsen, wie Reben ohne Stab? Die wilden Ranken breiten sich dann richtungslos über den Boden aus. In die Breite, nicht in die Höhe treibt der Saft. Du weißt ja, wie so manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil sie nicht genützt wird.“

„Leider nur zu wahr!“ — sagte der Freund bestätigend.

„Ging es mir nicht selbst so?“ — fuhr Hölderlin fort. — „Ich schweifte in meiner frühesten Jugend umher, wie ein Irrlicht, griff Alles an, wurde von Allem ergriffen; — aber — auch nur für den Moment, und die unbehülflichen Kräfte matteten sich vergebens ab. Ich fühlte, daß mir's überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So auch geht es den meisten Menschen in ihrer Jugend; dann aber kommen ungeschickte Hände und üben lange genug Geduld und Kunst an dem rohen Stoff; aber der Stoff, der zumeist Stein und Holz ist, bleibt dies auch . . . im besten Falle nimmt er von außen die edle Menschenform an. Aber so soll es bei mir und den Kindern, die mir an-

vertraut werden, nicht sein. Selbst begeistert von dem Ideal der höchsten geistigen und moralischen Schönheit, will ich diese Begeisterung auch meinen Zöglingen einhauchen und dadurch dem gebundenen Genius die Flügel lösen . . . sie nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu Menschen machen."

„Schön, edel . . . aber gefährlich!" — meinte Sinklair, dem Freunde ein Glas Wein hinreichend, — „denke an Prometheus!"

„Auf die Gefahr seines Schicksals hole ich doch meinen Zöglingen das göttliche Feuer vom Himmel! Aber es ist recht, Freund, daß Du Griechenland nennst. O! nur die Griechen, die Herrlichen, verstanden was Schönheit ist!"

„Bester Freund!" — rief hier Sinklair — „wir haben auf der Universität tüchtig für Griechenland geschwärmt . . ."

„Und nicht mit Recht?"

„Mit dem vollsten! Aber verlieren wir in der heiligen Begeisterung für eine allerdings herrliche und große Vergangenheit die Gegenwart und was sie Gutes und Schönes bietet, nicht aus den Augen!"

„O!" — rief Hölderlin — „unsere Zeit und unser Geschlecht sind nichts, wenn sie nicht zu der Größe des Alterthums zurückkehren. O mir, mir beugte die Größe der Alten oft genug, wie ein Sturm, das Haupt; . . .

mir raffte sie die Blüthe vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätte ich da einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit meinem Blute erkauft!"

„Und warst d'rauf und d'ran, Dein eigenes schönes Leben einem Phantome zu opfern!" — sagte Sinklair. — „Dein all' zu großes Schwärmen für das Alterthum entrückte und entfremdete Dich dem Leben der Gegenwart, das Dich frisch und fröhlich umrauschte. Lebend in einer großen versunkenen Welt, warst Du ein Fremdling in der wirklichen ... sie mußte Dich zurückstoßen und Du büßtest Deinen Irrthum mit einem Dich und Deine edelsten Kräfte verzehrenden Trübsinn."

„O schweige von jenen Zeiten!"

„Ich zeige Dir die Klippe nur, damit Du nicht abermals an ihr Schiffbruch leidest. Deine neue Stellung verlangt vor allen Dingen ein ruhiges, kaltes und praktisches Wesen; denn ... bedenke es wohl ... Du kommst jetzt in Sphären, wo das Praktische alles ... und das Ideale nichts gilt. Frankfurt ist eine Handelsstadt und die Gontard's stehen als Muster klug berechnender, vorsichtiger Handelsherrn im großen Style da.

„S o l l“ und „H a b e n“ sind dort das Motto und der Leitstern des Lebens!“

Hölderlin lächelte schön; dann sagte er — „es soll auch m e i n Motto sein: meine Zöglinge „s o l l e n“ tüchtige und edle Menschen werden, trotz der Wüste in die sie das Schicksal gesetzt, und ihr „g e i s t i g e s H a b e n“ darf einst ihrem weltlichen und klingenden nicht nachstehen.“

„Das laß ich gelten!“ — versetzte Sinklair heiter — „übrigens fürchte nichts . . . mit der Wüste ist es nicht so arg; jedenfalls führt sie viel, sehr viel Gold im Sande und dann grünt und blüht Dir nahe genug eine herrliche Oase. Madame Gontard ist nicht nur eine vollendete Schönheit von edler griechischer Gestalt — da hast Du gleich etwas aus Deinem vergötterten Griechenland — sie ist auch eine vortreffliche Mutter und ein Wesen voll Geist, Liebenswürdigkeit und selbst tieferer Bildung.“

„Gott sei Dank!“ — sagte Hölderlin.

„An etwas freilich wirst Du Dich in Deiner neuen Stellung gewöhnen müssen!“ — fuhr Sinklair mit nicht ganz zu verbergender Verlegenheit fort.

„Und das wäre?“

„An den in jener Sphäre herrschenden kaufmännischen Stolz.“

„Ich werde ihm, neben Bescheidenheit, die Würde entgegensetzen, die einem Menschen Geist und edles

Streben giebt. Auch hoffe ich, sollen meine Leistungen — wenn nicht die Zuneigung, doch die Achtung von Herrn und Frau Gontard gewinnen!"

„Schon die feine äußere Bildung dort garantirt Dir dies . . . bei der Mutter der Kinder wird sie Dir auch das Herz zollen."

„Nun denn," — rief Hölderlin — „so laß uns die Sache versuchen! Warum soll überhaupt der weitschauende Geschäftsmann, der es durch eigene Verdienste zu etwas Großem gebracht hat, nicht mit einem gewissen Stolze auf sein Werk schauen? Nur darf dieser Stolz natürlich kein leerer Geldstolz sein, der auf fremde Verdienste und lediglich Ererbtes sich stützt, . . . denn der ist und bleibt lächerlich! Aber der Handel Deutschland's überhaupt und der Frankfurts insbesondere hat doch auch seine ehrenvolle und ruhmwürdige Geschichte, wie das deutsche Bürgerthum."

„So ist es!" — versetzte Sinklair. — „Wenn der Handel auf das Wohlsein der Staaten entschiedenen Einfluß hat, und kein Gemeinwesen, groß oder klein, ihn missen kann, so ist er doppelt wichtig, ja unersetzlich für die zunächst auf ihn angewiesenen Handelsstädte. Denn hier ist er die Lebensquelle, aus der alle Theile des Ganzen Nahrung und Wohlstand empfangen."

„Das Bild der Pallas!" — fiel hier Hölderlin ein

— „welchem die Bürger Alles, selbst Leben und Freiheit verdanken.“

„Schau nur dort hinüber!“ — fuhr Sinklair fort — „schon die Natur erkor ja Frankfurt zu einem Handelsplatz. Hier, an der bequemen Ueberfahrt der Franken — an der uralten Frankenfurth, — im Mittelpunkte fruchtbarer Länder, mag sicher, schon Jahrhunderte früher, ehe man Buch und Rechnung führte, der Ertrag von Feldern, Heerden und Jagden vertauscht worden sein. Hier blühten ohne Zweifel Handel und Gewerbe, zu einer Zeit, wo manche jetzt prunkende Königstadt nicht den kleinsten Beitrag zur Entwicklung der bürgerlichen Thätigkeit geleistet hatte.“

„Den eigentlichen Grund zu der jetzigen Bedeutung des deutschen Handels legte aber doch erst das Mittelalter!“ — sagte Hölderlin.

„Allerdings!“ — fuhr Sinklair fort — „und zwar geschah es in Frankfurt im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts durch Fremdlinge, die während des spanischen Verfolgungskrieges aus den Niederlanden — vornehmlich aus dem volkreichen Antwerpen — einwanderten; sowie durch Reformirte, die, ihres Glaubens halber, aus Frankreich herüber flüchteten. Die neuen Gäste aber gehörten zu jenem Schlage von Menschen, welche das Glück nicht träge, die Noth nicht feig macht. — Sie brachten nebst geprüfter Erfahrung, Fleiß, Pünkt-

lichkeit, angeborenen Unternehmungsgeist und auch Geldmittel in ihre zweite Heimath. Damit aber machten sie sich den Gewerbfleiß zinsbar und begründeten, mit Hülfe ihrer auswärtigen Verbindungen, einen vortheilhaften Zwischenhandel. Ihr reger Geist verherrlichte sich dabei in neuen Schöpfungen. Bald errichteten sie Manufakturen, welche tausende von Webern, meist aus ihrem eigenen Volke, ernährten; bald stifteten sie Wechselhäuser und Waarenhandlungen, welche zum Theile noch jetzt bestehen und die schönsten Blüthen treiben."

„Gewiß ein schöner Ehrenbrief für die Nachkommen!" — rief Hölderlin. — „Oder sollte eine Firma, die Jahrhunderte hindurch unbefleckt und unermüdlich thätig von dem Vater auf den Sohn forterbte, nicht in den Augen der Vernunft wenigstens eben so viel gelten, als ein alter morscher Adelsbrief? Es kommt ja doch am Ende alles in diesem Lebensgetriebe auf Eines heraus. Der Eine sucht es im Reichthum, der Andere in der Ehre, der Dritte im Wissen. . ."

„Und wir . . ."

„Ich denke," — rief Hölderlin mit strahlenden Augen — „in der harmonischen Vollendung unseres geistigen und sittlichen Wesens! Zu dieser Vollendung meiner selbst und Anderer treibt es mich mit Liebe und

mit frischer Jugendlust und Jugendkraft. Lust und Liebe aber sind die Fittige zu großen Thaten. Wer die Wahrheit liebt, wird sie finden; wessen Herz sich über den ängstlichen egoistischen Gesichtskreis erhebt, in dem die meisten Menschen heranwachsen und den wir leider auf dem Fleckchen Erde, das uns zur Ruh' und Wanderung gegeben ist, fast überall wiederfinden, der wird mit freiem unbefangenem Geiste vorwärts schreiten und darum auch sein Ziel nicht verfehlen. Solch' Streben und Ringen macht dabei den Geist immer stärker und gelenker. O Freund! Freund! ich denke es liegt jetzt eine schöne Zukunft vor mir. In meiner neu anzutretenden Stellung will ich mich noch recht tüchtig ausbilden; . . . will Welt, Menschen und Leben studiren und den Versuch machen, in allen mir nahe tretenden Seelen den alten griechischen Schönheitsgeist wieder zu wecken. Er . . . und *er allein* kann . . . er *muß* die Welt regeneriren! Zum Dichten bleibt mir ohnehin Muse, und so denke ich einst würdig unter den Würdigen des Vaterlandes zu stehen!"

Von der schönen Begeisterung des Freundes ergriffen und seine freudigen Hoffnungen theilend, erfaßte hier Sinklair die Hand Hölderlins und drückte sie warm und innig. Im gleichen Augenblicke hörte man aus nicht allzu weiter Ferne Stimmen und muntere Zurufe.

Die Freunde erhoben sich. Es war eine Gesellschaft von jüngeren und älteren Leuten, die, keuchend und die Stirnen trocknend, die Spitze des Berges erklommen.

Ein herrlicher Tag.

Sinklair erkannte auf den ersten Blick in den heraufsteigenden ... Frankfurter, — wahrscheinlich waren es wohlhabende Handwerksleute. Denn der Bürger ... der Bürger der altehrwürdigen freien Reichs- und Handelsstadt — zumal wenn er dem Mittelstande angehört — verleugnet sich nie. Es liegt immer etwas Wohlhäbiges, Geruhigtes in seiner äußeren Erscheinung, daß sich mit dem Ausdrucke der Lebenslust und des Selbstbewußtseins paart, und doch auch eine gewisse Gediegenheit und Solidität zur Schau trägt.

War doch heute auch Sonntag, und an einem Sonntage konnte sich schon einmal ein ehrsamer Handwerksmann einen Ausflug mit seiner Familie in die Umgegend der Vaterstadt erlauben, selbst wenn man vor Tagesanbruch aufbrechen und ein gut Stück Weges — bis an den Fuß des Taunus — mit dem Gefährte des Vetter Winkler fahren mußte. Vetter Winkler war ja Meister der ehrsamen Metzgerzunft, und besaß, als solcher,

ein offenes, mit Bänken versehenes, rings von Weiden geflochtenes sogenanntes Stuhlwäglein, wie man sie damals hatte, das im Geschäft beim Einkauf der Kälber auf dem Lande diente. Ein- oder zweimal im Jahre machte dann auch die ganze Familie darauf — es galt immer für ein großes Fest — einen Ausflug.

Denn in jenen Zeiten war die Welt und der Frankfurter Bürger noch solider als heutzutage, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe die Menschen allsonntäglich in die weite Welt führen. Der ehrsame Handwerksmann erlaubte sich in jenen Tagen Sonntags mit seiner Familie höchstens einen Spaziergang auf den Schneidwall — ein Wirthschaftslokal, das auf einer alten Schanze, dicht am Mainstrome, angelegt war — nach dem nahe liegenden Sandhofe, oder den Ortschaften Bornheim, Hausen u. s. w. um bei einem Kaffe oder einem Glase Aepfelwein die Mühen und Sorgen der Woche zu vergessen. Nur die allgemeinen Volksfeste, wie auf Pfingsten der berühmte „Wäldches"- und „Bornheimertag," und das „Kirchweihfest" irgend eines benachbarten Ortes konnten hiervon noch Ausnahmen machen.

Jetzt ist es anders,... jetzt genügen schon bald die kostspieligen Fahrten und Parthien nach den prunkenden Bädern Homburg, Soden, Wiesbaden, Creuznach und den fernliegenden Städten: Mainz, Bingen, Darmstadt

und Heidelberg nicht mehr. Rheingau und Bergstraße sind durch die beflügelnde Kraft des Dampfes zu nahegelegenen Lustgärten geworden, und wie mit diesen weitausgreifenden Parthien dem Familienoberhaupte schon gewaltige Kosten, lediglich durch die Fahrten, erwachsen, so hat sich natürlich auch bei dem Besuche der, einen ungeheuren Luxus entfaltenden Bäder und dem Zusammentreffen mit einem vornehmen reisenden Publikum, der eigene Luxus und Staat bis in das Unendliche gesteigert.

Und doch waren damals die Menschen bei ihren bescheidenen kleinen Ansprüchen viel glücklicher als jetzt.

Machten sie einmal einen etwas weiteren Ausflug, wie nach dem Taunus, nach den schönen Höhen und reizenden Thälern von Kronberg, Königstein, Falkenstein, oder gar auf den „Feldberg“... welch' ein Fest war dies für die ganze Familie, welch' eine Gemüthlichkeit dabei!

Jetzt... wird mit rasender Hast und Eile eine weite Strecke hin- und zurückgeflogen;... im Fluge ein Blick auf die Natur geworfen;... im Fluge — die Uhr in der Hand — gesehen, genossen, steif und kalt ein steifes und kaltes Wort mit Fremden und fremd unter einander — es bleibt ja nicht einmal die Zeit zu einem gemüthlichen Anschließen — gewechselt, und, überfüllt von Sinneneindrücken, übermüdet und erschöpft von der über-

mäßigen Anstrengung, in der Nacht zurückgekehrt und dies... oft mit Lebensgefahr. — — —

Wie anders war es hier. Sinklair und Hölderlin fühlten sich sofort von dem heiteren Bilde angezogen, das sich ihren Augen jetzt darbot.

Der jugendliche Theil der kleinen Gesellschaft hatte bereits die Höhe des Berges erreicht und grüßte jetzt die herrliche weite Aussicht mit lautem Jubelruf.

Es waren zwei blühende schöne Mädchen — Freundinnen wohl oder nahe Verwandte — die den Sieg bei dem Hinaufsteigen davon getragen. Aber wie glühten auch ihre Gesichtchen unter den zierlichen Strohhüten, deren kurzer Rand vorn leicht herab und nach hinten hoch hinaufgeschlagen war, so daß man den schönen dichten, in den Nacken fallenden Haarwuchs leicht sah und bewundern konnte. Lustig flatterten dabei die Bänder in der frisch bewegten köstlichreinen Luft; während sich die ganz einfachen enganschließenden Kleider von schlichtem, zierlich gestreiftem Kattun reizend an die gefälligen Formen der jugendlichen Körper anschmiegten.

Triumphirend winkten sie jetzt mit den Taschentüchern den älteren Theil der Gesellschaft heran, der eben — keuchend und schwitzend — den letzten steilen Pfad unter den Füßen hatte. Kleinere Knaben und Mädchen kamen lachend und jubelnd heran und höhnten scherzend das langsamere Alter.

Aber der ehrsame Bürger von damals pflegte sich zu Allem die gehörige Zeit zu nehmen. So auch machten es Meister Löschhoff nebst seiner Gattin und dem würdigen Vetter Winkler. Langsam und bedächtig, den Schweiß oft von der Stirne wischend, stiegen sie aufwärts,... standen auch wohl dazwischen stille um zu verschnaufen und frischen Athem zu holen;... denn, wenn auch der Vetter nicht gerade dick war, so fehlte es doch dem Meister Löschhoff und seinem Weibe an einem gehörigen und stattlichen Umfange nicht.

Und wahrlich Bürger Löschhoff, — den breiten dreieckigen Hut, und unter ihm die Sonntags-Perrücke auf dem Kopfe, den respectabelen Bratenrock mit den ellenlangen Ravers und den ungeheuren Stahlknöpfen am Leibe,... mit der, bis beinahe auf die Beine langenden Weste, den kurzen Hosen, den geflammten Strümpfen, den dauerhaften Schnallen-Schuhen an den Füßen und den hohen, mächtigen Stock in der Hand — stellte Etwas im Staate vor. Und war er denn nicht auch Zunftmeister der wohlangesessenen Bierbrauer-Innung und sein Bruder löblicher „Bürgercapitän“ des IV. Quartiers?

Der Ausdruck dieser eigenen und verwandtschaftlichen Würde lag denn auch in der That in den Zügen unseres Mannes; aber ihn milderte doch auch ein un-

verkennbarer Anflug biederber Gutmüthigkeit und Geradheit.

Die Meisterin dagegen — eine noch immer ganz hübsche Frau von sechs- bis acht und dreißig Jahren — hatte etwas Strenges in ihren Zügen, das freilich im Augenblicke, durch die Schwierigkeiten des Weges hervorgerufen oder wenigstens schärfer wie gewöhnlich ausgeprägt sein konnte.

Jetzt endlich!... endlich!... war auch von den Alten der Gipfel erreicht; man grüßte die Fremden und nun ging es an ein Ausrufen und Bewundern, das in seiner Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, aber auch in seiner Ueberfülle die beiden jungen Freunde höchlich belustigte. Sinklair kam es überhaupt gelegen, daß Hölderlin hier gleich einen so prächtigen Repräsendanten des Frankfurter Bürgerthums in seinen mittleren Schichten kennen lernen konnte. Und welch' gute Bürger, voll ächter Liebe für ihre ehrwürdige Vaterstadt diese Menschen waren, das zeigte sich auch bald; denn hatten sie im Allgemeinen die herrliche Aussicht schon reichlich bewundert, so brachen sie Alle doch — sobald ihr suchender Blick in der Ferne das liebe Frankfurt mit seinem „Pfarrthurm" (dem Thurm der Cathedrale) gefunden — in einen fast unermeßlichen Jubel aus, der für die beiden jungen Männer fast etwas Rührendes hatte.

Es war ja die Liebe... die ächte treue Liebe und

Begeisterung für ihr — wenn auch kleines — Vaterland, die sich hier geltend machte... das innere Glück, das freudig aufwallte, bei dem Anblick des Fleckchens Erde, das ihre Wiege war und ihr Grab zu werden versprach;... an das sich ihr bescheidenes Dasein, mit all seinen kleinen Freuden und Leiden knüpfte.

Alle jauchzten und schwenkten die Hüte und Taschentücher und winkten, als ob man sie in der drei Stunden entfernten Stadt sehen könne.

Aber du lagst ja jetzt auch prächtig und gar sonnengoldig da, Frankfurt, von dem der Dichter mit Recht singt:

„So freundlich an des Maines schönem Strande,
So groß in deines Alterthumes Glanz,
Im guten lieben deutschen Vaterlande,
Hoch strahlst du in der Städte edlem Kranz;
Die Freiheit schirmet deines Handels Blüthe,
Der Handel hält des Reichthums alten Bau,
Die Religion, die Sittlichkeit, die Güte,
Sie wohnen noch in Frankfurts fleiß'gem Gau
Und rings herum, ein Schooskind der Natur,
Bekränzt die freie Stadt, die freie Flur!"

Aber der gute ehrsame Bürgersmann pflegt eben sonst kein Enthusiast zu sein: die Vaterstadt, deren Sohn er sich mit Stolz nennt, liebt er,... die Natur in ihrer überreichen Schöne, die Kunst selbst kann ihn erfreuen und erheitern;... aber der rechte Genuß, die rechte Behaglichkeit und Gemüthlichkeit fehlt ihm doch, wenn sich

der geistigen Anregung nicht die materielle beigesellt. Ohne gut und reichlich zu essen und zu trinken giebt es für den Frankfurter Bürger überhaupt keinen Genuß. So ist er denn gewöhnt, stets das Nützliche mit dem Schönen trefflich zu verbinden, und zu dem Ende kam jetzt der Fuhrknecht — der des Vetters Stuhlwäglein mit dem derben und handfesten Pferde, das es gezogen, in Kronberg eingestellt hatte — mit einem schweren großen Korbe, einer „Mahne", wie man in Frankfurt sagt, nachgeschwankt. Der Korb aber, von der Meisterin sorgfältig in Frankfurt gepackt, enthielt, neben verschiedenen Flaschen Weines, eine ungemein reiche Ladung von Schinken, kaltem Braten, Frankfurter Wurst, Käse, Butter und Brod.

Ein neuer Jubel der Kinder begrüßte diesen herrlichen Anblick, dessen tiefer, die Seelen mächtig erregender Eindruck jetzt noch dadurch erhöht wurde, daß mit dem Niederstellen desselben die Glocken der vielen umliegenden Ortschaften ihr sonntägliches Kirchengeläute erschallen ließen und herauf in die sonnige Bergeshöhe sandten.

Da fiel wohl all' den guten Leuten der Gedanke schwer auf das Herz, daß sie heute einmal — freilich ganz ausnahmsweise — den sonntäglichen Gottesdienst über ein Vergnügen versäumten. Und es nahmen — als wollten sie ihrem Herrgott für diese Sünde Abbitte thun — die Männer mit feierlichem Ernste die Hüte

vom Kopfe, legten die gefalteten Hände auf den Knopf ihres Stockes . . . und beteten schweigend ein „Vater-Unser“. Auch die Meisterin, die älteren Mädchen und Kinder thaten es mit fromm geneigtem Haupte . . . nur daß bei den Kleinen die Augen und die Gedanken näher bei dem Korbe und seinem ersehnten Inhalte, als bei dem ursprünglichen Spender dieser köstlichen Gaben waren.

Endlich setzte Ehrenmeister Löschhoff seinen Dreimaster wieder langsam und gravitätisch auf das edle Haupt und nun war das Zeichen gegeben, daß Freude und erlaubter Genuß — letzterer war, nach der kleinen Reise und dem anstrengenden Steigen, wahrlich schon von der Natur geboten — in ihre Rechte treten konnten.

Aber welche Thätigkeit entfaltete jetzt auch die ganze Gesellschaft. Vetter Winkler wählte ein schönes Plätzchen zum Lagern aus; die Meisterin und Käthchen, ihr liebliches ältestes Töchterchen, nebst Bäschen Mina, packten aus, breiteten ein reinliches weißes Tuch auf den Boden und legten, auf den mitgebrachten Tellern, die köstlich duftenden Speisen zurecht. Auch die Flaschen und Gläser wurden zurechtgestellt.

Aber noch fehlte eines. Es befanden sich ja noch zwei junge anständige Männer hier oben auf der einsamen unwirthlichen Höhe; wie hätte man diese bei dem fröhlich winkenden Mahle übergehen können?

Meister und Meisterin traten also zu denselben heran und luden sie mit schlichten, aber von Herzen kommenden Worten zur Theilnahme an ihrem kleinen Schmause und ihrer Freude ein.

Wohl dankten die Freunde anfangs und betheuerten, daß sie schon ein kleines Frühstück zu sich genommen. Aber was half das? . . . die Gastfreundschaft der biederen Menschen ließ sich so leichten Kaufes nicht zurückschrecken. Es sei schon dafür gesorgt — meinte die Meisterin — daß man hier oben einen oder den anderen Gast miterquicken könne. Kurz . . . die Einladung war so freundlich und so dringend, die Leute zeigten sich so gutmüthig und herzlich, die beiden Mädchen waren so frisch und anlockend . . . daß Sinklair nicht widerstehen konnte und auch Hölderlin folgte nicht ungern, da er sich dadurch auf die angenehmste Weise von der Welt mit dem Bürgerthume der Stadt, die auch ihn jetzt für Jahre beherbergen sollte, bekannt zu machen vermochte.

Und die beiden jungen Männer bereuten ihre Zusage nicht, denn bald sahen sie sich von der naturwüchsigsten Freude und einer Gemüthlichkeit umgeben, von der sie früher kaum eine Ahnung gehabt. Meister Löschhoff war dabei ein ganz praktischer einsichtsvoller Kopf, der zwar nicht über seine bürgerliche Sphäre hinausging, aber hier um so bewanderter war und dabei

gar schlicht und recht in Urtheil und Ansicht. Die Meisterin zeigte dagegen die tüchtige Hausfrau; das hübsche Käthchen aber erheiterte alle durch ihren frischen Witz und ihre ungekünstelte Heiterkeit.

Als nun aber der Hunger gestillt, sprangen die Mädchen und die Kinder davon, die herrliche Aussicht, die köstliche Bergluft und die heutige Freiheit jetzt erst recht zu genießen. Sinklair, in seiner köstlichen Laune, begleitete sie. Er, der hier oben und in der ganzen Umgegend so bekannt war, versprach, sie an die schönsten und interessantesten Plätzchen zu führen. Gleich auch hingen sich die Kleinen an seine Finger, und auch den größeren Mädchen schien der heitere Gesellschafter gar nicht unangenehm.

Hölderlin dagegen blieb bei den älteren Leuten zurück, und fand sich bald mit Ehrenmeister Löschhoff in ein lebhaftes Gespräch vertieft.

Es handelte sich über Frankfurt, das Leben dorten, die Gewerkschaften und Innungen u. s. w. und manch Anderes, was Hölderlin tiefe Blicke in das Wesen und Treiben des altstädtischen Bürgerthums thun ließ.

Gewerbfleiß und Handel — diese Zwillingsbrüder — sind ja die Pfeiler, auf welchen zu allen Zeiten das Glück der Bürger ruhte. Ja das Betreiben nützlicher Gewerbe hob noch eher, als der Handel, Frankfurt über den Wohlstand benachbarter Städte empor.

Weil man in früherer Zeit das Nothwendige dem Schönen vorzog, so bestrebte man sich auch mehr: viel zu leisten, als — wie dies jetzt der Fall ist — lediglich zu gefallen. So wurde im Mittelalter das Weben gediegener Wollstoffe ein Hauptgegenstand des bürgerlichen Gewerbfleißes in der altehrwürdigen freien Reichsstadt. Man zählte damals über dreihundert Meister dieses Handwerkes in Frankfurt; sie hatten dabei ihre Zunft- und Lagerhäuser, besetzten zwei Stellen hochweisen Rathes und trugen selbst ansehnliche Güter vom Kaiser zu Lehen. Straßen, Plätze und Höfe erhielten den Namen von ihnen. Letzteres ist freilich denn auch Alles, was die Zeit von ihrer Herrlichkeit übrig ließ. Seit Jahrhunderten ist der letzte „Wüllknapp“ in Frankfurt verschwunden.

Und in welch' stolzer Blüthe standen die Bortenwirker, die Seidenweber, die vielen Gold- und Silberspinner, die Söhne Benvenuto Cellini's, die Goldschmiede! Noch im siebzehnten Jahrhundert gab es in Frankfurt 118 Juweliere, Rubin- und Diamantschneider!

Ja, ja! das Handwerk hat einen goldenen Boden! das wußte man auch 1796 noch; und Mancher wäre wohl höchlichst erstaunt, hätte er erfahren, welch' ein Vermögen die sehr bescheidene und unansehnliche Wohnung dieses oder jenes schlichten Meisters der

löblichen Frankfurter Bäcker- oder Metzgerzunft berge. Auch die Meister der Bauprofessionen: Maurer, Zimmerleute und Steinmetzen, die ehrsamen Schneider, Tüncher, Dachdecker, Schlosser, Schreiner u. s. w. standen nicht schlechter. So bildeten die Handwerker, der Masse nach, jenen glücklichen Mittelstand, dem selbst, was Anderen verderblich wird, wie Krieg und Heereszüge, den Wohlstand mehrte. Ein eiserner Zunftzwang schützte dabei — freilich zum Nachtheil sämmtlicher anderer Bürger und des Wachsthumes und der Blüthe der Stadt selbst — die zahllosen Privilegien der Gewerke und Zünfte. Die Freiheiten zerstörten die Freiheit, und die Gerechtigkeiten die Gerechtigkeit.

Als die Handwerker in Deutschland vor siebenhundert Jahren von den übermüthigen Landesherren ihr verjährtes gutes Recht zurückforderten und die Gesellschaft anfing sich aus dem alten Chaos herauszuwinden, da waren die Zünfte ein Gewicht gegen des Adels Trotz und übermüthige Gewalt; da hatten sie, wer möchte es läugnen, ihren Werth und ihre Bedeutung. Aber . . . die Zeit schreitet vorwärts . . . schon in den Tagen, in welchen unsere Geschichte spielt, hatten sie längst, was sie nützen konnten, genützt. Jetzt waren sie eher ein Hinderniß, als ein Schutzmittel der Freiheit; eher ein Hemmschuh, als ein Beförderer des Kunstfleißes. Aber man war vermögend dabei geworden und wurde es —

freilich auf Kosten seiner übrigen Mitbürger und des Fortschrittes — noch, und so hielten denn auch sämmtliche Zünfte hier, wie in anderen Reichsstädten, mit unerbittlicher Strenge an dem alten Zopfe fest. Die Zunftrechte wurden streng überwacht, die Erlangung des Meisterrechtes unendlich erschwert, die Anzahl der Gesellen, welche die vorhandenen Meister halten durften, auf eine kleine Zahl beschränkt, so daß ein junger thätiger Mann nicht mehr Arbeit übernehmen und liefern konnte, als sein ältester spießbürgerlicher Zunftgenosse; fremde, in die Zünfte eingreifende Arbeit durfte dabei keine in die Stadt, und ein Metzger z. B., der nur auf das Schlachten eines Ochsen für die Woche privilegirt war, durfte keinen halben mehr ausschlachten und wenn er auch die Kundschaft für zehn und zwanzig Ochsen gehabt hätte!

So war es damals und so blieb es noch lange; ja! — sollte man es glauben? die Gegenwart selbst streitet jetzt — im Jahre Eintausendachthundertundzweiundsechzig — erst recht: ob dieser Zopf abgeschnitten, oder ob er zu Gunsten des Egoismus Einzelner und zur Schmach und Schande unserer, sonst so rasch fortschreitenden Zeit . . . in seiner ganzen Größe und Lächerlichkeit hängen bleiben soll.

Doch endlich wird sie auch für Deutschland erscheinen — auch da, wo die alte Nacht noch liegt, — die goldene Zeit, wo des Menschen natürliche Freiheit

wieder gelten, und Jeder das Gewerbe treiben darf, das er versteht, und die Kräfte üben, die ihm der Himmel gab! — So schrieb schon vor mehr denn 40 Jahren der wackere Chronist der freien Reichsstadt Frankfurt, und rief dabei aus tiefster Seele aus: Wo findet Ihr, die Ihr Alles nach der Elle der Erfahrung meßt, mehr Kunst und Geschicklichkeit, mehr Reichthum und Wohlsein, mehr Freiheitssinn und Selbstgefühl, als in dem gewerbfreien England?

Aber zu solchem Urtheil war man freilich um das Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht reif. Alles ging damals noch den alten gemüthlichen Schlendrian, und glücklich war, wer in irgend einer Beziehung zu den Privilegirten gehörte. Stand auch schon — in Folge der französischen Revolution — das Morgenroth einer neuen Aera am Himmel der Geschichte . . . noch lebte, namentlich in den freien Reichs- und Handelsstädten das volle Mittelalter.

Allerdings hatte, im Gegensatze, auch diese Zeit wieder ihr Gutes.

Einfachheit und schlichtes Wesen waren damals noch allgemein in dem bürgerlichen Mittelstande Gang und Brauch. Schwerlich dürfte sich denn auch die Gegenwart einen Begriff machen können von der Einfachheit der damaligen kleinbürgerlichen Wohnungen und deren Hausrath. Aber dieser Einfachheit nach Außen hin

entsprach auch das schlichte Wesen der Menschen in ihrem ganzen Leben und Treiben.

Will man den deutschen Mann in seiner Ganzheit sehen, dann suche man ihn lieber in Freistaaten, als unter dem Scepter. Je größer das Reich, desto mehr vereinzelnen sich die Kräfte. Will man aber den Reichsstädter von altem Schrot und Korn mit seinen Eigenthümlichkeiten kennen lernen, dann hüte man sich, ihn in den Höhen zu suchen. Da waltet — in den Städten, wie in den größten Reichen, — kühle Klugheit, die den schlauen Januskopf nach allen Seiten wendet. Auch darf der Beobachter, will er seinen Mann finden, keinen jüngst Eingewanderten zum Muster wählen; nein, sein Vorbild muß wenigstens auf ein halbes Jahrhundert reichsstädtischer Ahnen zurückblicken können.

Gewöhnlich ist dieses Urbild von gesetztem Körperbau, stark von Muskeln und Nerven, rasch im Gang und Geberden, schnell und gewandt in Geschäften, vorlaut mit der Zunge. Denn überall bricht die gesunde Derbheit der Vernunft hervor, welche das Rechte gleich in's Auge faßt, und stark herausspricht. Schnell, wie ein Pfeil, fliegt das Urtheil aus der Brust. Selbst die Betonung der Worte kündigt die warmblütige Stimmung im Innern an. Leicht ist ein solch' Gemüth zu entzünden, und rasch lodert die einmal entbrannte Leidenschaft zur Flamme auf. Wenig argwöhnisch von

Natur, kann es, einmal getäuscht, den Argwohn schwerlich fahren lassen; ja, es setzt ihn dann nicht selten bis zur Uebertreibung fort.

Dafür legt unser Mann desto höheren Werth auf alte geprüfte Freunde, und weiß sie, selbst wenn sie sich im Laufe der Zeit von ihm entfernt hätten, durch hundert Berührungspunkte bald wieder anzuziehen. Denn sein Sprechen und Lachen aus offener Brust, seine heitere Laune, sein gerader Sinn, sein Halten auf väterliche Sitte, machen ihn zum angenehmen Gesellschafter.

Ausdauernde Thätigkeit geht bei dem Urbilde, das uns vorschwebt, mit der Liebe zum Vergnügen Hand in Hand. Lebenslust und Arbeitseifer durchzücken seine Brust. Ist die Arbeit gethan, dann sehnt er sich nach Erholung. Erstere sieht er als Mittel, letztere als Zweck an. Zweckmäßigkeit ist überhaupt die Eigenschaft, wonach er fragt, wenn ihm etwas gefallen soll. Und mit dieser Achtung für das Wesentliche, verbindet er — so recht im Gegensatze zu der Gegenwart — bittere Verachtung alles trügerischen Schwindels.

In seinem Hause hält er streng auf Ordnung und Wirthschaftlichkeit. Wohlthätig ist er schon aus bloßem Naturtrieb. Er fragt beim Unglück nicht erst nach Stand und Namen. Wo er die Ebbe der Armuth erblickt, da bricht die Fluth seiner Milde herein. Zuweilen, doch nur selten, wird aus der Großmuth dann wohl auch

Großthun; namentlich wenn er im Vollgefühle seines Werthes auf Ausländer stößt. Dann artet auch wohl das Selbstgefühl in Derbheit aus. — Wer verargt es aber dem Rosse, wenn es scharrt und stampft, so lang es Muth und Kraft dazu besitzt? Ist es dem Helden vergönnt, auf seinen Lorbeeren zu ruhen, dem Schriftsteller auf seinen Ruhm zu halten, warum nicht dem Bürger, auf die Früchte seines Fleißes zu schauen, und sich seiner Unabhängigkeit zu erfreuen. Und wie wenig braucht im Ganzen der schlichte Bürgersmann. Ist das Haus für den Winter versorgt, sind Frau und Kinder gekleidet, dann dünkt sich der Mann so groß wie ein König. Winkt ihm aber gar die Hoffnung, etwas zurücklegen zu können, dann ist er fähig, mit eisernem Fleiße Nächte hindurch zu arbeiten, um zum Ziele zu gelangen. Wohlhabend und unabhängig dazustehen und den Seinen einst ein schönes Geschäft und ein angemessenes Vermögen zu hinterlassen, ist sein Ideal. Die Pläne, beides zu erreichen, füllen seine angenehmsten Stunden, füllen sein Leben aus.

Die schlichten Bürger jener Zeit wußten dabei nichts von wöchentlichen Zerstreuungen, nichts von kostspieligen Gesellschaften, am wenigsten von solchen, bei welchen man sich bei Nacht zur Tafel setzt, und dem lichten Morgen entgegenschwelgt oder entgegentanzt. Sie waren Kinder des Tages, erwachten mit der Sonne, und leg-

ten sich mit ihr zur Ruhe nieder. Gesundheit und Frohsinn begleiteten sie dafür auch durchs Leben. Kränklichkeit und Mißlaune war nur der Sold der Verkehrtheit in den höheren Ständen. Diesem allem gesellte sich aber noch Eines zu . . . und dies Eine war: der ächte und rechte Bürgersinn.

In Freistaaten gibt es eigentlich nur Einen Stand: den alten und ehrwürdigen der Bürger. Darin sind jene eingeschlossen, deren Weisheit für das Gemeinwohl wacht, deren Tapferkeit für die Freiheit kämpft, die das Volk unterrichten, das Gesetz auslegen, den Reichthum fremder Länder heimführen, oder den heimischen Fleiß in Athem setzen, die Künste in's Leben bringen, oder für die Bedürfnisse der Armen sorgen, dem Staate Summen vorschießen, oder ihn mit ihrem Schweiße bezahlen. Sie alle sind Glieder Einer Kette. Sie stehen neben einander in der Ordnung der Natur und im Range der Gemeinnützigkeit. Dies Gefühl der Gleichheit lebte denn auch von jeher in der Bürgerschaft der guten Stadt Frankfurt, und ihm gesellte sich ein guter aufopfernder Gemeinsinn bei, der, wenn es das Wohl der Vaterstadt galt, nie zurückblieb.

So stand es um jene Zeit um den einfachen, schlichten Frankfurter Bürger, und so lernte ihn der junge Dichter Hölderlin hier kennen.

Während aber Hölderlin diese ihm so interessanten

Studien in der gemüthlichen Gesellschaft des älteren Theiles der Familie des ehrsamen Meisters Löschhoff machte, hatte der jüngere Theil, unter des heiteren Sinklair's Führung, bereits die schönsten Plätzchen des Gipfels und der näheren Umgebung aufgesucht.

Jauchzend sprangen dabei die Knaben voran, sich über die Masse des zierlichen Haidekrautes freuend, das fast allein den höchsten Theil des Berges bedeckte und nur noch an dem Kraut der Preiselbeere einen Kameraden in diesen unwirthbaren Regionen fand. Die jüngeren Mädchen dagegen hüpften immer an Sinklair's beiden Händen dahin, mit dem sie jetzt schon, nach Kinder Art, so vertraut waren, als ob der junge Mann ein Glied ihrer Familie und ihnen von jeher schon bekannt gewesen sei. Vor allen Dingen aber freute Sinklair das Benehmen der älteren Mädchen. Sie standen wohl beide in ihrem sechzehnten Jahre, zeigten sich indeß bei einem recht aufgeweckten gesunden Verstande noch so ganz kindlich heiter, . . . bei aller Lustigkeit und allem unschuldigen Sichgehenlassen doch auch wieder von einer so natürlichen mädchenhaften Zurückhaltung geleitet, daß diese Frische, diese Jugend, diese Natürlichkeit den jungen Mann wahrhaft erquickte.

Das war ein, ihm im Leben und in den höheren Gesellschaftskreisen fremd gewordenes Element, in dem er sich aber gern wieder tummelte! Fast fühlte er sich mit

den Kindern selbst wieder Kind . . . unter der lustigen Schaar fast ihres Gleichen! Nie hatte ihm die Besteigung des Feldberges die Mühe und Anstrengung, die sie kostete, so herrlich belohnt.

Und welch' aufmerksame Zuhörer fand er in ihnen bei allen seinen Erklärungen. Wie staunte das lustige Völkchen um ihn, als er ihm nun die alten zerfallenen Ritterburgen zeigte. Wie in die Felsen gewurzelt standen sie da, die Mauern und Ruinen von Reiffenberg Falkenstein, Königstein, Hatstein und bildeten durch ihre dunkelen schwarzgrauen Massen einen seltsamen Gegensatz zu den kleinen, in der Fernsicht so malerischen Hütten der sie umgebenden Dörfchen.

Und überall hatte Sinklair etwas zu berichten, zu erzählen. Da hob sich der Zwillingsbruder des Feldberges, der „Altkönig“ oder „Altking“:

Altkönig trägt ein grün Gewand,
Umhaucht von blauer Luft:
Stolz schaut er in sein weites Land,
Gehüllt in Silberduft.

Und Morgen's, wann die Sonne steigt,
Legt er den Purpur an,
Und Abends, wann der Tag sich neigt,
Da wird er ausgethan.

Und wenn er seine Krone nimmt
Von Wetternacht und Gluth,
Dann ist er auf sein Volk ergrimmt,
Das rings im Thale ruht.

Doch plötzlich führt der Abendwind
Die Wolkenkrone fort,
Spielt um die Stirn ihm leis und lind
Und flüstert manches Wort.

Da ruht sein Zorn, da schweigt er mild
Und schaut hinab ins Thal,
Gleich einem ernsten Riesenbild,
Umglänzt vom Mondenstrahl.

Sinklair wußte mehr als *ein* Gedicht auf ihn.

Jetzt aber, als er seiner jugendlichen Begleitung die Ruinen von Falkenstein zeigte — die Kinder kannten sie freilich schon aus der weiten Ferne von Frankfurt aus, aber nur als einen kleinen Punkt, — frug das liebliche Käthchen, ob er nicht auch von dieser Burg etwas Näheres wisse.

„O ja!" — entgegnete Sinklair freundlich — „eine recht artige Sage. Wollt ihr sie hören?"

„Ja! ja!" — riefen Alle.

„Nun!" — sagte Sinklair — „so setzt euch da um mich her, auf den weichen bemoosten schwellenden Boden und paßt auf!"

Alle gehorchten; die Kinder rissen dabei die Augen weit auf, legten die Arme auf die Kniee und sahen zu dem Erzähler mit erwartungsvollen Blicken empor.

Sinklair aber hub an:

„Dort, unweit des obstreichen Kronenbergs zur Seite des Altkönigs, seht ihr auf einer steilen Felsenspitze die

einsamen Mauern von Falkenstein. Stille Trauer schwebt über diesen Ruinen, welche jetzt die Steindrossel bewohnt. Die Burg war in alter Zeit fast unzugänglich, und nur ein einziger jäher und schmaler Fußpfad führte an das äußerste Thor derselben. Damals wohnte hier ein Ritter von düsterem Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die schön war und leutselig. Wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüste vergleichen konnte, so erschien sie wie der Stern des Abends, der über dem öden Gestein schimmert. Wer die holde Irmengard gesehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies wiederfuhr nun auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geschäft auf die Burg Falkenstein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte steckten schnell sein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, sagte er zu sich selbst: „Ich will um ihre Hand werben.“

In dieser Absicht machte er nach einigen Tagen einen zweiten Besuch auf Falkenstein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie standen mit einander in einem Bogenfenster und sahen hinein in die weite herrliche Gegend. — „Keine Burg liegt so schön wie die Eurige,“ — sagte Kuno, — „aber der Weg herauf ist gar zu beschwerlich.“

„Es hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu

gehen," — versetzte der alte Falkensteiner etwas spitz.

„Wohl hat mein Herz mich gezwungen," — erwiderte Kuno: — „Eure Irmengard gefällt mir und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren."

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein schlimmes Zeichen. — „Herr Kuno," — sagte er nach einigem Stillschweigen — „Ihr sollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung:"

„Ich gehe sie im Voraus ein!" — rief freudig der Jüngling.

„Wohlan," — sagte der Ritter von Falkenstein — „so laßt einen bequemen Weg in diesen Felsen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieser Felsenweg gemacht werden, hört Ihr's?"

Kuno stutzte. — Der Alte schmunzelte tückisch, und sie schieden eben nicht traulich von einander.

Aber der Ritter von Sayn hatte das schöne Burgfräulein gar lieb gewonnen und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, rief dort seinen alten treuen Steiger und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: — „Ich kenne das verwünschte Felsennest, und wenn ihr 300 Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk

noch nicht in 100 Nächten zu Stande, geschweige denn in einer."

Kuno setzte sich, in traurigen Gedanken verloren, am Eingange des Schachtes nieder und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem er aber jetzt zufällig einmal die Augen erhob, sah er ein kleines altes Männchen vor sich stehen, mit weißem Haar und Bart.

„Ritter von Sayn" — sagte das Männchen — „ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann, aber das Handwerk verstehe ich doch besser."

„Wer bist Du?"

„Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolde und Berggeister, aber auf den Namen kommt's ja nicht an. Ein wenig luftiger und behender sind wir als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderspiel den Felsenweg auf die Burg Falkenstein in einer Stunde zu machen."

„Wenn Du das könntest und wolltest?"

„Ich kann und will es," — fiel das graue Männchen ein — „gegen eine Erkenntlichkeit, versteht sich. — Laß Deine St. Margarethengrube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, so kommen sie in mein Gebiet und ich muß mit den Meinigen den Berg verlassen. Du sollst dabei nicht verkürzt werden, das

Gebirge dort zur Linken ist reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magst. Sie streichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeister aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.“

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die schöne Irmengard geben, und das graue Männchen versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches auf den nächsten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hause; aber auf der Burg Falkenstein saß die holde Irmengard gar traurig am Fenster, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um sie angehalten, und welche Bedingungen er ihm gemacht.

Es war schon spät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihr Auge kommen. Die Glocke schlug elf — da mit einem Male glaubte sie das Geräusch von Brecheisen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff sie, allein sie hatte nicht den Muth aus dem Fenster zu sehen.

Da trat plötzlich ihr Vater in das Gemach; das Getöse hatte auch ihn aus dem Schlafe geweckt. — „Ich glaube der Herr Ritter von Sayn ist toll geworden“ — sagte er — „und haut mir meinen Felsenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf- und ablassen müssen.“ Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster — da erhob sich draußen eine mächtige Winds-

braut, alle Wipfel des Forstes schüttelten ihre Häupter, Thüren und Fenster flogen klirrend auf, und ein zischendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder stille und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freier und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und theuer, es sei der wilde Jäger gewesen, der da vorübergezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater und hatte weiter keine Furcht mehr, dem Alten aber blieb es doch unheimlich zu Muthe, denn sein Gewissen war nicht so rein wie das Gewissen seiner Tochter, und erst als die Vögel im Morgengrau zu zwitschern anfingen, schlummerte er in seinem Armsessel ein.

Die Sonne aber warf kaum die ersten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem stolzen Rothschimmel über die Zugbrücke sprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und Gewieher des Rosses; er fuhr bestürzt auf und eilte an's Fenster, und sein erster Gedanke war, der Reiter, den er in seinem Hofe erblickte, müsse durch die Luft gekommen sein. Kuno bot ihm einen guten Morgen und setzte lachend

hinzu: — „Jetzt reitet sich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenstein!" —

Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch aus seinem Fenster einen Theil des neuen breiten Weges, der im Zickzack in den Felsen gehauen war. — Kuno aber ging zu ihm in den Burgsaal, wo sich eben auch die schöne Irmengard eingefunden hatte und erzählte, wie Alles zugegangen.

„Ich will Wort halten," — sagte da der Falkensteiner, dem es bei diesem Bericht etwas leichter um's Herz wurde, — „ich will Wort halten, denn ich sehe wohl, Ihr müßt ein wackerer Mann sein, sonst hätten Euch die Berggeister nicht so freundlich geholfen," und damit legte er die Hand seiner Tochter in die Hand des Ritters.

Noch jetzt führt — wie ihr sehen könnt — der Weg, den die Berggeister gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenstein; das anwohnende Volk aber nennt ihn . . . „den Teufelsweg."

Die Kinder waren entzückt; die kleinen Mädchen, von einem angenehmen Schauer überrieselt, schmiegten sich an den Erzähler; . . . die Knaben klatschen in die Hände und riefen triumphirend: — „den Teufelsweg! den Teufelsweg! Es soll auch einmal zu uns so ein Kobold kommen!"

Mina und Käthchen aber schienen in Gedanken verloren. Erstere schaute lächelnd nach der Ruine hin, von welcher ihr Begleiter eben eine so hübsche Mähr erzählt, während Letztere, von der Seite her, sinnend nach dem hübschen Erzähler selbst blickte.

„Es soll so ein Kobold zu uns kommen!“ — riefen jetzt wieder die Knaben; kaum aber war dies Wort gesprochen, als ein heftiger Windstoß daher brauste und ein Schrei ertönte.

Die Kinder fuhren entsetzt zusammen, selbst Sinklair sprang auf und wandte sich erschrocken dem älteren Mädchen zu, von welchen eine den Schrei ausgestoßen.

Es war Käthchen gewesen, . . . die denn in der That jetzt auch noch bleich und entsetzt dastand . . . der Windstoß hatte ihren Strohhut, der leicht und ohne weiter befestigt zu sein auf ihrem Kopfe gesessen, fortgerissen und mit rasender Schnelle weit, weit ab und in die Tiefe geführt.

Kaum sah man ihn jetzt noch über die bemoosten Felsen und das niedere Gebüsch hinfliegen, das von dem Waldgürtel aus zu der Höhe hinanstieg.

Lustig flatterten die rosafarbigen Bänder! . . . jetzt . . . jetzt! . . . war er hinter dem Gestrüpp verschwunden! . . .

Die kleine Gesellschaft stand bestürzt, entsetzt! . . . An ein Hinabklettern und Nachlaufen war hier nicht zu

denken. Der Berg senkte sich an dieser Stelle viel zu steil abwärts . . . und . . . ohne den Hut zu den Eltern zurückzukehren . . . es war unmöglich! . . . O Gott! die Mutter war in solchen Dingen so streng . . . der Vater so heftig! . . . und der gute neue Sonntagshut — Käthchen hatte ohnedem nur einen, da Bürgermädchen in jener Zeit sich höchstens an Sonn- und Feiertagen mit einem einfachen Hute schmückten, — — — — der gute, neue, theure Sonntagshut! Käthchen brach in Thränen aus.

Die Zeiten ändern sich. In unseren Tagen würde ein Mädchen vielleicht darüber gelacht und sich im Stillen gefreut haben, — daß jetzt wieder ein neuer angeschafft werden müsse. So dachte man aber damals nicht. Noch wechselten die Moden nicht so schnell, wie jetzt. Das Kleid, das im ehrsamen Bürgerstande zur Hochzeit angeschafft wurde, war gediegen, aber es dauerte auch für das ganze Leben und oft stand die Tochter in denselben Stoff gekleidet am Altare, wie die Mutter. Ein Hut . . . mußte Jahre durchdauern, und dann wurde er erst noch verändert und kam an die jüngeren Geschwister.

Und wie streng . . . wie übertrieben streng und genau waren die Eltern gewöhnlich in solchen Dingen.

Käthchen und Mina waren in reiner Verzweiflung; die Kleinen starrten mit offenem Munde und bleich vor

Schrecken bald nach der Gegend, in welcher der Hut verschwunden war, bald nach der weinenden Schwester.

Sinklair — der sich als junger heiterer und wohlhabender Lebemann in ganz anderen Kreisen zu bewegen gewohnt war — hätte gern über den koboldartigen Streich, den der Wind hier gespielt, gelacht; . . . aber der Schmerz, die Angst und die Verzweiflung der Mädchen war doch zu groß und zu wahr und sein Herz zu gut, um nicht mitzufühlen.

„Ich werde hinabklettern!“ — sagte er daher — „und ihn suchen. Er muß in dem Gestrüppe hängen geblieben sein!“

Aber bittend und schreiend hing sich nun die ganze Gesellschaft an ihn. Das Vorhaben war wirklich lebensgefährlich.

In diesem Momente jauchzten die Knaben auf und schrieen: — „Käthchen! Käthchen!“ — und deuteten hinab. Alle Blicke flogen der angedeuteten Richtung nach, und jetzt verwandelte sich der Kummer in Jauchzen.

Am Waldessaume erschien, den Berg hinankletternd, eine männliche Gestalt, den Unglücks-Hut mit der einen Hand hoch emporhebend.

Er mußte wohl die ganze Sache mit angesehen und die Gesellschaft auf dem Gipfel des Berges bemerkt haben.

Aber der Weg war beschwerlich und noch weit ge-

nug . . . indessen immer noch besser hinan- als hinab-zusteigen.

Mit angehaltenem Athem verfolgten die Kinder das Aufsteigen des ersehnten Retters in der Noth — denn ohne ihn wäre das ganze Vergnügen des Tages weg gewesen, ja der Sonnenschein hätte sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in schreckliche und anhaltende Gewitter umgewandelt.

Jedes betrachtete den kühn und frisch Aufsteigenden jetzt, bei seiner Annäherung, genauer: es war ein noch junger Mann, wohl in den Zwanzigern, . . . unverkennbar auch ein frankfurter Bürgerskind.

Offen und strahlenden Auges schaute er jetzt in die Höhe. Er schien stolz auf seinen Ritterdienst und angenehm überrascht durch die hübschen Mädchen, die mit seligem Ausdruck in den Mienen, ihn erwarteten.

Jetzt war er ganz nahe; aber das letzte Erklimmen des Gipfels war das Schwierigste. Sinklair legte sich auf den Boden und reichte ihm die Hand. So ging es. Und nun gab er den Hut an Käthchen, die, bittend und dankend zugleich, die Hände nach dem Wiedergefundenen ausstreckte. Aber Geber und Empfängerin errötheten, als sie sich anblickten.

Der junge Mann war wirklich schön, und seine Züge hatten etwas ungemein Gutes und Treues.

Indeß, das war nur ein Moment. Jetzt, da das

große Unglück glücklich vorübergezogen, ging es an das Belachen desselben und im Triumphzuge zu den Eltern.

Es versteht sich von selbst, daß der junge Mann mit mußte. Er war jetzt für die Kinder der Held des Tages und Sinklair fast vergessen. Die Knaben aber mußten viel leiden, daß sie den Bergkobold beschworen; denn die ganze kleine Gesellschaft war darüber einig, daß der Windstoß niemand anderes, als ein Kobold gewesen sei.

Sinklär lächelte heiter.

Meister Löschhoff aber, die Meisterin und der Vetter horchten hoch auf bei dem jetzt erfolgenden Berichte. Wohl verfinsterten sich anfangs die Stirnen der Eltern, doch glättete sie der günstige Ausgang wieder. Nach einigen strafenden Worten, über die Unvorsichtigkeit und den Leichtsinn, hier oben auf der windigen Höhe den guten und theueren Hut nicht fest gebunden zu haben, ward dem jungen Manne von Meister Löschhoff der verdiente Dank, dem eine nicht abzuweisende Einladung, in der Gesellschaft zu bleiben und an dem Mahle mit Theil zu nehmen, den gehörigen Nachdruck gab.

Und an Speise und Trank fehlte es ja nicht. Es hätten noch drei Gäste kommen dürfen und man würde für den Tag ausgelangt haben.

Die Kleinen machten sich auch schon wieder darüber

her. Die Bergluft und der Schrecken hatten ihnen auf's Neue Hunger gemacht.

Bei den Männern kreisten die vollen Gläser und der „Mühlberger Wein" schmeckte trefflich.

Immer lustiger, immer urgemüthlicher ward es jetzt in der Gesellschaft. Selbst der Vetter fing, mit dem Erglühen seiner Nase, witzig zu werden an. Bald schien es den drei Gästen, als ob sie seit Jahren mit den guten Leutchen bekannt seien, . . . als ob Käthchen und Mina, sammt den Kleinen ihre Geschwister wären.

Alles lachte, scherzte und war überglücklich . . . bis man sich gegen Abend trennen mußte.

Die Heimkehr war für alle ziemlich weit — nur der junge Mann, der den Hut so ritterlich zurückgebracht, hatte Kronberg zur Nachtherberge erkoren — so schied man zeitig, aber mit dem Bewußtsein . . . einen herrlichen Tag verlebt zu haben!

Ein Frankfurter Bankierhaus.

In dem Hause des Herrn Jacob Friedrich Gontard, Bankier zu Frankfurt am Main, war heute alles in großer, wenn auch geräuschloser Bewegung. Das Haus Gontard gab heute die letzte — durch Zwischenfälle etwas hinausgeschobene — Wintergesellschaft, obgleich der Mai schon die ersten Blumen und Blüthen über die Erde streute. Allein... es war einmal Styl, für den Winter eine bestimmte Anzahl solcher Gesellschaften zu geben, und da Herr Gontard bis dahin in Paris durch Geschäfte zurückgehalten worden — sein Motto hieß ja: „Les affaires avant tous!" — so mußte sich der Mai bequemen, dies Winterfest noch mit anzusehen und hinzunehmen.

Die Vorbereitungen waren natürlich schon seit einigen Wochen im Gang — dafür bestellte Sendungen aus Paris und Straßburg trafen täglich ein — aber der heutige letzte Tag steigerte denn doch die allgemeine Thätigkeit noch gewaltig. Wunderbarerweise aber vernahm

man von all diesem Kommen und Gehen, von all diesem geschäftigen Thun und Treiben keinen Laut. Es war als ob Geister das Haus bedienten;... aber freilich waren auch sämmtliche Zimmer und Salons, ja alle Treppen und Coridors mit Teppichen belegt, über die sämmtliche Dienerschaft und Einwohner des Hauses nur leicht auf den Zehen hinschwebten; denn Herr Gontard ertrug, bei seiner nervösen Erregbarkeit, kein Geräusch, auch nicht das leiseste... zumal von Dienstboten. Der vernehmbare Tritt eines Bedienten, ein lautes Wort, das Klappern der Teller bei Tafel oder deren hartes Aufstellen hätten ihn zur Verzweiflung und den Ungeschickten sofort aus dem Hause gebracht. Deshalb lagen bei Tafel unter den kostbaren Damast-Tafeltüchern immer noch Unterlagen von dickem grünen Tuch... während man im Bedientenzimmer, als ewige Warnung, das Wort „Silence" auf einem weißen Schildchen mit großen Buchstaben angebracht hatte.

Selbst auf dem Comptoir war es verpönt, ein lautes Wort — ja überhaupt zu sprechen und die feierlich-kirchliche Stille, die hier herrschte, schloß selbst jedem eintretenden Fremden den Mund. Wer von den Commis oder sonst Angestellten die Herren Principale etwas zu fragen hatte, mußte dies schriftlich thun, worauf die Chefs des Hauses entweder „acceptirt" oder ihren sonstigen Willen darunter schrieben.

Geräuschlos also war auch heute die Thätigkeit, die im Gontard'schen Hause herrschte, und ihr gesellte sich, wie immer, eine gewisse Feierlichkeit.

Es versteht sich von selbst, daß dabei der Herr und die Dame des Hauses nicht berührt wurden. Außer der Disposition und dem letzten ordnenden Ueberblick, lag das Ganze in den Händen Jacobs, des ältesten Dieners im Hause, der — von den Eltern übernommen — eine Art Gontard'schen Major Domus abgab. Ihm zur Seite stand alsdann noch, Mamsell Clara, die neue Haushälterin; ein hübsches in allen häuslichen Dingen sehr erfahrenes und gewandtes Mädchen aus guter Familie.

Jetzt eben — nach Schluß der Börse — erwartete Jacob, der Major Domus, im Empfangs-Salon seinen Herrn, damit dieser den letzten ordnenden Blick auf das Ganze werfe und seine letzten Befehle ertheile.

Jacobs altes Herz schlug dabei ruhig, denn sein Selbstbewußtsein sagte ihm, daß alles gelungen und streng nach altherkömmlicher Sitte vorbereitet sei. Auch war er diesmal mit Mamsell Clara, der neuen Haushälterin, sehr zufrieden, was bei früheren Festen und der alten Mamsell nie vorgekommen, da ihm diese zu viel widersprochen;... und Widerspruch konnte nun einmal Jacob so wenig dulden, als sein Herr. Er war darum auch entschlossen, Mamsell Clara zu protegiren

und heute auf feine Weise ihrer Verdienste mit einigen Worten im Gespräche mit dem Herrn zu erwähnen.

Jacob gehörte ja zu jenen zur Familie zählenden Untergebenen, welchen es bei treuer Pflichterfüllung, ein Wörtchen mitzusprechen vergönnt war. Gehörte es doch zu den Eigenthümlichkeiten dieser Familie, ihre Dienerschaft, wenn einmal erprobt, so leicht nicht zu wechseln. Es war das conservative Element, was sich hier, wie überall in der Familie, kund gab.

In diesem Bewußtsein und dem der treu erfüllten Pflicht, ging denn auch Jacob, die Hände auf den Rücken gelegt, jetzt in dem Empfang-Salon auf und ab, während ein Lächeln sein altes faltenreiches Gesicht, wie das Abendgold eine Ruine, überstrahlte. Die sorglich gepuderte Perrücke gab ihm dabei etwas doppelt Ehrwürdiges; während ihn der chamoisfarbene Livree-Frack mit den hellblauen silberbetreßten Revers, die hellblaue Weste, die kurzen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und die Escarpins ganz gut kleideten. Wie er, der alte Mann, mit leisem Schritt — die Fußspitzen gewohnheits- und ordnungsmäßig stets zuerst aufsetzend — so durch den Salon schritt, durfte man ihn für ein Factotum am Hofe Ludwig XVI. nehmen.

Und in der That der Empfangs-Salon des Gontard'schen Hauses trat dieser Illusion keinesweges ent-

gegen; im Gegentheil er konnte den Beschauer recht gut an einen Hof versetzen.

Ein weicher, mit großen Blumen durchwirkter Teppich bedeckte den Fußboden, über den hinschreitend, das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen auf der lichten, mit Goldarabesken und prächtigen Blumenbouquets bedeckten Seidentapete ruhte, welche die Wände des weiten Raumes schmückten. Goldene Leisten faßten sowohl die Tapete, wie die Thüren und den Plafond ein, von dessen Mitte in der Umgebung einer Stuckaturverzierung ein antiker Kronleuchter von Goldbronce herabhing. Wunderbar schön ragte dabei im Hintergrunde ein riesiges Kamin empor, das sich von schwarzem Marmor in wirklich edlen Formen aufbaute. Die zu ihm gehörenden Utensilien: Kluft, Kohlenschüppe, Feuerstocker u. s. w., aus vergoldetem Metall, hingen an den Wänden desselben; während das kunstvoll gearbeitete Marmorgesimse, über welches ein ovales Frescogemälde angebracht war, mit schweren, massiven silbernen Leuchtern, silbernen Pocalen, chinesischen Blumenvasen von enormem Werthe, Meißener Porzellanfiguren und anderen hübschen Nippsächelchen reichlich garnirt erschien.

Riesige Spiegel — wie sie damals noch zu den größten Seltenheiten gehörten — zierten die Wände links und rechts. Neben diesen stiegen die, zu den weiteren Gemächern führenden Flügelthüren, mit schön ge=

malten Surporte-Bildern auf, während sich, auf der anderen Seite der Spiegel, zierlich gearbeitete, mit schwarzem Ebenholz und Elfenbein eingelegte Etagèrs in Rococco-Geschmack befanden,... wahrhafte Kunstwerke und Prachtstücke: wie große ajour gearbeitete silberne Schüsseln, silberne Vasen von venetianischer Arbeit, und dergleichen mehr, tragend.

Auch sämmtliche übrigen Meubles und Sessel waren in Rococco-Geschmack gearbeitet, mit rothem Sammt überzogen und auf Sitz und Lehne mit dem Gontard'schen Wappen gestickt.

Das war der Empfangs-Salon, an welchen sich eine lange Reihe gleich fein ausgestatteter Zimmer schloß, die an massiver Pracht fürstlichen Appartements nichts nachgaben.

Und in diesen Salon trat eben jetzt der Herr des Hauses. Er war — wie vor zehn Jahren in Hamburg — noch immer der gleich feine Mann: bleich, den Ausdruck geschäftlichen Ernstes und des, die Familie charakterisirenden Stolzes in den Zügen. Auch war seine kränkliche Reizbarkeit in jedem Wort, in jeder Miene und Bewegung leicht zu erkennen.

Herr Jacob Friedrich Gontard sprach dabei fast nur französisch: theils der Abstammung seiner Familie Rechnung tragend; theils weil er allerdings einen großen Theil des Jahres in Geschäften in Paris zubrachte, und

somit diese Ausdrucksweise gewohnt war; endlich aber auch, um die Stellung seines Hauses — das sich ja dem „illüstren“ nicht entfremdet wähnte — zu bezeichnen und der gewöhnlichen Welt und Menschheit gegenüber aufrecht zu erhalten. Aber auch wenn Herr Jacob Friedrich deutsch sprach, war dies Deutsch, durch die Masse der eingemengten französischen Ausdrücke und Wörter, ein ganz bezeichnendes; obgleich diese häßliche und lächerliche Gewohnheit damals bei den höheren Ständen ganz üblich war, wie sie denn thörichterweise auch heute noch für vornehm gilt; als ob nicht gerade der Gebildete eine Ehre darin setzen sollte, seine Muttersprache rein und schön zu sprechen.

Uebrigens war Herr Jacob Friedrich nicht nur Kaufmann — das heißt Bankier — sondern er war auch ein... Gontard.

Ein guter Wechsel schien ihm stets unter allen Schriften die interessanteste; indessen hatte er doch auch ungemein viel Welt und wußte vor allen Dingen „ein Haus zu machen;“ d. h.: „er wußte das reiche und weltberühmte Bankierhaus seines Namens auf glänzende Weise zu repräsentiren;“ diese „Repräsentation“ aber durch ein geistiges Element zu beleben und zu verschönern, dafür freilich bedurfte er eines geheimen Bundesgenossen und dieser war... seine Frau.

Nicht jedem, dem Ansehen und Vermögen es gestat-

ten „ein Haus zu machen,“ ist damit auch die Befähigung gegeben, es so zu repräsentiren, daß ihm die Gäste nicht blos das Wogen derselben durch die gefüllten Salons oder die reich besetzten Tafeln darin nachzurühmen wissen. Die Art und Weise, die ersteren zu beleben, und der eigenthümliche Geist, der den Freuden der Tafel ihre rechte Würze giebt, bestimmt weit mehr, wie alles Andere, den Grad des Wohlbehagens, der die Erinnerung an dergleichen Festlichkeiten erhält oder verwischt. Durch die Wahl der Gäste wird beiden Erfordernissen nur zum Theil entsprochen; den rechten Impuls aber giebt der Ton, welcher von den Festgebern zur Belebung des Ganzen angeschlagen wird, und der Takt, womit sie es zu beherrschen verstehen. Beides nun war der Dame des Hauses in hohem Grade eigen, so daß *sie* es war, die dem kalten, steifen Ton, der sonst hier unerbittlich geherrscht haben würde, wenigstens einigermaßen diejenige Lebenswärme einhauchte, daß Ansehen und Reichthum aus ihren Zirkeln die Ueberzeugung mit sich nehmen konnten: wie viel Geist und Anmuth zur Verherrlichung eines Festes beitragen können.

Das aber war nicht Sache des Herrn des Hauses — und daher jetzt, im Augenblick, keine Rede davon: Herr Jacob Friedrich war eingetreten... um *seine* Anordnungen zu überschauen.

Der alte Jacob verneigte sich ehrfurchtsvoll und schweigend,... dann folgte er geräuschlos dem Herrn des Hauses, der jetzt, alles überschauend und streng musternd durch die lange Reihe der Zimmer schritt. Kein Wort wurde dabei gewechselt, bis auch der Speise-Salon mit den bereits gedeckten, von Krystall und Silber strotzenden Tafeln besichtigt und in den Spielzimmern die verschiedenen Parthien geordnet waren. Letzteres war stets Sache des Hausherrn, der nicht wenig stolz auf die diplomatischen „Arrangements" war, die er hier zu treffen wußte, so daß immer nur gleicher Rang, gleiche Kapitalien und verwandte Gesinnungen an einem und demselben Spieltische Platz fanden.

Geld... und das: wie viel man davon besitze?... war ja in dieser Sphäre das allein Entscheidende.

Und warum nicht?... Oeffnete nicht schon ein goldener Zweig dem frommen Aeneas die Hölle? Brachte nicht ein goldener Apfel den ganzen Olymp in Aufruhr? und pflückte nicht Jupiter selbst, trotz Riegel und Schlösser, die Blume der Danae mittelst eines Goldregens?

„Geld regiert die Welt!" war nun hier einmal die Devise, und statt der Ahnen zählten die Hunderttausende. Es war dabei gar nicht übel, zwei und dreißig Ahnen zu besitzen.

Jetzt erst, als Herr Jacob Friedrich, mit strenger Berücksichtigung aller ihm dabei nothwendig dünkenden

Convenienzen, die Spielparthien arrangirt hatte, eröffnete ein: — „Hé bien?" — ein kurzes Zwiegespräch. Der alte Jacob verstand aber dies lakonische „Hé bien?" sehr gut, und berichtete daher in kurzen Worten — nicht ohne der neuen jungen Haushälterin lobend zu gedenken — das Alles in vollkommener Ordnung und das Haus zur Aufnahme der Gäste bereit sei.

Mehr bedurfte es nicht. Herr Jacob Friedrich nickte leise und kaum sichtbar mit dem Haupte — als Zeichen seines Beifalls — und verschwand dann in den Gemächern seiner Frau.

„Parbleu!" — rief er hier, als er eintrat und rieb sich die Stirne, — „es ist effectiv sehr ennuyant bei diesen Niaiserien den Maître de plaisir zu machen, und doch erfordern Courtoisie und Ehre des Hauses solche Opfer!"

„Nun!" — sagte die Gattin mit sanftem Lächeln, erhob sich und trat näher — „sie kommen ja auch nur selten vor. Sein Sie versichert, lieber Gontard, ich finde auch kein Glück in diesen steifen Gesellschaften; aber sie gehören nun einmal zu dem Herkömmlichen in unserer Stellung und müssen daher mitgemacht werden."

„Enfin!" — versetzte Jacob Friedrich — „das Haus muß repräsentirt sein, und es wird auf eine, dem Namen Gontard würdige Weise geschehen. Es ist Niemand geladen, der nicht de pure sang wäre;... das

übliche unvermeidliche surpoids von Künstlern und Gelehrten natürlich abgerechnet... Staffage, die aber nicht zur Tafel gezogen wird."

„Wie?" — frug Frau Gontard peinlich überrascht — „Sie haben die Männer von Geist ausgeschlossen?"

„Mon Dieu!" — entgegnete Herr Jacob Friedrich die Achseln mitleidig zuckend — „Geist!... was ist Geist?... Esprit hat jeder Mann von Welt... und... es wäre doch wirklich bizarr unter die haute volée Leute sans Qualité zu mischen."

„Nennen Sie geistige Bedeutendheiten: Leute sans Qualité?"

„Mais oui! Wer kein Haus ersten Ranges ausmacht, keinen Rang und Titel hat — — — enfin! warum schon wieder darüber streiten. Ich dächte wir hätten dies in den zehn Jahren unserer Verheirathung schon oft gethan. Ich bitte Sie, Madame, gehen Sie endlich einmal ganz auf den Geist ein, der das Haus und die Familie Gontard beseelt."

Susette seufzte leise. Sie war immer noch so bezaubernd schön, wie zu der Zeit, an welche sie eben der Herr Gemahl erinnert hatte;... aber... es lag etwas wie ein Schleier über ihr,... etwas still Bewegtes. Aus ihren bedeutenden Augen glitt ein stolzer ernster Blick über den Gatten; aber... sie schwieg.

„Enfin!" — hub der Herr des Hauses wieder an —

„Sie wissen, meine Beste, daß ich, Ihnen gegenüber, nie ein chevalereskes Wesen aus den Augen verliere. Ich that also auch hier, was ich, Ihnen zu Gefallen thun konnte, ohne die Usance des Hauses zu verletzen. Sie finden also von Ihren sogenannten geistigen Capacitäten" — ein leichtes spöttisches Lächeln flog dabei über die stolzen bleichen Züge des Hausherrn — „was graduirt ist zur Tafel geladen: Regierungsrath Belli, Doktor Metzler, die Sindici Doktor Seeger und Büchner, Geheimerath Willemer und selbst unseren Hausarzt, Doktor Ehrmann, obgleich mir dessen Derbheit in den Tod zuwider ist."

„Und Herrn Hölderlin, den Erzieher unserer Kinder, den Mitbewohner unseres Hauses werden Sie doch nicht vergessen haben?"

„Den Schwärmer!" — sagte der Bankier mit ironischem Lächeln — „er ist zur Soirée geladen... zur Tafel nicht... einen Lehrer!... das wäre ein Scandal!... Enfin! wie sind Sie mit dem Menschen zufrieden?"

„Wir dürfen Gott danken" — versetzte Madame Gontard mit scharfer, fast schmerzlicher Betonung, und doch mit einem schönen Aufleuchten ihrer Augen, — „daß wir einen so trefflichen und ausgezeichneten jungen Mann zur Erziehung unserer Kinder gefunden haben."

„Parbleu!" — rief der Bankier, — „das freut mich!"

„Die Kinder hängen mit großer Liebe an ihm."

„Ich werde ihm seinen Gehalt schon im ersten halben Jahre aufbessern.“

„Ein freundliches Entgegenkommen...“

„Nun, das erwarte ich von allen Domestiquen...“

Frau Susette erblaßte und erröthete rasch hinter einander.

„Enfin!“ — fuhr der Bankier fort — „ich finde mich durch seine Gegenwart um vieles legerer, da er mich der Sorgen für die Kinder enthebt. Den Börsencours verstehe ich aufs Haar; aber wie die Kinder geleitet werden sollen, oder was sie lernen müssen... parbleu! das ist nicht meine Sache... dafür muß er sorgen.“

„Und die Mutter!“ — meinte Frau Susette mit mildem Tone.

„Mais oui!“ — rief hier der Herr des Hauses und stand auf. — „Verstehen Sie sich immerhin mit ihm über diese Sache. Das sind Dinge, die nicht in mein Departement gehören. Aber ich habe noch vor Abend viel zu thun.... Ich nehme heute nur ein Goûter auf meinem Zimmer... also... adieu, ma bien aimée, jusqu'au revoir!“

Als sich die Thüre hinter dem Weggehenden geschlossen, seufzte Frau Susette tief auf. Gott! wer in der Welt, und wenn er auch Millionen besitzt, hat nicht manches zu tragen... manches was ihn drückt? Es

ist ja auch gut so! „Des Herzens Woge schäumte auch wieder zu anderen Zeiten nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegen stände. Wenn nur das Herz fest ist und aushält und die Mitternacht des stillen geheimen Grames durchduldet, geht ihm auch mit der Zeit wieder ein neues stilles Glück..., das der Ueberwindung... auf. Göttlich, wie Nachtigallengesang im Dunkeln, ist dann das höhere Lebensbild der Welt in der sternhellen Nacht überwundener Leiden!"

Diesen Ausspruch des neuen Hauslehrers — er war ihm, vor einigen Tagen, in einem Gespräche mit der Dame des Hauses, wie es schien so recht aus der Seele gekommen — vergaß Frau Susette nicht: er paßte zu sehr auf sie selbst und was sie innerlich erlebt.

Uebrigens blühte ihr doch, außer der inneren Ueberwindung, noch ein Glück... und zwar in ihren Kindern. Sie waren schön, gut, trefflich gerathen... und... es waren eben ihre Kinder! Wer faßt ein Mutterherz und spricht aus, was darinnen wohnt?

Und doch war Frau Susette erst jetzt durch jenes Zwiegespräch mit dem neuen Hauslehrer recht klar darüber geworden, warum der Umgang mit Kindern so freudig beruhigend auf das Gemüth Erwachsener zurückwirke.

Hölderlin — dessen Bescheidenheit, geistige Tiefe und schöne Ruhe ihr sehr gefielen, und mit dem sie sich da-

her gerne über Kindererziehung unterhielt — hatte ihr auf die Frage: — „Warum macht denn ein Kind einen so beruhigenden angenehmen Eindruck auf uns?“ — geantwortet:

„Es ist ganz, was es ist... und darum so schön!“

Und als sie weiter frug: — „Warum sind Kinder so glücklich?“ — hatte er sie mit seinen seelenvollen Augen wunderbar angesehen und gesagt:

„Weil der Zwang des Gesetzes und des Schicksals sie nicht belastet... und somit Freiheit in ihnen ist; — weil sie nicht mit sich selbst zerfallen sind, und daher Frieden in ihnen wohnt; — weil sie noch ihre Herzen und die Dürftigkeit des Lebens nicht kennen... und somit unendlich reich sind!“

Eigenthümlich! auch diese Bemerkung des jungen Lehrers beschäftigte ihr Gemüth Tage lang. Sie fühlte die tiefe Wahrheit, die in derselben lag, und seufzte manchmal still vor sich hin: „Wer doch selbst noch ein Kind wäre!“

Aber heute hatte sie ja weder Zeit über solche Dinge nachzudenken, noch selbst ihre Kinder zu sehen; der Diener meldete hinter einander: den Schneider, die Putzmacherin, den Friseur.

Ueberall mußte noch die letzte Hand angelegt werden, und als dies geschehen,... war der Abend da. Die Kerzen entflammten sich... die Dienerschaft stand in den

Salons, an den geöffneten Flügelthüren, auf der Treppe und an der Hausthüre bereit... Herr und Madame Gontard fanden sich mit einer stummen Verneigung in dem Empfangs-Salon. Da rollten auch schon die ersten Equipagen heran. In einer halben Stunde waren die Zimmer und Säle gefüllt. Die Gesellschaft war fürstlich: den Stamm und Kern bildete die Familie Gontard selbst, in ihrer ganzen Verzweigung; dann die übrige haute finançe Frankfurts. Hieran schlossen sich, als Uebergangsglied zum Adel, die Mitglieder der alten Frankfurter Patrizier-Familien: die von Holzhausen, von Glauburg, von Fichard, von Adlerpflicht, von Günderode. Auch der übrige in und um Frankfurt wohnende Adel — der in jenen Tagen sich noch nicht durch das Bestreben, irgend eine besonders bevorzugte Stellung einzunehmen, bemerkbar machte, sondern zu dem höheren Theile des Bürgerstandes in angenehmen geselligen Verhältnissen stand — war reich vertreten. Die Gräfin Westphalen zeichnete sich durch ihre schöne imponirende Gestalt und durch die Tournüre einer Königin aus. Ihr zu Seite bemerkte man die originelle Fürstin Stollberg, nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Gustavine. Die Fürstin prangte in einer robe à la Dubarri, und gab in Costüm und Benehmen eine wohl erhaltene Repräsentantin des Zeitalters Louis XV. ab. Auch die Landgräfin von

Rothenburg mit ihrer Prinzessin Tochter, sowie die Gräfinnen von Ingelheim und Schönborn waren zugegen. Reich strahlte dabei der Kranz blendender Schönheiten unter den Frauen und Töchtern des Frankfurter Kaufmannstandes und machte die Namen Metzler, Heyder, Brentano, Bernus, Plitt, Chamot u. s. w. geltend.

Und wahrlich! die äußere Erscheinung dieser Damen, ihre Tournüre und Haltung machten sie Gräfinnen und Fürstinnen ebenbürdig; die Pracht der Toiletten und den oft wahrhaft fürstlichen Schmuck an Perlen und Edelsteinen nicht zu rechnen.

Aber das Haus Gontard war an einen solchen Glanz in seinen Sälen gewöhnt und wußte ihm entsprechend zu begegnen. Die Bewirthung war eine überaus feine und splendite, die Dienerschaft zahlreich, die Art zu bedienen graziös und nobel. Ueberall wohin man blickte... nur Silber... und alles antique und schwer. Das silberne Tafelservis mit den schön gearbeiteten Gontard'schen Wappen repräsentirte allein ein mächtiges Kapital, und manch adliges Geschlecht, das hier ein und ausging, hätte seine untergrabene bürgerliche Existenz allein damit wieder herstellen können.

Aber Pracht, Reichthum und Etiquette erdrückten freilich auch alles Andere.

Wir lachen über den Tataren-Chan, der nach ein-

genommenem Pferdemilch- und Pferdefleischmahl seiner Umgebung — die bis dahin etiquetmäßig schweigend auf dem Bauch gelegen — die Erlaubniß zu ertheilen geruht, sich nun zu erheben und auch zu tafeln; — wir lachen über den Negerkönig, der, vorgeschriebener Maßen, jeden Morgen — der Hof-Etiquette halber — der Sonne die Friedenspfeife bieten und den Weg anweisen muß, den sie zu wandeln hat; — wir lachen über die Morgenländer, die es der Ehrfurcht und der Etiquette entsprechend halten, mit ihren Fürsten nicht durch den Mund, sondern durch ein Sprachrohr zu sprechen!... aber würden wir ihnen, wenn ihnen die Gebote unserer Etiquette bekannt wären, nicht ebenso im reichsten Maße Stoff zum Lachen geben?

Gewiß würden sie lachen, wenn sie erführen, daß einem König Philipp II. — wie jedem spanischen König — die Etiquette vorschreibt, in welchem Anzug er seine nächtlichen Besuche bei der Königin abzustatten habe: in schwarzsammeten Pantoffeln, schwarzem Mantel, in der Rechten den Degen, in der Linken eine Leuchte; — gewiß würden sie mitleidig über einen Philipp III. lachen, der mit dem Tode ringt, aber sich nicht getraut ohne den Oberhofmeister das rauchende Kohlenbecken wegnehmen zu lassen; — lachen würden sie über seine Gemahlin, der die Oberhofmeisterin sagt: „Es schickt sich nicht für eine Königin Spaniens... zum

Fenster hinaus zu sehen!" und die Gefahr läuft, von ihrem scheu gewordenen Pferde zu Tode geschleift zu werden, weil, nach dem Gebote der Etiquette, bei Todesstrafe Niemand die Königin berühren, ihr also auch hier den Fuß nicht aus dem Steigbügel frei machen darf!

Und würden sie es denn nicht noch viel thörichter und lächerlicher finden, daß sich die Menschen selbst im alltäglichen Leben durch die Gebote einer unsinnigen Etiquette alle Lebenslust und Lebensluft und wahre Freude und Heiterkeit abschneiden?

„Enfin!" — sagte Herr Jacob Friedrich bei solchen Gelegenheiten — „Etiquette ist absolument nécessaire für die Würde des Hauses und die Erhaltung der guten Gesellschaft!"

Was half es auch, daß die Dame des Hauses ihre volle Liebenswürdigkeit entfaltete und hie und da durch Geist Funken des Geistes aus Anderen schlug. Es war, als ob man in finsterer Nacht einer schwarzen Katze gegen die Haare über den Rücken führe... nur winzige elektrische Fünkchen sprühten auf. Wohl waren Herren und Damen von Bildung und Geist in der Gesellschaft — die Frankfurter Kaufmannschaft zählte deren von jeher gar manche, — aber... der sogenannte „gute Ton" schnitt eben... alle freie und heitere Bewegung des Geistes ab.

Wer kennt nicht diese Tortur unter goldenen Ketten auf der goldenen Folterbank der Langenweile?

Hölderlin, der — jeder solchen Gesellschaft Feind — nur um eine Artigkeit nicht mit Rücksichtslosigkeit zurückzustoßen, auf kurze Zeit erschienen war, stand still beobachtend in einer Fensternische. Aber seine Blicke ruhten bewundernd nur auf einer Gestalt ... und zwar auf der, der Dame des Hauses.

O! sie war ja wirklich entzückend schön! Und erinnerte ihn denn der edle, keusche Ausdruck ihrer Züge, ... erinnerten ihn die edlen Formen nicht an sein liebes Griechenthum?

Die Gewandung freilich war weit von der der Antike entfernt ... aber ... sie kleidete hier doch auch schön.

Ein schweres weißes, silberdurchwirktes Atlaskleid schimmerte unter einer reichgarnirten ächten Spitzen-Robe hervor, die zu beiden Seiten mit rosa Atlasschleifen aufgebunden war. Drei ähnliche Schleifen blühten wie frische duftige Rosen an Brust und Schärpe auf, in ihrer Mitte jede eine große kostbare Perle zeigend ... einen edlen Thautropfen im weichen molligen Kelche. Auch an den kurzen Aermeln fehlten diese Rosen mit ihren Schätzen nicht.

Ein reiches Collier von persischen Perlen — den werthvollsten und schönsten, die man damals kannte, —

schmückte den reizenden Hals und eine ähnliche dreifache Schnur durchzog das Toupet, daß außerdem hinten von rosa Bandschleifen gehalten ward, deren eine die Trägerin einer großen weißen Straußfeder war, die majestätisch und doch auch leicht nach der linken Seite hin vom Haupte herabwallte.

Es lag ein feiner „exquiser“ Geschmack in dieser Toilette, — großer Reichthum bei der edelsten Einfachheit. Monsieur Gontard war im Stillen entzückt . . . Hölderlin auch. Der Anzug erregte überhaupt laute und schweigende Bewunderung . . . und . . . viel Neid — — —

Aber, du mein Gott! was war diese Toilette denn gegen die Schönheit, die sie leicht und gefällig umschloß? . . . was war sie gegen diese schwarzen, sprechenden, bedeutenden Augen, die so stolz-ernst und doch auch wieder so unendlich weich und liebevoll blicken konnten?! Und diese Züge! . . . dem stillen jungen Manne in der Fensternische, — der, von Niemanden hier gekannt, so einsam und verlassen, halb von dem schwerseidenen Vorhang verdeckt, in Anschauen verloren dastand — schienen sie von Minute zu Minute bezaubernder. Die ganze Erscheinung hatte für ihn etwas wunderbar Anregendes.

Sie stand ihm hoch, wie eine Göttin in den Wolken. Er kannte sie erst seit wenigen Tagen,... und...

wäre für sie durch's Feuer . . . aber auch, wie Fridolin, beten gegangen.

Jetzt ertönte aus einem der Salons Musik — eine berühmte italienische Sängerin ließ ihre Silberstimme hören; . . . in benachbarten Zimmern ordneten sich die bereits vom Hausherrn arrangirten Lhombre-Parthien; . . . in anderen behielt die Conversation ihr Recht; . . . überall kreuzten sich die, auf großen silbernen Platten servirenden Livrédiener.

Der stille junge Mann stand noch immer regungslos, obgleich der Gegenstand seiner Bewunderung verschwunden war; aber er dachte noch an ihn, und zwar darüber: wie wunderbar schön sich in dieser hohen Frau das feine gesellschaftliche Talent, die Gabe, ein Haus — wie das ihre — zu repräsentiren, und das schlichte, fürsorgliche Wesen einer liebenden Mutter, der die gute Erziehung ihrer Kinder über alles geht, vereine. Sie sah ja, wie er, — so viel hatte er schon in den wenigen Gesprächen mit ihr bemerkt, — daß in der Erziehung das große Geheimniß der Vollkommenheit der menschlichen Natur liege. „Nur die Liebe kann erziehen!" — hatte sie gesagt, . . . und dies Wort war ihm ein Evangelium, für sie eine Heiligsprechung geworden.

Er hörte jetzt keine Musik, — sah keine Menschen, — wußte nicht mehr wo er war, — — — er dachte

nur über dies kleine und doch so unendlich tiefe und wahre Wort nach.

Da schallte ihm plötzlich ein „Donnerwetter!“ ins Ohr.

Hölderlin fuhr entsetzt empor. Wie? . . . wo war er denn? . . . War er denn nicht im Hause Gontard? . . . in einem der feinsten Salons der Welt? . . . mitten unter einem auserlesenen Damenflor? . . . und ein „Donnerwetter?!“

„Donnerwetter!“ — wiederholte jetzt dieselbe rauhe Stimme ganz ungenirt — „junger Mann, ich glaube Sie machen mitten in dieser bewunderungswürdigen Gesellschaft Kalender . . . oder . . . ist's Ihr Versekram, der Sie beschäftigt? So ein Dichter ist doch zu nichts Vernünftigem in der Welt zu gebrauchen!“

Es war ein großer dicker Herr, der Hölderlin so anredete, fein aber ziemlich nonchalant gekleidet. Seine markirten Züge zeigten Geist, aber auch einen gewissen Hohn . . . vor allen Dingen geniale Derbheit.

Der junge Hauslehrer entsann sich jetzt, daß ihm der Mann jüngst als Doktor Ehrmann, Arzt des Hauses, vorgestellt worden war. Man hatte von ihm später noch als einem sehr geschickten Mediciner und einem köstlichen Original gesprochen, dessen Derbheit man sich, seiner Verdienste wegen, gefallen lasse.

Hölderlin begrüßte ihn freundlich, war er doch auf die Bekanntschaft mit diesem Manne gespannt; freilich

setzte ihn dessen ungenirtes und lautes Reden nicht wenig in Verlegenheit, zumal der Doktor jetzt sagte:

„Kommen Sie, die Langeweile hier kann Sie doch nicht inspiriren! Der alte Jacob soll uns eine Flasche Chateau Lagrange in eines der Seitenzimmer bringen . . . ist ein delicat Glas Wein . . . kenne ihn durch und durch . . . wahre Arzenei für einen schwachen Magen. Der Teufel hole hier die Kratzfüße und das Katzenbuckel machen!“

Der Hauslehrer ließ sich dies nicht zweimal sagen; er folgte rasch . . . nicht wegen des Weines, sondern weil ihm der Kopf vor Verlegenheit brannte und er froh war, aus dem Salon zu kommen, wo Herren und Damen theils lächelnd, theils giftig schielend, aufsahen.

Endlich waren sie in einem kleinen Nebenzimmer allein: der Doktor kommandirte seinen Lagrange, als ob er in einem Wirthshause wäre; dann sagte er:

„Alle Donnerwetter sollen in die verfluchte Unnatur hineinschlagen! Ist das ein Scharwenzeln, Miauen und Verzwicktthun . . . und das nennen die Menschen Gesellschaft . . . Amüssement? Keiner redet auch nur ein Wort von der Leber weg, . . . französisch wird parlirt . . . Phrasen werden gedreht . . . artige Lügen und lügenhafte Complimente werden gemacht und ausgetauscht . . . Himmel-Herrgott-Sacrament, hat uns

unser Herrgott dafür das Maul und einen gesunden Verstand gegeben?"

Hölderlin, der erst erschrocken umgeblickt, mußte hier doch lachen; die donnernde Philippica kam ja unverkennbar mit einer gewissen Gutmüthigkeit heraus, die sich noch mehr in den wenigen, aber herzlichen Worten zeigte, mit welchen Doktor Ehrmann jetzt dem alten Jacob für den so rasch besorgten Wein dankte und die Hand drückte.

Der alte Mann aber blickte freudig auf und sagte, zu dem neuen Hauslehrer gewandt, indem er zugleich auf den Arzt deutete:

„Der da, Herr, hat mir alten Menschen schon zweimal das Leben gerettet. Es ist ein kreuzbraver und geschickter Herr. Müssen daher nicht erschrecken, wenn er manchmal ein Bischen grob ist!"

Und damit trippelte der Alte auf den Fußspitzen fort, indem er, gutmüthig lächelnd, noch einmal zurücksah.

Auch der Doktor lachte und drohte ihm mit dem Finger nach.

„Das war nun kein Compliment!" — sagte Hölderlin — „aber ein schönes Lob aus schlichtem Herzen!"

„Was versteht denn der alte Kerl!" — rief der Hausarzt, die Gläser vollschenkend, konnte aber doch ein wohlgefälliges Schmunzeln nicht ganz verbergen. —

„Der schwätzt, wie er es versteht. Wenn er dem Tod zweimal durchgewitscht ist, soll er sich bei seinem unverdorbenem robusten Körper bedanken und nicht beim Arzt, der kann wahrlich nichts dafür. Aber, junger Mann, kommen Sie her, ein Glas zum Willkomm in Frankfurt! Ich habe Sie noch wenig gesehen . . . aber Sie gefallen mir."

Hölderlin dankte für die gute Meinung und neigte sein Glas leise nach jenem des Doktors, so daß es kaum den Rand berührte, ohne zu klingen. Aber das war dem alten Herrn nicht recht:

„Zum Teufel! nur nicht zimperlich!" — rief er dabei — „um Gottes Willen, keine Bescheidenheit, wenn Sie in Frankfurt und in der großen Welt fortkommen wollen. Hier heißt's keck zutappen, sonst ist der Mensch verloren."

„Ich dachte" — sagte Hölderlin — „einem schönen und edlen Selbstbewußtsein steht Bescheidenheit nie schlecht."

„Ei was!" — meinte Ehrmann — „das muß ich alter Praktikus besser wissen! Ich will Ihnen Ihr Schicksal in Frankfurt sagen."

„Nun?" — frug der junge Mann lächelnd.

„Wenn Sie keck vorwärts gehen und zugreifen, wo sich Ihnen ein Vortheil bietet, dann machen Sie in Frankfurt Ihr Glück; wenn Sie aber in höheren Re-

gionen schweben, Ideale zu Ihren Steckenpferden machen und mit Bescheidenheit imponiren wollen . . . dann, gute Nacht! . . . dann wär's besser, Sie zögen morgen wieder ab. — — Prosit!" — und damit stieß der Arzt zum zweitenmale an und trank aus.

Hölderlin vertheidigte sein Wesen und sein ideelleres Streben.

„Alles gut!" — rief Ehrmann — „mag an einer Universität, in einer Residenz Sinn haben . . . hier? . . . hier taucht der Plunder nichts! Hier sind wir in der alten guten Reichs- und Handelsstadt Frankfurt . . . hier steht nur ein Wort im Lexikon . . . und das eine Wort heißt Geld! Sind Sie ein Dummkopf und verschaffen sich Geld . . . so sind Sie damit ein geachteter, weiser Mann; sind Sie aber so weise wie Salomon und haben keine Batzen . . . guckt Sie kein Mensch an. Geld ist nun einmal das zweite Ich des Kaufmanns!"

„Das ist verzeihlich, wenn es nur nicht im Leben sein besseres Ich ist!"

„Gewohnheit wird zur anderen Natur!"

„Nun" — meinte Hölderlin — „es wird gewiß auch Ausnahmen geben."

„Verdammt wenige!" — rief der Doktor und schenkte auf's Neue ein. — „Die Meisten, die sich da draußen in den Salons herumtreiben, sind . . . wandelnde Zah-

len. Es soll mich gar nicht wundern, wenn Einer oder der Andere dabei sein sollte, der so tief in seine Speculationen versunken ist, daß er bei der Taufe seines Sohnes dem Prediger, der nach dem Namen fragt, mechanisch antwortet: „Baumann et Compagnie!"

Hölderlin lachte herzlich.

„Und dann" — fuhr Dr. Ehrmann fort — „der verfluchte Geldstolz! Kennen Sie die Geschichte mit dem Klingelbeutel?"

„Nein!"

„So hören Sie! Zur Zeit der letzten Krönung begab sich der erwachsene Sohn eines unserer ersten Häuser in den Dom und kam zufällig neben den Herzog von Braunschweig zu stehen, der einen Thaler für den Klingelbeutel vor sich legte. Als dies unser junger Kaufherr sieht, reitet ihn der Teufel des frankfurter Geldstolzes und er legt einen Dukaten hin. Der Herzog erkennt seinen Mann, legt zwei Dukaten bereit, und steigert so, da der junge Kaufmann den Herzog immer überbietet, den eingebildeten Dickthuer bis auf zwölf Dukaten. Jetzt kommt der Klingelbeutel, . . . der junge Herr wirft seine zwölf Dukaten mit gleichgültigem Stolze hinein; . . . was aber thut der Herzog? . . . er steckt die seinigen ganz ruhig wieder in den eigenen Sack und . . . gibt den Thaler in den Klingelbeutel!"

Wieder mußte Hölderlin lächeln; aber es lag etwas

schmerzliches in diesem Lächeln, als der Hausarzt hinzusetzte:

„Diese merkantilischen Seelen haben eben das Einmaleins da sitzen, wo das Herz sitzen sollte; . . . Zahlen sind ihnen noch heiliger, als dem Pythagoras: Freund heißt jeder, mit dem sie handeln. Reich . . . heißt bei ihnen gut; — Interesse gilt nur im Plurali als „Interessen;“ — Verdienste nur im Singulari als „Verdienst!“ — Wie schwer fällt es oft dem Moralisten den Werth eines Menschen auszumitteln . . . alle Wetter! . . . der Kaufmann bestimmt ihn bis zu einem Pfund. In Frankfurt sollte von Gott und Rechtswegen Jeder ein Schildchen auf dem Rücken tragen, mit der Angabe seines Vermögens: so wüßte man doch gleich, was Jeder werth sei, — wie tief man den Hut abnehmen muß, — überhaupt was an dem Kerl ist.“

Der Doktor stürzte hier sein Glas Lagrange zornig hinunter.

Hölderlin aber sagte: — „Verehrter Herr Doktor, ich hoffe, daß Sie Ihr heiliger Eifer etwas übertreiben läßt. Wo alles nur nach dem Gewinne berechnet wird, selbst der innere Werth eines Menschen nur nach seinem Gelde, wie die äußere Ehre, da könnte ja der Sinn für das Höhere und Edlere im Menschen nie aufkommen.“

„Das kommt er auch nicht.“

„Vielleicht bei Einzelnen."

„Bei den Meisten."

„So lassen Sie den Kaufherren hier gar keine gute Seite?

„Donnerwetter, ja!" — rief hier Ehrmann — „sie führen fast alle einen vortrefflichen Tisch und noch besseren Keller!"

Es lag etwas Köstliches in diesem gemüthlichen Herausplatzen mit der eigenen Leidenschaft und Schwäche.

Ehrmann mußte selbst lachen; dann sagte er listig:

„Sehen Sie, lieber Herr Hölderlin, ich meine das nur als Arzt von der medizinischen Seite. Sie glauben gar nicht, was dies feine Leben uns zu einer goldenen Praxis hilft. Und daß wir Aerzte gute und mitleidige Seelen sind, wissen Sie!"

„O ja! was das ratikale Abkürzen der irdischen Leiden betrifft . . ."

„Nur bei armen Teufeln! bei Reichen ist das Ding anders."

„Ach so!"

„Schon Doktor Pompasius sagt: von dem Armen wisse er, daß dessen Entweichung aus seinem Körper sein Schicksal verbessere, daher sei er ihm zur Entspringung aus diesem Gefängnisse so behülflich: allein von einem Manne aus der großen und reichen Welt müsse er vermuthen, daß solcher verdammt werde; darum greif'

er lieber zum kleineren Uebel der erneuerten Ankettung an den Körper, und halte diese Seele so lange in ihrer Bastille fest, bis er denke, sie sei nun alt, kaltblütig und erbärmlich genug um selbst den Teufel zu langweilen."

„Schöne Grundsätze!" — meinte Hölderlin lächelnd. — „Gott bewahre uns vor Euch Herrn Aerzten!"

„Undank ist der Welt Lohn!" — meinte Doktor Ehrmann heiter, und schenkte den Rest des Weines ein. — „Zum Teufel! Ihr Menschenkinder müßt Gott danken, daß wir Aerzte da sind. Sterben ist eine schlechte Sache und wie leicht machen wir es den Leuten."

„Das weiß der Himmel!" — rief Hölderlin lachend.

„Ich meine philosophisch!" — sagte der Hausarzt.

„Wie so?"

„Nun! Wie das Alter das abrinnende Leben mit verdoppelten Kümmernissen vergelten muß, um uns das Leben zum Ekel und den Abschied von ihm dadurch leicht zu machen, — so ist der Arzt zu gleichem Zweck erschaffen. Ein verständiger Mediziner und sein Freund, der Apotheker, sind's, die unser Herrgott auf die Erde gesetzt hat, damit sie dem Menschen durch lange Peinigungen, durch Mixturen, durch diätetische Verbote und Gebote, durch Arzeneien aller Art das Leben dergestalt versalzen, daß der Mensch mit dem größten und letzten Vergnügen auf den Abschied des Lebens und der Aerzte paßt. — Indeß" — setzte Doktor Ehrmann hinzu und

stand auf — „wir zwei sind noch nicht so weit mit einander. Ihr Leben ist noch zu schön, zu jung, zu hoffnungsreich . . . und . . . darum will ich Ihnen auch nur moralische Recepte verschreiben, damit Sie Ihr Glück machen. Um dies aber hier, in Frankfurt machen zu können, müssen Sie mit dem Boden bekannt sein, auf dem Sie stehen. Und dazu, dacht' ich, verstehe sich mein loses Maul am Besten. Denken Sie deshalb an das, was ich Ihnen vorhin sagte. Schlüpfen Sie aus der Haut Ihrer allzugroßen Bescheidenheit, — treten Sie keck und zuversichtlich auf, — setzen Sie dem Geldstolz, der Ihnen überall begegnen wird, ein eben so stolzes geistiges Selbstbewußtsein entgegen . . . und schneiden Sie Ihr Glück hier nicht aus Idealen, sondern — — aus jedem praktischen Vortheil, der sich Ihnen bietet."

Und damit reichte Doktor Ehrmann dem neuen Hauslehrer die Hand, schüttelte sie herzlich und ging, nach einem freundlichen Zunicken, in den anstoßenden Salon zurück.

Auch Hölderlin trat wieder in die überfüllten Räume, in welchen nach wie vor Schönheit, Glanz und Pracht ... aber auch die größtmöglichste Steifheit und die allumfassendste Langeweile herrschten, und zwar mit einer Standhaftigkeit, die nicht einmal die edle „Medisance" untergraben und vertreiben konnte. Den jungen Mann

überkam dabei ein wunderbares Gefühl: es war das unendlicher Einsamkeit mitten unter einer viel bewegten, wogenden Menschenmenge. Aber wer war er denn auch hier? ... ein Nichts ... eine Null ... mitten unter colossalen Zahlen, ein kleines Hauslehrerlein unter Handelsfürsten. Keine Seele kannte ihn, da er nicht vorgestellt war; — kein Blick traf ihn ... kein Wort ward mit ihm gewechselt. Nur kalte stolze Gesichter fand er überall.

Er lächelte still vor sich hin: Ach! nicht der Stolz erzürnte ihn, sondern nur sein Mangel an Grund. Was blieb denn an vielen dieser Menschen übrig, wenn man ihre Hunderttausende strich?!

Indeß bäumte sich doch sein Selbstbewußtsein jetzt auf, wie ein wildgewordenes Roß: er hatte dem Anstande genügt und entschloß sich zu gehen. Auf seinem bescheidenen Stübchen erwarteten ihn ja ganz andere Genüsse ... Genüsse des Geistes, diese ewigen, nie welkenden Blüthen eines höheren Lebens. Er konnte sich ja dort seiner Liebe zuwenden, ... seiner heißen glühenden Liebe zu dem alten, herrlichen Griechenland. Waren doch sein Herz und seine Seele dort so gern ... dort war seine Liebe ... und etwas lieben muß der Mensch!

„Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allver-

klärend, wenn er liebt, und . . . liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, in der nichts . . . als ein rauchend Lämpchen brennt!“

Hölderlin war also entschlossen zu gehen. Aber er war Egoist genug, um nicht die tödtliche Leere mit sich nehmen zu wollen, die ihm hier überkommen. Sie — die Dame des Hauses — mußte er noch einmal, wenn auch nur von ferne, sehen . . . es begleitete ihn alsdann doch ein schöner und lieber Eindruck und der schmeichelnde Gedanke: mit diesem holden edlen Wesen für die Zukunft zu einer gemeinsamen schönen Wirksamkeit verbunden zu sein.

Indeß . . . schon dieser Gedanke war so fesselnd, daß Hölderlin über ihn Zeit und Raum vergaß und sinnend in der Ecke eines Zimmers stand, als ihn eine unendlich wohlklingende Frauenstimme freundlich anredete.

Angenehm überrascht fuhr der junge Mann aus seinen wachen Träumen auf: es war Frau Gontard selbst. Sie hatte im Vorübergehen den neuen Hauslehrer einsam und in sich gekehrt stehen sehen. Es schmerzte sie die Verlassenheit eines Mannes, den sie schon in so kurzer Zeit achten und schätzen gelernt hatte, und so trieb sie ihr wohlwollendes Herz, ihm wenigstens einige freundliche Worte zu sagen und ihn damit zugleich, Ange-

sichts der Gesellschaft, ein Zeichen ihrer Achtung zu geben.

Freilich waren es nur wenige Worte; aber sie wirkten belebend auf den jungen Mann, wie Frühlingssonnenstrahlen auf winterlichen Boden. Was sie gesprochen, hatte er natürlich aus Verwirrung, Ueberraschung und Verlegenheit überhört. Die ganze Erscheinung ging ihm überhaupt wie ein Blitz vorüber . . . aber sie hinterließ doch einen unendlich lieblichen, freudigen und wohlthuenden Eindruck.

Jetzt war für den Hauslehrer keines Bleibens mehr in der Gesellschaft. So rasch er konnte eilte er hinaus und seinem Zimmer zu.

Aber wie sorglich war hier alles bereitet: auf reinlich gedecktem Tische erwartete ihn ein treffliches Abendessen. Zwei Wachskerzen brannten auf hohen Leuchtern; eine Flasche feinen Rheinweines und ein schön geschliffener Römer standen auch da. Selbst ein hübsches Bouquette schmückte die kleine Tafel.

Es war augenscheinlich, daß hier eine besondere Aufmerksamkeit gewaltet: gewiß auf Ihren Befehl, dachte er. Ihr edler, zartfühlender Sinn, will damit ausgleichen, was durch Ungleichheit der äußeren Verhältnisse heute doppelt schwer und schmerzlich auf mich drücken mußte.

Stillvergnügt kleidete sich Hölderlin jetzt aus, machte

es sich bequem und war bei seinem Abendessen sicher glücklicher, als die stolzen glänzenden Gäste da unten bei dem copieusen und wahrhaft fürstlichen Soupé, das — wenn auch auf schweren silbernen Schüsseln und Tellern — dennoch Langeweile und Blasirtheit servirten.

Liebesahnung.

Es machte Sinklair viel Vergnügen, das alte nahgelegene Frankfurt zeitweise zu besuchen, und dann — allein und seinen Gedanken überlassen — durch die alterthümlichen Straßen der ehrwürdigen Wahl- und Krönungsstadt zu wandern. Einem, namentlich auch in der Geschichte wohl unterrichteten jungen Manne, wie er es war, — einem jungen Manne von so viel Geist und Phantasie, bot eine solche Wanderung immer viel Stoff zum Nachdenken und zur Unterhaltung, und dabei war sie für Sinklair zugleich auch eine Ausspannung aus dem Joche seiner Geschäfte und diplomatischen Studien, die er, neben seinem Amte, mit vielem Fleiße betrieb.

Auch heute war er nach Frankfurt gekommen; aber diesmal nicht allein zu dem eben angegebenen Zwecke, sondern auch weil er in Geschäften des Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg mit dem Stadtschul-

theißen von Frankfurt zu thun hatte. Der politische Horizont trübte sich ja immer mehr und mehr. Die Republik Frankreich rüstete wieder, trotz des Waffenstillstandes. Die Besorgniß wuchs von Tag zu Tage. Sinklair sollte über das, was zu thun sei, mit dem Stadtschultheißen in Vernehmen treten. Ein Besuch bei seinem Freunde Hölderlin sollte dann am Nachmittage die kleine Reise krönen.

Jetzt aber war es zu einer Ansprache bei dem Stadtschultheißen, dem edlen und würdigen Herrn Maximilian von Günderode, noch zu frühe, und so konnte Sinklair allerdings vor Beginn der Geschäfte noch seiner alten Lieblingsneigung nachhängen und einige Stunden still und sinnig — von geschichtlichen Erinnerungen und poetischen Träumen umgaukelt — durch die Straßen der Stadt wandeln.

Und wahrlich! der Erinnerungen an alte Zeiten und wichtige geschichtliche Begebenheiten gab es hier nicht wenige. Namentlich liebte Sinklair an den alterthümlichen Straßen, Plätzen und Häusern, sowie an deren Umwandlungen und Neugestaltungen die Entwicklung des deutschen Bürgerthumes zu studiren. Und dafür war Frankfurt in der That der rechte Platz.

Wie in einem lebenden Körper die Hauptadern überall von kleineren Venen durchschnitten werden, so auch wurden hier — in des heiligen Römisch-Deutschen

Reiches Kaiserstadt — die breiten Straßen, deren es damals ohnehin noch wenige gab, von zahllosen kleinen, engen, mit hohen überhängenden Häusern besetzten volkreichen Gassen und Gäßchen durchkreuzt und durchschnitten.

Aber schon die Namen der Straßen waren Sinklair interessant, da sie theilweise die uralten städtischen Einrichtungen bezeichneten. So wurden einzelne Gassen und Gäßchen ehemals von einzelnen Innungen bewohnt, die unantastbare Privilegien dahin bannten.

Namentlich waren die lärmenden Gewerbe frühzeitig auf eigene Bezirke beschränkt. Daher noch jetzt die Bender- und die Schnurgasse — eigentlich Webergasse, bei dem Volke Schnarrgasse, von dem schnarrenden Geräusche der Wollräder und Webstühle so genannt — die Straße unter den Neuen Krämen, hinter den Tuchgaden, die Metzger-, Fischer- und Töpfergasse, der Roß-, der Kornmarkt und das Fischerfeld.

Geschichtlich sehr interessant war Sinklair auch, außer der alten merkwürdigen Judengasse, das sogenannte „Klapperfeld," ein weiter freier, damals noch ganz wenig angebauter Raum, der in grauer Vorzeit zum Wahlfeld diente, und „Klapperfeld" genannt wurde, weil das Volk hier nach der Kaiserwahl

seinen Beifall, neben lautem Zurufe, durch Schlagen auf die Schilde — klappern — zu erkennen gab.*)

Nie aber kam Sinklair nach Frankfurt ohne die alte Mainbrücke zu besuchen und sein Auge hier an der schönen Aussicht zu laben, die man von ihr aus nach dem Ober- und Untermain hatte. Freilich standen damals die Paläste der Uferseite noch nicht; aber wie prächtig war doch, wenn man den Strom hinaufsah, die Kette von auf- und niedersteigenden Gärten, die sich bis nach dem Flecken Oberrad hinzogen. Und weiter, weiter noch! hinter grünen Feldern und blühenden Bäumen versteckt, das Städtchen Offenbach mit den Thürmen seines alten Schlosses, Birgel und selbst Rumpenheim. Und wie schön und sanft lehnte sich dies alles an die blauen Berge des Spessarts!

Und nun zur anderen Seite — wenn Sinklair sich stromabwärts wandte — lag da nicht die alte schöne Stadt in einem weiten Halbkreise hingestreckt, mit ihren Wasserthoren, mit ihren Uferstraßen und des Domes ehrwürdigem himmelanstrebendem Dach und Thurm?

Und der Stadt gegenüber Sachsenhausen — wo die Nachkommen von Karl des Großen „Sachsen-Collonie"

*) Auch Sachsenhausen, die übermainische Vorstadt Frankfurts, wo bekanntlich Friedrich von Oesterreich gegen den bairischen Ludwig erwählt wurde, hat seine Klappergasse. Kirchner: Ansichten Frankfurts. II. 70.

noch heute in ureigenthümlicher Weise „hausen,“ mit ihren uralten, aus dem Heidenthum herüberragenden Gebräuchen, das „Vertanzens der Todten“ z. B., — wie reizend lag es da, mit seinen freundlichen Gartenhäusern, neben welchen die niedrigen Hüttchen der Bleicher dicht am Ufer hinzogen.

Auf dem Fluße aber wehten lustig die Wimpel zahlreicher Schiffe; Holzflöße zogen durch die weiten Bogen der Brücke; von dem Ufer tönten die Stimmen der Arbeiter und Leben regte sich, wohin man sah.

Und knüpften sich nicht auch an diese mächtige steinerne Brücke der historischen Erinnerungen, der poetischen Sagen gar manche: Sinklair wußte ja, daß schon zu den Zeiten der Karolinger der Main hier, wenn auch nur durch einen hölzernen Bau, überbrückt war. Als Rudolph von Habsburg dann später die Raubnester der Wetterau zerstörte, baute er eine steinerne Brücke. Ein Eisgang aber vernichtete sie 1306 bis auf wenige Trümmer und riß dabei Hunderte von Neugierigen mit hinab in die kalte, eisige Fluth. Auch ein zweiter Bau hatte dies Schicksal, bis die jetzige Brücke entstand, die nun seit fünf Jahrhunderten jeder Fluth und jedem Eisgange trotzt.

Aber lächeln, wie immer, mußte Sinklair jetzt, als er aufblickte zu dem vergoldeten Hahn, der auf hohem

eisernen Kreuze über dem mittleren Brückenbogen emporragt.

Wie sich doch die Volkssage im lieben deutschen Vaterlande so schön um alles schlingt!

Der Brückenbaumeister — so geht die alte Mähr von Munde zu Munde — hatte zu voreilig versprochen, sein Werk in einer bestimmten Frist zu vollenden. Als nun die Zeit schier verflossen, aber die Brücke noch lange nicht fertig war, rief er in der Angst seines Herzens den Bösen zu Hülfe. Lucifer indeß wollte, als ein berechnender Kopf nicht umsonst dem Baumeister zu Willen sein.

Er verlangte also zur Beute das erste lebendige Wesen, das über die Brücke schreiten würde.

Der Baumeister schlug ein, und siehe . . . zur bestimmten Zeit stand auch das schwere Werk vollendet da.

Aber den Baumeister plagte jetzt sein Gewissen. Da er indessen ein kluger Mann war, und von den Frankfurter Kaufherrn schon manchmal gelernt hatte, wie man sich klug und pfiffig aus einem schlimmen Geschäfte zieht, so war ihm nicht bange.

Kaum graute der Morgen, nahm er einen kleinen mageren Hahn und trieb ihn vor sich her . . . hinüber über die Brücke.

Das aber ärgerte den Teufel gar sehr; er war

wüthend, überlistet zu sein . . . und . . . so zerriß er das arme Thier in seinem Zorne mit den Zähnen in tausend Stücke.

Ihm zum Spotte aber steht der goldene Hahn noch jetzt mitten auf der Brücke!

Sinklair lächelte, wie gesagt, bei der Erinnerung an diese Sage; . . . dachte aber: „Sie waren doch klug, unsere Voreltern, als sie dies Zeichen der Wachsamkeit — nach Westen gekehrt — hier, Angesichts der Kaiserstadt, aufstellten!“

Und langsam schlenderte der junge Mann jetzt weiter. Den Weg nach dem Römer — dem Rathhause der Stadt — nehmend, an dem alten „Saalhof“ vorbei.

Aber auch hier fesselten ihn wieder ernste Gedanken:

Stand doch an dieser Stelle einst eine der ältesten Kaiser-Pfalzen in Deutschland! Kaiser Ludwig der Fromme hatte sie 814 erbaut; Karl der Kahle war in ihr geboren worden und Ludwig der Deutsche hauste hier Jahre lang. Freilich war dieser älteste Palast längst untergegangen und 1717 ein neues Hauptgebäude aufgeführt worden, doch hatte Sinklair schon mehr wie einmal den einzigen noch erhaltenen Rest der alten Kaiserpfalz, die ursprüngliche Hauskapelle, in Augenschein genommen. Es war ein merkwürdiges Gewölbe

mit sechs Schuh dicken Mauern und Säulen von rothem Sandstein, unter dem eine Gruft mit noch dickeren Mauern hinzieht.*) Ein Grab, in dem Todtengebeine — wohl die Ueberreste eines Gliedes einer der alten Königsfamilien — ruhten, war hier vor nicht allzu langer Zeit erst entdeckt worden.

Unwillkürlich umspielten Sinklair jetzt, als er durch die schmale düstere Saalgasse, an dieser Saala der Kaiser vorüberschritt, die Geister der Vorzeit.

Wie viel war von hieraus in Betreff des deutschen Reiches geschehen; wie manch' Wichtiges in der vaterländischen Geschichte knüpfte sich an das Stückchen deutscher Erde, auf der er jetzt wandelte.

Schwebten um diese Stelle doch einst die Friedensgeister, als hierher — nach dem langen unseligen Kriege, den Ludwigs Söhne mit ihrem Vater geführt — Lothar, der älteste, sich wieder auszusöhnen kam.

Kamen hierher doch, zu Ludwig, die Vasallen des verstorbenen Kaisers Lothar, dem Könige seinen ältesten Neffen vorzustellen, den sie auf den erledigten Kaiserthron zu setzen wünschten. Und Ludwig, der zu edel dachte, die Beleidigungen, die ihm durch den Vater geworden, an dem Sohne zu rächen, bestätigte die Wahl. Da setzte man in der Saala den jungen Kaiser auf den

*) Diese Kapelle ist noch vorhanden.

Schild und hob ihn auf unter dem lauten Jubel des Volkes.

Und wurden von hier aus nicht, von eben diesem Kaiser Lothar II., die Reichsgränzen gesichert, die Markgrafen ernannt und ein Krieg gegen die Slaven beschlossen?

Starb hier nicht Ludwig II. und folgte seiner Gemahlin in die Gruft?

Hielt hier nicht nach der berühmten Schlacht von Andernach, wo die Ostfranken einen glänzenden Sieg über die Mannen des Frankenreichs davon trugen, Ludwig III. zwei Reichsversammlungen?

Wunderbares Schicksal! — dachte hier Sinklair, indem er in tiefes Sinnen verloren fortschritt. — Wie anders wäre es wohl mit Kaiser und Reich und Frankfurt selbst gekommen, wenn der Sieger bei Andernach nicht durch Uebermaß sinnlichen Genusses sein schönes Heldenleben verkürzt hätte! Lebenssatt, in der Blüthe seines Alters, vertrauerte er den letzten Winter seines kurzen Daseins hier, in der ihm so lieben Saala. Da verbreitete ein feuerrother Irrstern, der sich am Himmel zeigte und seine Ruthe weit ausstreckte, Schrecken unter den Menschen. Und siehe! bald traf auf der Erde ein, was das Zeichen des Himmels, der allgemeinen Meinung nach, verkündet hatte: Ludwig von Ostfranken, der Vielversprechende, starb. Hätte der Tod

seiner oder seines Sohnes geschont, der als Knabe zu Regensburg aus dem Palaste herabstürzte, vielleicht wäre jetzt Deutschland ein großes mächtiges Erbreich und Frankfurt des Reiches blühende Hauptstadt. Denn Ludwig III. hielt Frankfurt werth, wie sein Vater und Ahnherr.

So dachte Sinklair und hatte, in tiefes Sinnen verloren, gar nicht bemerkt, wohin ihn seine Füße getragen.

Während aber Sinklair — in die Geschichte der grauen Vorzeit verloren — so hinschritt, trug sich, ganz nahe bei ihm, in einem alterthümlichen Hause nahe dem Saalhof und dem Römer, etwas zu, was ihn — ohne daß er es ahnte — sehr nahe anging.

Dies alterthümliche Haus war nämlich das Haus des ehrenwerthen Meisters Löschhoff.

Von außen schien das Gebäude allerdings unansehnlich. Von drei Stockwerken, die sich übereinander aufthürmten, hing jedes um ein Ansehnliches über das andere hinaus, so daß, da dies auch bei dem gegenüberliegenden Hause der Fall und die Straße eng war, die Bewohner der oberen Geschosse sich mit Bequemlichkeit die Hände über die Straße reichen konnten. Dazu kam noch, daß die ganze Außenseite des Gebäudes mit Holzschnitzereien, die die Jahrhunderte gebräunt hatten, belegt und getäfelt war. Große metallene Regenableiter

streckten sich dabei — in Form von Drachenköpfen — unter dem hohen Giebeldache hervor, während die ungleichen Fenster mit den kleinen runden Glasscheiben das düstere und trübe Aussehen des Ganzen noch vermehrten.

Aber wie anders war es im Inneren! Zwar waren auch hier — außer der Schenkstube, die, durch mächtige steinerne Säulen gestützt, eine ziemlich hohe, in unregelmäßige Wölbungen auslaufende Decke zeigte — die Räume nieder und düster; aber sie schienen darum auch in der That gemüthlicher.

Nirgends herrschte Luxus und doch war alles gediegen: von den mächtigen, eichenen, mit Schnitzwerk versehenen Schränken der Vorplätze an — die mit Schätzen aus selbst gesponnener Leinwand, wie sie nur das Herz einer Hausfrau entzücken können, angefüllt waren — bis zu den mit Messing beschlagenen Komoden, den Tischen von eingelegtem Holz, dem bequemen Großvatersessel und den alten, von den Voreltern überkommenen Truhen.

Aber alles war dabei so hübsch nahe bei einander, so blank und reinlich, so behaglich und vertraulich, daß jedem einfachen und natürlichen Menschen schon bei dem Eintritt in diese Zimmer das Herz aufgehen mußte.

Man sah: in diesen einfachen und beschränkten

Räumen waltete ein stilles, bescheidenes, aber alle Herzen der Bewohner erfüllendes Glück.

Und so war es denn auch in der That. Meister Löschhoff stand mit Würde und Ruhe seinem Geschäfte vor, und war dabei das Bild eines ehrsamen Bürgers und Hausvaters. Die Meisterin, ernst und streng in dem häuslichen Regimente, wie in der Erziehung der Kinder, ließ es doch keineswegen an Güte und Leutseligkeit fehlen. Das Geschäft ging gut, die Kinder geriethen — wenn auch die Knaben etwas wild und ungebärtig waren und Vater oder Mutter, nach damaliger Erziehungsweise, manchmal mit tüchtigen Schlägen eingreifen mußten. Vor allen Dingen aber hatten der Meister und die Meisterin ihre Freude an Käthchen, ihrem ältesten Töchterlein, das sich gar wohlgebildet und tugendsam zeigte, in Häuslichkeit ein würdiges Nachbild der Mutter abgab und dabei durch kindlichen Frohsinn das ganze Haus stets zu erheitern pflegte.

Nur in den letzten Tagen kam es der Meisterin manchmal vor, als ob der Frohsinn bei Käthchen etwas nachgelassen habe. Man hörte sie nicht mehr bei der Arbeit ihre kindlichen Liedchen trillern und singen, was sie doch sonst — dem ganzen Hause und selbst den Arbeitern und Brauknechten zur Freude — so oft und mit so glockenheller Stimme gethan, daß sie der Vater nur „sein liebes Vöglein" hieß. Auch schien sie dem schar-

sen mütterlichen Auge nachdenklicher und blässer geworden. Und doch klagte Käthchen nichts. Die Mutter aber dachte oft im Stillen: Wenn sie sich nur nicht auf dem Feldberge erkältet oder bei dem Besteigen des Berges überanstrengt hat!

Aber auch das schärfste Mutterauge kann sich täuschen: zwar hing die Sache allerdings mit dem Feldberge zusammen, aber weder mit der Kühle auf seiner Höhe, noch mit seiner Besteigung.

Die Meisterin, Käthchen und Mina — von welchen die letztere als arme Verwandte im Löschhoff'schen Hause schon seit Jahren lebte und mit den anderen Kindern erzogen wurde, als ob sie selbst ein Kind dieser braven Leute sei, — standen eben auf dem geräumigen Vorplatze des ersten Stockwerkes an einem Tische beisammen und bügelten. Die große Hauswäsche war ja vorüber, und in jenen Zeiten war es bei bürgerlichen Familien noch nicht Mode, diese aus dem Hause zu geben. Man wusch und glättete damals noch das Weißzeug mit eigenen Händen, wie man das Garn dazu spann und selbst das Bleichen des Tuches persönlich besorgte.

Käthchen und Mina sahen dabei in ihren einfachen kattunenen Hauskleidchen mit kurzen Aermeln und den, von der Arbeit und den glühenden Stählen doppelt gerötheten Gesichtchen gar lieb aus; frisch und lustig ging es mit den Armen hin und her; . . . so viel aber auch

Mina erzählte, scherzte und lachte, Käthchen blieb so still und in sich gekehrt, daß die Mutter mit wirklicher Beängstigung manchen verstohlenen Blick forschend nach dem geliebten Kinde sandte.

Endlich vermochte sie doch nicht mehr an sich zu halten; . . . aber auch diesmal erhielt sie auf ihre besorgte Frage: ob Käthchen denn etwas fehle, weil sie sogar nicht mehr munter sei? eine verneinende Antwort.

Da wollte die gute Frau eben dem Kinde ernster in das Gewissen reden, als ein Besuch die Treppe heraufkam.

Es war Mamsell Clara, eine Verwandte der Meisterin, Tochter eines Pfarrherrn aus dem benachbarten Darmstadt; . . . jetzt wohlbestellte Haushälterin in dem vornehmen und reichen Gontard'schen Hause.

Mamsell Clara war ein ganz hübsches Mädchen. Ihre großen dunklen Augen hatten ein ungewöhnliches Feuer; ihre Gesichtsfarbe war frisch, der Mund leicht aufgeworfen, die Zähne wie Elfenbein, die Züge erschienen wohlgebildet. Nur die kleine, etwas zu spitze Nase und ein eigenthümlicher Zug um den Mund, der zwar Geist ... aber vielleicht nicht immer den besten ... verrieth, störten den wohlthuenden Eindruck des Ganzen. Dafür aber gewann Mamsell Clara — die bereits in ihr vierundzwanzigstes Lebensjahr getreten — um so mehr durch

ihren schönen, fast stolzen Wuchs und die üppigen Formen ihres Körpers.

Man konnte sie in der That eine verführerische Erscheinung nennen, und da sie sich des mächtigen Eindruckes bewußt war, den sie fast überall — namentlich bei Männern — zurückließ, so erschien sie leicht coquett; sie war es auch in gewisser Beziehung . . . aber doch nur mit Maß und Ziel, und einzig und allein mit der Absicht, sich die Herzen . . . und dabei wohl auch einen Ehemann zu gewinnen.

Machten ihr doch die vierundzwanzig Jahre bange, die sie hinter sich hatte, und der Blick auf die noch kommenden, die, wenn sich keine gute Parthie fand, wohl bis an's Ende des Lebens in einer abhängigen Stellung zugebracht werden mußten.

Konnte man nun aber auch sonst Mamsell Clara nichts Böses nachsagen, so war sie doch im Hause des ehrsamen Meister Löschhoff nicht gerne gesehen. Dem Meister selbst wollte die „fürnehme*) Mamsell,“ wie er sie nannte, zu hoch hinaus; der strengen Meisterin war sie nicht sittsam genug, zu putzsüchtig und „fischte zu viel nach einem Manne“; Käthchen und Mina aber konnten sie nun gar nicht ausstehen: des Hochmuths wegen, den Clara — die allerdings eine feinere Bildung

*) vornehme.

genossen — ihnen gegenüber in ihrer äußeren und inneren Erscheinung darlegte.

„Und was ist sie denn?“ — hieß es alsdann immer bei Käthchen. — „Sie ist ja doch nur eine Darmstädterin! . . . Und wenn sie sich auch noch so stolz aufgeputzt und Haushälterin bei der reichen Frau Gontard ist, so bleibt sie damit doch immer nur ein Dienstbote . . . wir aber sind freie Frankfurter Bürgerstöchter!“

Und wahrlich, man konnte dem guten einfachen Kinde diese Abneigung gegen Mamsell Clara nicht übel nehmen, wenn man jetzt wieder die Art und Weise beobachtete, mit der sie sich gab.

Natürlich blieb die Meisterin mit ihren Kindern an ihrer Beschäftigung, wenn sie auch Clara einen freundlichen „Guten Tag!“ und einen Stuhl bot. Bei ihr durfte keine häusliche Arbeit durch unzeitigen Besuch unterbrochen werden; auch galt zu jener Zeit der Vorplatz — der immer sehr geräumig und mit großen Brandschränken bestellt war — für das eigentliche Arbeitszimmer, wenigstens im Sommer. Das gab nun freilich Mamsell Clara, die sich dadurch zurückgesetzt fühlte, schon von vornherein Stoff zum Spötteln. Sie that dies freilich nicht direct; der Spott aber lag in der Art und Weise, wie sie hier in der kleinbürgerlichen Familie das Hauswesen bei Gontards darstellte. Sie

konnte den Reichthum, die Pracht und den Glanz dorten, so w e ihre herrliche Stellung und die Annehmlichkeiten, die diese für sie im Gefolge führten, gar nicht genug loben. Namentlich auch die Vorzüglichkeit der Frau Gontard-Borkenstein, die die Liebenswürdigkeit gegen sie selbst sei und sie mit Geschenken aller Art: mit kostbaren Kleidern, Hüten, Fächern und dergleichen geradezu überhäufe.

Clara's Augen glänzten und blitzten dabei, und fuhren mit solcher Lebhaftigkeit in ihren Höhlen umher, daß Käthchen ihre Freundin unter dem Bügeln mehr als einmal anstieß und die Worte murmelte: „Du! . . . die Augen!"

Aber auch die Meisterin war klug genug, um aus all diesen prahlenden Reden und dem leise spöttelnden Zug um den Mund Clara's, deren Absicht zu erkennen. Sie sagte dabei in ihrer einfachen geraden Weise — aber doch auch nicht ganz ohne eine gewisse Betonung — daß sie dem Bäschen zu der Stellung in einem so vornehmen Hause von Herzen Glück wünsche; obgleich, ihrer Meinung nach, ein stillbürgerliches Walten am eigenen Herde — und wenn es auch noch so einfach — vorzuziehen sei.

Natürlich stieß Käthchen ihre Freundin Mina hier wieder an und flüsterte: — „Sie hat ihren Stich!"

Mamsell Clara aber kam dadurch immer mehr in's

Feuer großartiger Darstellungen, die so recht verkleinernd hier zurückwirken sollten, und dazu gab ihr denn freilich die letzte große Soiré reichen Stoff an die Hand. Auch des neuen Hauslehrers gedachte sie jetzt mit begeisterten Worten. Er sei schön, zum malen — meinte sie — und dabei äußerst gebildet, fein und freundlich. Sehr habe es ihn beglückt, von ihr zu hören, daß sie die Tochter eines Pfarrers sei und auch eine gute Erziehung genossen habe. Seit jener Zeit suche er sie auf, wo, wie und wann er nur könne, um mit ihr über dies und jenes zu sprechen.

„Nun!" — platzte hier Käthchen heraus — „das wäre ja vielleicht ein Mann für Sie!"

Aber diese Aeußerung bekam dem guten Kinde schlecht; denn kaum war sie heraus, so hatte sie auch schon eine Maulschelle von der Mutter erhalten, mit dem Bemerken: solche, für Mädchen unziemliche Aeußerungen daheim zu lassen.

Käthchens Gesicht glühte vor Scham; aber es erblaßte gleich darauf wieder, als Clara — auf der Mutter Frage nach dem Namen des so belobten Hauslehrers — sagte:

„Es ist der junge Dichter Hölderlin!"

„Himmel! Hatte denn nicht der Herr auf dem Feldberge — der Freund des Herrn Sinklair — auch Hölderlin geheißen?"

Wirklich bestätigte es sich nun in dem Gespräche zwischen der Meisterin und Clara — denn Käthchen that schmollend den Mund nicht mehr auf — daß Herr Hölderlin durch Herrn Sinklair zu der Stelle gekommen und der Familie Gontard empfohlen worden sei.

Das Weißzeug war unterdeß zu Ende gebügelt. Die Meisterin befahl den beiden Mädchen das Feinere davon in die vordere Stube zu tragen. Mamsell Clara, die ihren Zweck — sich im vollen Glanze einer Gontard'schen Haushälterin zu zeigen und die Leute dabei ein bischen zu ärgern — erreicht, verabschiedete sich... und die Mutter eilte zur Küche, um hier das Nöthige für den Mittagstisch zu besorgen.

Wohl versteht es sich von selbst, daß „die führnehme Mamsell" bei Käthchen und Mina jetzt schlecht weg kam, und Käthchen würde mit ihrem ächt frankfurterischen Mäulchen noch ganz anders „ausgepackt" haben, wenn Mina nicht das Gespräch auf den sonderbaren Zufall gerichtet hätte: daß sie die Feldbergs-Parthie auch zu dem Bekanntwerden mit Herrn Hölderlin geführt. Bei dieser Gelegenheit gab aber Mina der „führnehmen Mamsell" recht: daß Hölderlin ein bildschöner Mann sei. Auch Käthchen gab es zu, doch, meinte sie, habe ihr Sinklair noch besser gefallen, zumal er noch viel heiterer und artiger gewesen.

Sonderbarerweise bog sich Käthchen bei diesen Wor-

ten so tief über das Weißzeug, daß sie es fast mit ihrem Gesichtchen berührte. Es fiel wirklich auch Mina auf, die — von der Seite nach der Freundin blickend — lächelnd dachte, wie gut es sei, daß die Flammen auf Käthchens Wangen hier nicht zu zünden vermöchten.

Dafür zündeten sie in Mina's niedlichem Köpfchen! . . . denn mit diesem Erröthen und sich Niederbeugen bei Sinklairs Namen, ging Mina plötzlich ein Licht über das, in der letzten Zeit so stille und sonderbare Wesen der Freundin auf.

„Käthchen!“ — rief sie daher, mit einem fast komischen Ausdruck von Staunen und Ueberraschung, von freudigem Triumphiren über die Entdeckung und doch auch wieder fast mit leisem Vorwurf, indem sie zugleich die Freundin an beiden Armen faßte und mit dem, von Purpur übergossenen Gesichtchen zu sich wandte — — „Käthchen!“ . . . was seh' ich? . . . wär's möglich?“

„Albernheit!“ — entgegnete diese, ward aber noch viel röther.

„Sinklair!?“

„Um Gottes Willen!“ — rief des Meisters Töchterlein und hielt mit beiden Händen der Freundin den Mund zu. — „Wenn das die Mutter hörte, ich wäre des Todes!“

„Also wirklich...?“

„Ich bitt' Dich, schweige!“

„So hast Du Dich wirklich in den Herrn Sinklair . . .“

„Du bringst mich um!“

Das erste unschuldige Geständniß der Liebe — selbst von einer Freundin der anderen flüsternd und erröthend offenbart — hat etwas so Zauberhaftes in sich, daß es hinreißt und für den ersten Augenblick entzückt, selbst da, wo bei ruhigerer Ueberlegung Mißbilligung eintritt. Ist doch eine solche erwachende Liebe wie ein Kind: reizend in ihrer lieblichen Unklugheit und unklugen Verschwendung, voll Lachen und Weinen fast in dem gleichen Momente.

So warf sich denn auch jetzt Käthchen, die ja fast selbst noch ein Kind war, lieblich verschämt und verwirrt in Mina's Arme, ihr glühendes Antlitz an dem Busen der treuen, schwesterlichen Freundin bergend, als habe sie... Gott weiß welches Vergehen begangen. Mina aber küßte, — während beide, von ihren Gefühlen überwältigt, schwiegen, — die Gespielin mit Milde und Herzlichkeit auf die Stirne.

„Jetzt verstehe ich alles!“ — sagte endlich Mina, — „warum Du plötzlich seit einigen Tagen so ganz anders bist . . . so still . . . so zerstreut, daß es selbst die Mutter. . . .“

„Sie hat doch nichts gemerkt?!“

„Sie glaubt Dich unwohl.“

„Um Gottes Willen sage ihr nichts.“

„Wo denkst Du hin! Werd’ ich Dich verrathen?“

„Nein! das wirst Du nicht!“ — rief Käthchen und umarmte und küßte die Freundin stürmisch.

„Aber sagen muß ich Dir etwas!“ — fuhr Mina fort.

„Und was?“

„Daß Du unrecht hast und thöricht bist.“

„Mina!“

„Du weißt, daß ich Dich lieb habe, wie eine Schwester.“

„Ja, das weiß ich!“

„So glaubst Du gewiß auch, daß ich nur Dein Bestes will.“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Nun denn! wie kannst Du so thöricht sein, Dich in Herrn Sinklair, der ein vornehmer Herr ist, zu verlieben!“

„Ja, du lieber Gott! kann ich denn etwas dafür?“ — rief hier Käthchen mit solcher Betroffenheit und Kindlichkeit, daß selbst Mina lächeln mußte. — „Es ist mir ja noch nie so gewesen. Wach’ ich, so seh’ ich ihn, schlaf’ ich, so seh’ ich ihn wieder, im Traum nämlich. Und immer, wenn mir sein Bild kommt . . . am Tag oder in der Nacht . . . da wird mir so . . .“

„Nun . . . wie denn?“

„Ja! . . . ich weiß selbst nicht!“

„Du mußt doch wissen wie Dir ist.“

„Komisch . . .“

„Wie? . . . komisch?“

„Ja! . . . halb zum lachen, halb zum weinen; . . . halb selig, halb... verwirrt, als hätt' ich etwas entsetzlich Böses gethan.“

„Und das soll die Liebe sein?“

„Ich weiß es nicht! . . . aber ich glaub's fast!“

Mina schüttelte bedenklich den Kopf; endlich sagte sie: „Da bin ich froh, daß ich nicht verliebt bin.“

„O! sag' das nicht!“ — rief hier Käthchen und umschlang Mina auf's Neue mit einer Heftigkeit, die diese an der Freundin gar nicht gewöhnt war. — „Sag' das nicht!“ — wiederholte Käthchen — „denn manchmal macht mich der Gedanke an ihn auch so glücklich, so selig, wie ich es bis jetzt noch nie gewesen bin.“

„Aber . . .“

„Ja! aber!“ — fuhr Käthchen traurig fort — „dann kommt wieder ein Herzklopfen und eine Angst!...“

„Da haben wir's, das ist das böse Gewissen!“

„Aber, lieber Gott! ich hab' ja gar nichts Böses gethan?“

„Aber was Dummes!“

„Wie so?“

„Was soll denn mit der Geschichte werden?“

„Ja! . . . das weiß ich nicht!“

„Herr Sinklair . . .“

„Ach sag' doch den Namen nicht.“

„Warum nicht?“

„Er versetzt mir immer einen Schlag auf's Herz!“

„Nun also . . .“

„Ich weiß schon . . .“

„Ist doch viel älter als Du . . .“

„Gewiß!“

„Und ein vornehmer Herr.“

„Das ist wahr.“

„Ich glaube gar, am Hofe des Landgrafen von Homburg angestellt.“

„Und was ist da? Bin ich nicht eine Frankfurter Bürgerstochter?“

Mina lachte.

„Glaubst Du, daß deshalb ein so feiner und vornehmer Herr eine von uns nehmen würde? Der Onkel ist gewiß ein braver Mann, . . . er ist auch Zunftmeister... und sein Bruder ist sogar Bürgerkapitän... aber . . .“

„Nun?“

„Er gehört doch zu den Handwerkern.“

„Wenn Herr Hölderlin, der ein Dichter ist, die Mamsell Clara nimmt,“ — sagte hier Käthchen fast schmollend, — „so kann ein Herr . . .“

„Sinklair . . .“

„Böse! . . . doch auch **mich** nehmen.“

„Aber Käthchen!“ — rief hier Mina — „glaubst Du denn an das Geschwätz der „fürnehmen Mamsell? Ich will wetten, der Herr Hölderlin hat noch keine drei Worte mit ihr gesprochen. Du aber bist mit Blindheit geschlagen!“

„Wie so?“

„Nun . . . hast Du denn gar nichts bemerkt?“

„Bemerkt? . . . was denn?“

„Daß Dich . . . **ein Anderer liebt?**“

„Mich?“ — rief Käthchen ungläubig.

„Ein recht hübscher, netter junger Mann, . . . mit Augen so lieb und treu . . .“

„Geh! Du willst mich zum besten halten!“

„Und recht artig und galant!“

„Ich begreife nicht . . .“

„Weil Undank der Welt Lohn ist. Wer hat Dir denn auf dem Feldberge mit Lebensgefahr den Hut wiedergebracht?“

„Ach der?!“

„Kommt er seit der Zeit nicht fast jeden Tag in die Wirthschaft?“

„Um Bier zu trinken, ja!“

„O, die Blindheit! . . . Läßt er denn nicht sein Glas oft fast unberührt stehen, während seine treuen

Augen — wenn Du einmal vom Vater gerufen wirst, um zu helfen — bei Deinem Kommen aufblitzen wie Kirchenlichter?

„Er spricht ja kein Wort . . .“

„Weil er bescheiden ist.“

„Und da willst Du herausbuchstabirt haben, daß er mich liebe?“

„Da müßte ich blind sein, wenn ich das nicht sehen sollte.“

„Es kann ja auch Dir gelten!“

„Das müßte doch wunderbar sein, wenn mich einer liebte, dessen Augen wie in Verzückung immer auf Dir ruhen! — Sieh', Käthchen, ich glaube Du kränkst den armen Menschen recht, daß Du ihm niemals das Wort giebst. Der wär' denn doch eher eine Parthie für Dich, als der vornehme Herr . . .“

„St! . . .“

„Schon wieder einen Schlag auf's Herz?“

„Spotte auch noch!“

„Käthchen!“

„Hast Du mich lieb?“

„Wie kannst Du so fragen. Ich dächte Du wüßtest es!“

„So verspreche mir eines!“

„Und das wäre?“

„Sei vernünftig . . . und laß den Herzschläger aus dem Kopf!“

Käthchen seufzte. Dann sagte sie: — „Ich will es versuchen!“

Sie trat dabei nachdenklich an das offene Fenster. Wie aber ihr Blick in die enge Straße fiel . . . entfuhr ihr plötzlich ein lauter Schrei, während sie, bleich wie der Tod, zurückfuhr.

„Um Gottes und Jesu Willen, was ist denn?“ — frug Mina besorgt, indem sie herbeieilte.

Aber Käthchen deutete nur nach der Straße und stotterte:

„Er ist's!“

Jetzt blickte auch Mina hinaus, erröthete indeß über und über, als sie Herrn Sinklair erblickte, der ohne Zweifel auch Käthchen schon gesehen hatte und nun freundlich grüßte, indem er seine Schritte dem Löschhoff'schen Hause zuwandte.

Mina trat rasch und verlegen mit den Worten zurück: — „Er kommt hieher!“

Kaum aber waren diese Worte gesprochen, als beide Mädchen wie toll davon liefen, — die Treppe hinunter rannte und zwei Minuten später — ihre Strickzeuge in den Händen — so ruhig und unschuldig hinter dem

Schenktische der Wirthschaftsstube saßen, als ob sie hier bereits schon Stunden lang arbeitend zugebracht.

Wenige Minuten später trat Vater Löschhoff mit Herrn Sinklair — mit dem er eben auf der Hausflur zusammengetroffen — herein.

Weihestunden.

Hölderlins Verhältnisse im Gontard'schen Hause hatten sich unterdessen auf das Angenehmste gestaltet. Die sehr wohlgerathenen, wenn auch etwas kränklichen Kinder, schlossen sich mit zärtlicher Liebe an ihn an, und eine wohlwollende Behandlung von Seiten der Eltern — Herr Gontard selbst hielt sich meist zu Paris auf — ließ ihn sich bald ganz glücklich fühlen.

Machte doch seine große und schöne Aufgabe: tüchtige Menschen aus seinen Zöglingen herauszubilden, das Glück dieser Tage aus, das sich indeß, theils durch eigenes weitausgreifendes Studium, theils durch ein ruhiges und gedeihliches poetisches Schaffen noch unendlich steigerte.

Seine Hauptbeschäftigung in den Freistunden — und er hatte dieser viele, da die Kinder die Nachmittage unter der Aufsicht einer Bonne zubrachten — war die Ausarbeitung von philosophischen Briefen für Fichte's und Niethammers Journal.

Neben der Philosophie trieb er alsdann noch mit Liebe: Botanik und Mathematik und suchte sich selbst in der Rechtswissenschaft zu unterrichten. Strebte Hölderlin doch darnach, Gebiete zu durchwandern, die — seiner idealen Weltanschauung gegenüber — die entlegensten schienen, da er der Ansicht lebte: der wahre Dichter, müsse auch das entgegengesetzte Reale wissenschaftlich durchdringen, ohne damit die Herrschaft des poetischen Elementes in sich aufzugeben.

Musik und Dichtkunst wurden dabei nicht vernachlässigt. Auf der Flöte war ja Hölderlin Meister.

Schon auf der Universität Tübingen hatte er dies schöne Instrument bei dem berühmten blinden Flötenspieler Dülon zu lernen begonnen und es schon damals bald so weit gebracht, daß der Meister sich nach einiger Zeit genöthigt sah, zu erklären: sein trefflicher Schüler könne bei ihm nichts mehr profitiren.

Das Höchste aber war und blieb ihm die edle Dichtkunst!

Fand er doch neue Begeisterung für seine Lieder und Gedichte — namentlich aber auch für seinen, seit langer Zeit begonnenen, in Griechenland spielenden Roman „Hyperion“ — in dem immer tieferen und erhebenderen Eindruck, welchen von Tag zu Tag die liebliche Erscheinung der Dame des Hauses auf seine Phantasie machte.

Sie, die mit einem vortrefflichen Charakter edles Zartgefühl und hohe Bildung vereinte, konnte ja nicht anders auf seine, der Schönheit und der reinsten Harmonie zugewandte Seele einwirken.

Ihre natürliche Anmuth, so wie die Bildung ihres Herzens und ihres Verstandes, gaben ja ihrem ganzen Wesen einen eigenthümlichen seelenvollen Ausdruck; während dabei ihr natürlich-würdiges Benehmen in eine angenehme Weichheit verschmolz, ohne doch das ihr angeborene Imponirende zu verlieren.

So stand sie wie ein Engel des Lichtes und der Milde neben ihrem Gatten, der zwar ein ganz ausgezeichneter Kaufmann von großem Scharfblick und ebensogroßer Redlichkeit war... aber eben doch auch nur Kaufmann, in sich isolirt... durch seine Eigenthümlichkeit und seinen Gontard'schen Stolz.

Uebrigens führte das weitgreifende, ungemein großartige Bankgeschäft Herrn Jacob Friedrich Gontard häufig nach Paris, wohin er denn in der That auch jetzt wieder abgereist war. Mit dieser Abreise ward es denn natürlich auch stiller in der Familie, zumal man das am Mainstrome reizend gelegene Gartenhaus bereits bezogen hatte.

Welche herrliche Tage aber gingen für Hölderlin damit auf!

Die Gärten der reichen Frankfurter Kaufleute sind

in der ganzen Welt durch die Pracht ihrer Landhäuser, ihre geschmackvollen Anlagen und ihren wundervollen und kostbaren Blumenflor berühmt. Keine Stadt kann hier mit Frankfurt concurriren, das wirklich von einem weiten duftigen Kranze kleiner Paradiese und Hesperidengärten eingefaßt ist.

War dies nun auch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts noch lange nicht in dem Maße der Fall, wie jetzt — zumal die Stadt damals noch Festungswerke umgaben — so liebten es doch auch zu jener Zeit die vermögenden Einwohner der alten Frankofurtensis schon, ihre Landsitze prächtig zu gestalten und mit den ausgesuchtesten Kindern Flora's zu schmücken.

Es versteht sich von selbst, daß Herr Jacob Friedrich Gontard auch hierin nicht zurückblieb. Beseelte ihn auch gerade keine tiefer gehende Liebhaberei für Blumen — dafür war er zuviel Geschäftsmann — so fand doch sein feiner Geschmack Gefallen an denselben, obgleich er sie — selbst wenn er sich in seiner Vaterstadt befand — nur selten sah. Konnte er doch, den Kopf voll Geschäften, an den herrlichsten Blumenbeeten vorübergehen, ohne die darauf blühende Pracht auch nur von Ferne gewahr zu werden.

Anders verhielt es sich mit seiner Gattin, die — schon von ihrem elterlichen Landhause zu Ottensen her — eine große Blumenfreundin war. Blumen nannte

sie schon als Mädchen: ihre Schwestern!... jetzt, als Gattin und Mutter, zählte sie dieselben zu ihren Kindern. Und wie hätte denn auch ein so zartfühlendes Herz, ein so sinniger Geist, wie sie: Orchideen, Lilien, Nymphäen und Gardenien sehen können, ohne an die Mysterien des Lebens und der reinsten heiligsten Liebe erinnert zu werden.

Natürlich war es daher, daß sich gerade der Garten des Herrn Jacob Friedrich Gontard durch die größte Mannichfaltigkeit und die höchste Blumenpracht auszeichnete. Und in diesem Paradiese zu wohnen, hatte Hölderlin, der sinnige Dichter, jetzt das Glück!

Himmel! gab es denn etwas paradiesischeres, als hier die Morgende und Abende zu verleben?!

Senkte sich doch ein ganzer Himmel in seine Brust, wenn er in der Frühe — oft schon mit dem Aufgange der Sonne — die Fenster seines freundlichen Mansardenstübchens öffnete, und ihm nun die frische köstliche Morgenluft entgegenwehte, erfüllt von den würzigen süßen Düften all' der Blumen und Blüthen.

Und war es weniger herrlich am Abend, wenn die Kühle vom Mainstrome — der dicht vor dem Garten vorüberfloß — herwehte, und das grüne Blätterdach uralter Bäume die Bewohner des Gartens unter seinen Schatten lockte? An den Seiten zogen sich dabei amphitheatralisch geordnete Blumenbänke hin, besetzt mit

dem reichen Schmuck der Treibhäuser. Duft und Farbenpracht, zarte und abenteuerliche Formen rivalisirten hier auf das reizendste den ganzen Sommer hindurch.

Und in all' diese Zauberpracht der Natur hatte sich nun Hölderlin sein Nestchen hineingebaut und zwischen den ausgestreuten irdischen Frühlingen und Paradiesen erwuchsen ihm die geistigen in Lehre, Studium und Dichtung!

Wie wischte da sein jetzt so freundliches Schicksal mit leichter Hand die Melancholie hinweg, die in den letzten Jahren mit erdrückender Schwere auf ihm gelastet; ja, der Nacht, die seine Seele oft umgeben, sollte jetzt ein sonnenheller, ein göttlich schöner Tag folgen. Er ging ihm auf in dem schönen heiligen Verhältniß, das sich naturgemäß sehr bald zwischen ihm und der so geistreichen wie liebenswürdigen Mutter seiner Zöglinge bilden mußte.

Zeichnete sich doch Frau Gontard-Borkenstein gerade dadurch so schön und vortheilhaft vor vielen anderen Damen ihrer Stellung aus, daß sie eben nicht allein Weltdame ... sondern auch Mutter war.

„Die Mutter ist der Genius des Kindes!" — sagt Hegel, und wie recht hat er. Nur die Liebe kann erziehen; die Liebe aber ist am natürlichsten bei der Mutter; — bei ihr, die unter Aufopferungen aller Art die Bedürfnisse des Kindes, wie sonst Niemand, erforscht

und verstehen lernt; — bei ihr, die zwischen sich und ihrem Kinde viel früher eine Sprache bereitet und bildet, als ein Anderer zu dem Kleinen die Wege der Mittheilung findet; — bei ihr, die, von der Zartheit ihres Geschlechtes begünstigt, so leicht den Ton der Einstimmung in die Gefühle ihres Kindes zu treffen weiß, dessen sanfte Gewalt, nie gemißbraucht, auch nie seine Wirkung verfehlen wird.

Eine fremde Erzieherin, ein fremder Erzieher geben gute Rathschläge und moralische Lehren zum Besten; was dieselben aber nur dem Gedächtnisse bieten, gräbt die Mutter dem Kinde in's Herz: sie lehrt es Alles, was sie ihm irgend beibringen kann, lieben... und so bahnt sie ihm durch die Liebe den Pfad zur Tugend.

Diese große Wahrheiten hatte Frau Gontard-Borkenstein, als sie Mutter geworden, durch eigenes Nachdenken und, geleitet von der Natur selbst, in ihrem Inneren gefunden. Sie hielt fest an ihnen, so weit es ihre Stellung an der Spitze eines so großen Hauses möglich machte. Erst jetzt, da ihr Henry neun Jahre alt geworden und Henriette, Helene und Amalie bis zu sieben Jahren aufstiegen, übertrug man die weitere Erziehung — nach langer und vorsichtiger Wahl — einem trefflich empfohlenen Hauslehrer.

Freilich fesselte die Mutter noch ein Anderes mit

doppelter Macht an die Kinder: und dies war deren ungemein zartes und kränkliches Wesen. Alle hatten schon in der frühesten Kindheit viele Stürme mitzumachen; ja die kleine jetzt siebenjährige Amalie schien kaum die Berechtigung für ein längeres Leben in sich zu tragen.

War es da ein Wunder, daß das Mutterherz mit erhöhter Sorge für die Kinder schlug? . . . War es nicht natürlich, daß sich die Mutter mit dem neuen Hauslehrer über den Plan und die Art und Weise seiner Erziehung in Einvernehmen setzte? . . . daß sie entschieden gewillt war, mit demselben Hand in Hand die Erziehung ihrer Kleinen fortzusetzen?

Und wie schön fand sie sich in ihrem Vorhaben durch den Hauslehrer unterstützt! Wie weit wurden die kühnsten Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt durch seinen reinen edlen Charakter, durch sein liebenswürdiges und geistvolles Wesen, durch dessen hohe ideale Auffassung des Lebens noch übertroffen.

Ihr selbst ging in und durch ihn eine neue geistige Welt auf.

Es lag etwas Bedeutendes in seiner äußeren und inneren Erscheinung. Männlich schön, war Hölderlin — trotz großer Bescheidenheit — doch himmelweit von jenem steifen und eckigen Wesen entfernt, das deutschen Gelehrten und Schulmeistern fast durchweg anklebt. Alles

war an ihm edel, fein und anstandsvoll, als ob er aus den höheren Lebenskreisen stamme, und doch war sein Vater nur ein untergeordneter Beamter gewesen. Aber es giebt eben in allen Ständen und Schichten der Gesellschaft Menschen, die mit einem instinktartigen Sinn für das Edle und Feine geboren werden. Zu diesen gehörte auch Hölderlin, und was er davon naturwüchsig in sich vorfand, führte er mit der Zeit durch das Studium des griechischen Alterthums zum klaren Bewußtsein und zur schönen Abspieglung in sich selbst.

Vielseitiges und tiefes Wissen wurde dabei schön verklärt durch eine ideale und poetische Auffassung des Lebens; wie denn namentlich der Gedanke, in ihm einen angehenden, schon rühmlich genannten Dichter zu sehen, und sein Schwärmen für das alte classische Griechenland etwas ungemein Anziehendes für jedes edlere Frauengemüth hatte. Sollte Frau Gontard-Borkenstein dafür unempfindlich sein?

Und sie war es — in der edelsten Bedeutung des Wortes — nicht. Wie sie seine Aristotelische Grundmaxime: „Alle Erziehung darf — wie die Kunst — nur Ergänzung der Natur sein!“ achtete, schätzte und freudig zu der ihren machte, so konnte es bei ihrem Geiste nicht fehlen, daß sie sich auch gern mit ihm in den Gefilden des alten Hellas und seiner,

an den großartigsten und herrlichsten Momenten so reichen Geschichte, erging.

So kam es denn sehr bald, daß es für Madame Gontard und den neuen Hauslehrer keine angenehmeren Stunden gab, als die des späteren Nachmittags. Fand sich nämlich kein Besuch ein, war keine Gesellschaft gebeten oder die Dame des Hauses selbst in keine Gesellschaft gefahren, so fanden sich der Hauslehrer und die Kinder um fünf Uhr täglich an einem schönen Plätzchen im Garten oder in dem kleinen tempelartigen Gartensalon ein. Hier pflegte die Mutter sich dann stets eine zeitlang des ungebundenen Umganges mit den Kindern zu erfreuen, — wohl auch mit stillem Wohlbehagen zuzusehen, wenn der Lehrer mit den Kleinen irgend ein heiteres Spiel ausführte. Später trieben sich die Kleinen dann unter der Aufsicht der Bonne im Garten umher — ab und zulaufend — während sich ein ernstes Gespräch über Erziehung oder wissenschaftliche Gegenstände zwischen Mutter und Lehrer entspann, . . . der junge Dichter auch wohl, von Frau Gontard aufgefordert, eines seiner neuesten Gedichte vortrug.

O wie schön waren diese Stunden für zwei so reine zart und edel gestimmte Gemüther! Wie beglückte es die junge Frau, ihrem geistigen Leben hier eine so reiche Nahrung auf die angenehmste Weise zugeführt zu sehen; . . . wie schwelgte Hölderlin in Entzücken, das Höchste,

das Heiligste, das Schönste, was seine Seele kannte, vor einem so bezaubernden Wesen ausströmen zu können! War es ihm doch, als ob er nun wirklich in das Land der Ideale eingetreten sei, und die Götter selbst zu ihm niederstiegen.

Auch heute fand man sich auf diese Weise zusammen. Frau Susette saß schon, mit einer zierlichen Stickerei beschäftigt, an ihrem Lieblingsplätzchen. Es war dies eine Laube, die, nach dem Eingange zu weit geöffnet, den Blick auf das Taunusgebirge freigab, das in sanften Linien und bläulicher Färbung den Horizont begränzte. Wellig stieg es auf, bis zu seinen zwei mächtigen Höhenpunkten, dem Feldberge und dem Altkönige, deren Gipfel sich — scheinbar dicht nebeneinander — scharf an dem wolkenlosen Himmel abzeichneten. Deutlich ragten dabei, in der schönen abendlichen Beleuchtung, die Burgen Falkenstein und Kronberg hervor; . . . ja, ein gutes Auge vermochte sogar die Häuschen der beiden gleichnamigen Ortschaften und den Wiesengrund zu erkennen, der diese verband.

Es war ein gar hübscher Fernblick, der noch dabei etwas ungemein Beruhigendes und Befriedigendes in sich trug. Auch jetzt hing das seelenvolle Auge der schönen jungen Frau an ihm . . . aber doch in einem so träumerischen Glanze, daß es das Versunkensein in eine ganz andere Welt leicht verrieth. Sie hatte das Be-

ruhigende und Befriedigende gefühlt, das in dem Bilde vor ihr lag, und . . . wunderbar! . . . es war ihr dabei zum Bewußtsein gekommen, daß sie selbst seit einiger Zeit weniger Kälte und Leere aber mehr Beruhigung und Befriedigung in sich finde.

Sie hatte — trotz des großen Reichthums, der sie umgab, — trotz der Genüsse, die ihr das Leben in ihrer Stellung täglich bot, dennoch bisher in ihrem Inneren an etwas gedarbt. Freilich vermochte sie dies Etwas nicht zu nennen, — sich nicht klar zu machen, was es eigentlich sei? Bald war es ihr gewesen, als müsse ihr das Leben noch etwas bieten, was höher, gehaltreicher, befriedigender, als alle die gewöhnlichen Genüsse. Bald war es ihr wieder vorgekommen, als müsse sie um etwas trauern, was sie einst besessen und nun verloren. Es war nicht erst seit Jahren hingeschieden — sie konnte nicht sagen, wann es da war, wann es weggegangen . . . aber . . . es w a r . . . und hatte eine schmerzliche Leere hinterlassen, die in der That nur durch Eines . . . durch die Liebe zu ihren Kindern einigermaßen ausgeglichen werden konnte.

Immer hatte sie dies Etwas gesucht, — oft sich Mühe gegeben, darüber klar zu werden, was es sei? Es blieb ihr unfaßlich, . . . unbegreiflich!

Sie hatte alles, und doch . . . nichts! Sie träumte

manchmal wie von goldenen Tagen . . . aber sie kamen nicht!

Jetzt war es anders. Dies peinliche Suchen . . . dies innere Darben schwieg plötzlich . . . sie fühlte sich ruhig, still, zufrieden.

Ueber diese sonderbare Erscheinung in ihrem Seelenleben dachte Frau Susette eben nach, als sie fröhliche Kinderrufe aus ihren Gedanken aufschreckten.

Sie wandte den Blick nach dem Garten, da kamen ihre Kinder hergesprungen. Der Hauslehrer folgte in einiger Entfernung.

Jetzt lagen die Kleinen in ihren Armen. Sie küßte sie zärtlich, doch nicht ganz ohne schmerzliches Beigefühl: wie blaß waren sie, wie leidend sah die kleine Amalie aus. Und doch lag auch gleich wieder für das Mutterherz ein Trost nahe: seit der neue Lehrer im Hause war, zeigten sich die Kleinen heiterer, frischer. In wenigen Tagen hatte er nicht nur ihr kindliches Zutrauen und ihre Liebe gewonnen, sondern auch belebend auf sie zurückgewirkt.

Frau Gontard theilte diese Bemerkung Herrn Hölderlin — der, ehrfurchtsvoll grüßend, herangetreten — mit. Der junge Mann versprach ihr bescheiden und doch mit Sicherheit noch schönere Erfolge seines Zusammenlebens mit den Kindern in nächster Zukunft . . .

eine erfreuliche Rückwirkung auf ihre geistige und körperliche Gesundheit.

Wie freudig bewegte diese Hoffnung das Mutterherz. Sie frug den jungen Mann: auf welche Weise er dies herbeizuführen denke.

Hölderlin lächelte schön — es sprach sich in diesem Lächeln das Glück aus, das er in seinem Berufe fand — dann sagte er:

„Man muß die Kinder nur Menschen werden lassen und ihnen in dieser Menschwerdung nicht hindernd entgegentreten, sondern im Gegentheile ihre natürlichen schönen Anlagen liebreich fördern. Wenn Sie mir, edle Frau, Ihr volles Vertrauen schenken und mir möglichst freie Hand lassen, so werde ich die Geistes- und Körperkräfte der Kleinen von aller Treibhausluft frei halten, auf daß sie in reiner Lebensluft gedeihen und sich frisch und kräftig entfalten."

Wie gerne gestand dies die Mutter zu.

Henry und Helene kamen jetzt zu Herrn Hölderlin gesprungen und baten ihn, wie gestern, mit ihnen zu spielen. Der junge Mann folgte gern, und die Mutter sah aus der Laube zu. Die Arbeit ruhte in ihrem Schooße und ein glückliches Lächeln verschönte noch ihre edlen Züge.

Als das Spiel geendet und die Kinder den neuen Hauslehrer fast im Triumphe zur Laube zurückgeführt

hatten, dankte ihm die Mutter für seine freundliche Bemühung. Hölderlin aber lehnte diesen Dank ab, da sein Spielen mit den Kleinen ja gerade die ihm anvertraute Erziehung sei. Man müsse Kind mit den Kindern sein, meinte er, wenn etwas bei der Erziehung herauskommen solle. Uebrigens halte er sich auch hier an die Griechen.

Spiele seien bei ihnen die ganze Erziehung für die zartere Jugend gewesen, . . . spielend — berichtete er — spielend weckten und bildeten sie jede dem Kinde als Mensch und Individuum gegebene Anlage und Fähigkeit, — spielend weckten sie die höhere Ausbildung und führten den Einzelnen wie die Massen zu jener ewig schönen, ewig bewunderten Einheit und Harmonie!

Das Gespräch kam jetzt — während die Kinder vor der Laube herumsprangen und bei Mutter und Lehrer ab= und zuliefen — auf Griechenland überhaupt.

„A propos!“ — sagte hier Frau Susette mit Freundlichkeit — „Sie versprachen mir ja die Mittheilung eines Ihrer Gedichte über Griechenland. Darf ich Sie darum bitten?“

Hölderlin gehorchte gern. Es war jenes schöne Gedicht, das er an einen Freund gerichtet, der für das alte Hellas ebenso begeistert schwärmte, wie er, und welches Schiller zwei Jahre früher in seiner Thalia aufgenommen.

Mit schöner, volltönender Stimme und der Wärme aufrichtiger Begeisterung las er:

Griechenland.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Ilissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aspasia durch Myrten wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuf;

Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Fluthen der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie e'n Göttertraum, das Alter schwand;
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand!

Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen —
Marathon's Heroen sängst du mir,
Und die schönste der Begeisterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Brust verjüngten Siegsgefühle,
Und dein Haupt, vom Lorbeerzweig umspült,
Fühlte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die so karg der Hauch der Freude kühlt.

Ist der Stern der Liebe dir verschwunden? —
Und der Jugend holdes Rosenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühltest du die Flucht der Jahre nicht!

Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend süße Lust.

Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umsonst so brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen,
Dem so gern des Dankes Zähre floß! —
Harre nur! sie kömmt gewiß die Stunde,
Die das Göttliche vom Staube trennt!
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
Edler Geist! umsonst dein Element.

Attika, die Riesin ist gefallen;
Wo die alten Göttersöhne ruh'n,
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ewige Todesstille nun;
Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Ilissus heil'gem Thale wieder —
Ewig deckt die bange Wüste sie.

Mich verlangt in's bess're Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sei die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Dem schönen Gedichte ward sein verdienter Lohn; dem allzuschwärmerischen Schluß desselben aber die freudig Anerkennung: daß es doch eine bessere Ueberlegung

gewesen, die das Herz des Dichters den Lebenden wieder zugewandt.

Jetzt aber kam des jungen Mannes Feuerseele erst recht in Fluß. Er betheuerte, daß ihm damals die Worte aus der Seele gekommen. Mit Begeisterung sprach er von der alles überstrahlenden Trefflichkeit des Athenervolkes.

„Und woher kam sie? worin bestand sie?“ — frug, eifrig weiter stickend, die ihm gegenüber an der anderen Seite der Laube sitzende Dame, auf deren Schooß Amalie ihr blasses Köpfchen gelegt hatte. — „War es das Klima, daß jene glücklichen Menschen so herrlich herausbildete? oder verdankten sie ihre Trefflichkeit der Staatsform, die sie gewählt?“

„Athenische Kunst, Religion, Philosophie und Staatsform“ — sagte Hölderlin, mit Bescheidenheit in Ton und Ausdrucksweise, — „möchte ich für Blüthen und Früchte des Baumes nehmen, nicht für den Boden und die Wurzel; auch das Klima dürfte schwerlich allein jenes schönste Volk, jene herrlichsten Tage der Geschichte bedingt haben. Es ist noch dasselbe, wie ehedem, und welch' ein Volk lebt jetzt dort!“

„Das ist freilich wahr!“ — entgegnete die Dame des Hauses. — „Worin liegt aber sonst der Grund?“

„Darf ich ausführlich sein?“ — frug Hölderlin mit leichter artiger Verbeugung.

„Ich werde Ihre Meinung darüber sehr gerne hören!“ — versetzte jene. — „Man mehrt auf solche Weise immer den kleinen Schatz seines geistigen Lebens!“

„Alle späteren Jahrhunderte schöpften aus diesem Born!“ — sagte der Hauslehrer und schon strahlten, bei dem bloßen Gedanken an Griechenland, seine Züge in Begeisterung.

„So lassen Sie auch mir etwas von diesem Wasser des Lebens zukommen!“ — bemerkte Frau Susette lächelnd.

„Nun denn!“ — hub Hölderlin an — „wenn Sie es mir gestatten, werde ich mir erlauben, ausführlich zu sein. Sie wissen ja, edle Frau, wess' das Herz voll ist, dess' geht der Mund über. Ich habe übrigens in der That viel über den Gegenstand gedacht, und manches niedergeschrieben. Die Hauptsache ist wohl, daß das Volk der Athener das Glück hatte, in jedem Betracht ungestörter, und von gewaltsamem Einfluß freier als irgend ein Volk der Erde zu erwachsen.“

„Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Gottesdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie

im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzte und belebte. — Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossal sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, schöne Menschen werden sie nie oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen."

„In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Atheniensern voraus, und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wäre Lycurg nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermüthige Natur zusammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur."

„Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn

wer nicht ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann."

„Wie wahr!" — rief hier Frau Gontard.

„Freilich haben auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan," — fuhr Hölderlin fort — „hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da eine thörigte Mutter thut."

„Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eigenen königlichen Gewalt."

„O! solch' ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldenen Aehren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern."

„Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamen Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dieß nur konnt es!"

„Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und so von

ihm euch unterscheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laß den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm giebt; denn so nur wird er... Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön."

„Sie sprechen mir aus der Seele!" — sagte die Zuhörerin.

„So war der Athener ein Mensch," — fuhr Hölderlin fort, — „so mußte er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön, an Leib und Seele!"

„Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit aber ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber... sich. So gab der Mensch sich seine Götter."

„Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst!" — wiederholte beifällig die Dame.

„Und der Schönheit zweite Tochter ist die Religion!" — fuhr der junge Mann fort — „Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch bei den Athenern war es so! Und

ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule wovon die Krone herabgeschlagen ist."

Die seelenvollen Augen Frau Susettens strahlten höher und langsam sank die Hand mit der Arbeit in den Schooß. Hölderlin fuhr fort: — „Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehen konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehen will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten."

„Mängel und Mißtritte giebt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche nicht das Ungeheure der Aegypter und Gothen, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andere, zu den Extremen des Uebersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andere."

„Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit."

„Der Aegypter trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, — der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegypter hat von Geburt an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen."

„Der Athener aber kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht gestört sein will; er kann Gesetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein, und thut auch recht daran."

„Aber wie konnte dies dichterische Volk nun auch ein philosophisch Volk sein?" — frug hier die junge Frau.

„Sie wären sogar," — sagte Hölderlin — „ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen?"

„Was hat die Philosophie" — erwiederte jene — „was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit der Dichtung zu thun?"

„Die Dichtung," — sagte der junge Mann leuchtenden Blicks, — „ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen göttlichen Seins. Und so läuft am Ende auch wieder in ihr das

Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zusammen."

„Sie sind ein wunderbarer Mensch!" — sagte Madame Gontard lächeld. — „Aber Sie schweifen mir aus. Von Athen ist die Rede.

„Der Mensch," — begann der neue Hauslehrer wieder, — „der nicht wenigstens im Leben Einmal volle lautere Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an der Iris Bogen, in einander spielten, — der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal philosophischer Zweifler werden, — sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbauen. Aber die Griechen waren es, denn sie trugen den Himmel der Schönheit in sich. So konnten sie das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze erheben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten. Darum besonders waren die Athener auch ein philosophisch Volk. Das konnte der Aegypter nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht, wie ein Grieche. Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Him-

melsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß er sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegypter ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel; die stumme finstere Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird nie etwas Großes und Schönes geboren. Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein."

„Man muß im Norden schon verständig sein, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist; man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeih'n und reifen, eh' er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens. Aber aus bloßem Verstand ist nie Ver-

ständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen. Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Nothwerk. Vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unrecht, ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit."

„Vernunft ist ohne Geistes- ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß, so wenig als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt."

„Aus bloßem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntniß des Vorhandnen."

„Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffes."

„Leuchtet aber das Göttliche, — das Ideal der Schönheit — der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fordert."

„Scheint — wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt — dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäfte, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Nothwerk stehen, doch denkt er gerne des Festtages, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.“

Hölderlin hatte immer wärmer, immer begeisterter gesprochen; seine schöne, hohe Seele öffnete sich den geistigen Blicken seiner staunenden Zuhörerin, wie der Kelch einer vollen Rose dem warmen Strahle des Sonnenlichtes.

Aber auch ihre Augen öffneten sich weit und strahlend. Und leise, wie eine Knospe sich aufschließt, schloß ihr schönes Antlitz vor dem Wesen einer so reinen und schönen Begeistrung sich auf und ward Leben und Seele.

Jetzt sank im Westen die Sonne groß und mit unvergleichlicher Herrlichkeit — ein Feuerschwan auf einem Meere von flüß'gem Golde — den blauen Bergen zu.

Frau Gontard-Borkenstein erhob sich. Ihre innere Bewegung fand in der Bewunderung der großartigen Naturerscheinung einen erwünschten Ableiter. Hölderlin folgte natürlich ihrem Beispiele. Beide aber schwiegen, bis der jetzt dunkelroth glühende Feuerball langsam und majestätisch hinter den Bergen versank.

Hölderlin gedachte des Sonnenaufganges auf dem

Feldberge, — und, in sich selbst verloren, drängten sich ihm aus tiefster Seele die Worte hervor:

„O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, in dem Getümmel des Handels, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr seinen Namen? den Namen deß, das Eins ist und Alles?“

„Ja!“ — sagte es leise, und es klang wie ein über fromme Lippen zitterndes Gebet — „ja! . . . sein Name ist Schönheit!“

Und mit einem leichten Neigen des Kopfes und einem Blick voll Güte und Milde . . . aber auch voll Ruhe und unendlich schöner Hoheit, verabschiedete sich Madame Gontard und zog sich zurück.

Hölderlin war es wunderbar selig zu Muthe. Er wäre gern zum Kinde geworden, um diesem reinen, edlen Wesen näher sein zu können.

„O! einen Augenblick in ihrem Frieden, in ihrer inneren Schöne mich zu fühlen“ — rief er aus — „wie vielmehr sollte es mir jetzt gelten, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der alles versuchenden Menschen! Wie Eis an der Sonne zerschmilzt vor diesem Gedanken, was ich gelernt, was ich gethan im Leben und alle Entwürfe der Jugend verhallen!“

Und er lauschte mit Entzücken dem wunderbaren unendlichen Wohllaut, der reinen heiligen Stimmung, die

diese Stunde in ihm hervorgerufen. Sein ganzes Wesen frohlockte über sich selbst und das Glück, das ihm geworden; einer so edlen, herrlichen weiblichen Erscheinung nahe sein zu dürfen. Und als der Sternenhimmel sich über die Erde legte . . . war er, wie dieser, . . . groß, still und doch bewegt.

Der Wäldchestag.

Eine der größten Schönheiten und Annehmlichkeiten, die Frankfurts Umgebung bietet, ist noch heute — und war seit den ältesten Zeiten — der herrliche Wald, der kaum eine halbe Stunde von der Stadt beginnt und sich in prächtiger Fülle nach allen Seiten ausdehnt.

Er ist mit das Beste, was der Stadt aus den „guten alten Zeiten" geblieben, in welchen er einen Theil des Reichsforstes ausmachte, in dem schon Karl der Große so gerne seine Jagden abhielt.

Die alte Kaiserstadt war damals gegen Mitternacht und Mittag von Waldungen umgeben, die sich theilweise bis an die Stadtmauern herabzogen.*) Den mittäg=

---

*) Die ganze Gegend um das jetzt so freundliche Bornheim herum, das in kurzer Zeit wohl ganz mit Frankfurt vereinigt sein wird, war damals, bis nahe vor die Stadt mit dichtem Walde be=setzt. Erst 1522 wurde durch einen Vertrag des Rathes mit der

lichen Reichsforst — der Chunigsforst (Königsforst) genannt — der sich der Länge nach gegen zwei, und in seiner ansehnlichsten Breite über eine Meile weit ausdehnt, und einen Flächenraum von 10,757 Waldmorgen einnimmt, kaufte die Stadt von Kaiser Karl IV. Darum — und da er ursprünglich ein Theil von Karl des Großen riesiger Waldung Dreieich war — wohnte der Stadtschultheiß von Frankfurt dem „Maygeding" (Maigericht) bei, das stets vierzehn Tage nach Walpurgis in der Kirche zu Langen abgehalten wurde. Neben dem Stadtschultheißen erschien dann auch der Vogt von Münzenberg und viel, viel Volk aus Stadt und Umgegend.

In diesem Walde besaß nun Frankfurt nicht nur ein reiches Einkommen, er wurde auch — in seinen näher gelegenen Theilen — mit den friedlicher und milder werdenden Zeiten, in welchen sich das Schöne und Gemüthliche aus dem Wilden und Rohen allmählich herausarbeitete, ein beliebter Vergnügungsort der löblichen Bürgerschaft. Die „Maygedinge", mit ihren entsetzlichen, alles menschliche Gefühl empörenden Strafen für Wald- und Wildfrevel verschwanden, aber nicht die unschuldige Lust der Städter, den herrlichen Wald im

---

Gemeinde der Anfang gemacht, die dichtesten Stellen auszuhauen, um Raum für Wiesen und Saatfelder zu gewinnen.

„Kirchner: Geschichte v. Frankfurt." I. 478.

Mai zu besuchen, und so wuchs mit der Zeit für Frankfurt ein prächtiges Volksfest heraus, das nach und nach den dritten Pfingsttag zum heitersten Festtage der Frankfurter machte.

Auch zur Zeit unserer Erzählung schlugen mit dem wiederkehrenden Frühling die Herzen aller ehrsamen und guten Bürger und Bürgerinnen höher, wenn Pfingsten heranrückten, und mit diesem schönen Kirchenfeste auch das große Volksfest am „Wäldches-Tag" wie ein lichter Stern am nächtlichen Himmel aufzog.

Lag in diesem Feste doch gleichsam die Wiedergeburt der goldenen Freiheit, . . . die Auferstehung aus der Enge und Grabesnacht des Winters; . . . wie denn auch Goethe, als Frankfurter Kind, in der thatsächlichen Erinnerung an dieses Fest — wenn auch mit Verlegung auf Ostern — seinen Faust so schön sagen läßt:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür. —

Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle an's Licht gebracht.
Sieh' nur, sieh'! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorf's Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Auch heute am Pfingst-Dienstage des Jahres 1796, verwirklichte sich, diese, dem Leben so trefflich entnommene poetische Epistel auf das Schönste.

Ein Platz im Walde — eine halbe Stunde von der Stadt und kaum einen Büchsenschuß von dem freundlichen Oertchen Niederrad entfernt — das Niederräder Wäldchen, oder auch schlechtweg in Frankfurt „das

Wäldchen" genannt, ist bei dem gedachten Feste von jeher der Hauptsammelplatz für den Mittelstand des Frankfurter Bürgerthums. Er war es indessen noch mehr zu jenen Zeiten, als jetzt, da der Mittelstand sich in unseren Tagen vornehmer dünkt und bei höher gestellteren Anforderungen, selbst an diesem ächten Volksfeste, den reicheren und angeseheneren Bürgern, die zu ihrem Centralpunkte das nicht weit entfernte Forsthaus wählen, nicht nachstehen will.

Und jenes „Wäldchen" — dies trauliche Plätzchen mitten im großen Walde, von dem es eigentlich nur einen Theil ausmacht — ist denn auch so recht zu einem urgemüthlichen Volksfest geschaffen.

Hier sind auf einem mit hohen Buchen besetzten Platze eine Masse Tische und Bänke angebracht, in deren Mitte nicht nur ein treffliches Wasser sprudelt, sondern auch ein Feuerherd zum Kochen des Kaffee's 2c. sich erhebt. Auf drei Seiten ist der Ort mit Waldung umgeben, die vierte öffnet sich in ein reizendes Wiesenthal, an dessen Saum die Ziegeldächer von Niederrad hervorschimmern. Eine kaum merkliche Umzäumung sichert den Ort vor dem Ungestüme der Wagen und Rosse. Hier nun findet am Pfingst-Dienstage der größte Zudrang statt. Wird das Fest vom Wetter nur einigermaßen begünstiget, so werden Tausende und Abertausende, wie die Zugvögel, von einem unwiderstehbaren Natur-

triebe hieher gezogen. Schon vor Anbruch des Tages sind die Tische von den Abgeschickten zahlreicher Familien in Beschlag genommen. Gegen Mittag langen die Reihen der Gäste an. Alt und Jung, Groß und Klein verlassen die Stadt, um nach dem Wäldchen zu wallfahren. Der nahe Mainstrom ist mit Kähnen bedeckt; der vorbeiziehende Fahrdamm mit Fuhrwerk. Dort poltert eine sogenannte Kindbetterkutsche, in welcher die Großmutter schon zur Hochzeit fuhr; hier rollen luftige Phaétons dahin, mit Beobachtern aus der höhern Region gefüllt. Schlichte Bürgerfamilien kommen im Schweiße ihres Angesichts zu Fuße an. Voraus die leichtgeschürzte Jungfrau:

Um sie schwärmt ein Heer von liebesseufzenden Herren,
Während trägeren Schritt's Papa und Mama dort nachkeucht;
Doch muthwillige Knaben und schelmische Mädchen die flattern
Gleich Amoretten voraus unfolgsam dem Rufe der Alten.

Da aber die Zahl der Tische nicht für den tausendsten Theil der Gäste reicht, so lagert sich der Hausvater mit seinem trink- und esslustigen Gefolge in's schattige Waldgrün. Jetzt werden allmählich die gefüllten Taschen und Flaschen geleeret. Denn hier bringt jeder seinen Vorrath mit, und nicht selten ist dieser groß genug, um eine zahlreiche Familie Wochen lang zu erhalten. Schinken und Würste, Braten und Geflügel, Kuchen und Pasteten, liegen auf blanken Schüsseln und reinlichem Tischzeug im Grase ausgebreitet. In den Römern

blinkt goldner Wein; des in die Erde — der Kühlung wegen — halb vergrabenen Rückhalts ganzer Flaschenbatterien nicht zu gedenken. Der Frankfurter, von Natur freigebig, ist es hier doppelt; jedem Bekannten wird zugetrunken, und wer Freund ist von heiteren Menschengesichtern, wird nicht ohne Lust diese Reihen durchwandern.

So war es denn auch heute: die Sonne strahlte prächtig vom blauen Himmel herab, die Luft war so rein und köstlich, daß es Jedem eine Labe dünkte, sie zu schlürfen. Das frische Grün des Waldes lachte dem Auge mit Jugendlust entgegen; aus allen Hecken, von allen Zweigen schmetterten die Vöglein ihre Lieder, während bunte Schmetterlinge von Blüthe zu Blüthe gaukelten und der Käfer unzählbares Heer die Luft schwirrend und summend erfüllte.

Wie konnte es da fehlen, daß an einem solch' herrlichen „Wäldches-Tage“ nicht halb, . . . nein fast ganz Frankfurt auf den Beinen und im Walde war, zumal die Nachricht von einem festen Friedensschluß des Reiches mit der französischen Republik die ganze Bürgerschaft seit einigen Tagen in die freudigste Bewegung setzte.

In der That sah es in der alten Reichs- und Handelsstadt heute wahrhaft traurig aus. Die Straßen waren wie ausgestorben, so daß die Schaarwache,

um der Sicherheit willen, ihre Posten doppelt bezogen und an verschiedenen Plätzen Feuerspritzen bereit gehalten wurden.

Desto lustiger und göttlicher war es im Walde und im „Wäldchen!" der Fußweg, von der altehrwürdigen Mainbrücke her, zeigte eine einzige ununterbrochene und unabsehbare Prozession. Wie ein lebendiger Strom wälzte sich die heitere Menschenmasse, scherzend und lachend, dem Walde zu.

Aber auch hier war Alles Lust und Leben. Die Menschen waren wie aus der Erde gewachsen. Wohin und wie weit auch das Auge blickte, überall gewahrte es unter und zwischen den Bäumen gehende, lagernde, spielende, jauchzende Gruppen. Und alle die bunten Kleider, die lieblichen Frauen- und Mädchengestalten, die springenden jubelnden Kinder!

Es war ein köstlicher reizender Anblick!

Und wie das an allen Ecken und Enden aß und trank, sang und schmaußte.

Hier waren Fäßchen aufgestellt, und aus der bauchigen Runde rann golden, des Frankfurter Bürgers Lieblingstrank, der Aepfelwein, den er scherzhaft „Hohenastheimer" nennt.

Massen umstanden die ambulante Wirthschaft; . . . kamen und gingen, . . . grüßten und scherzten.

Dort zapfte man Bier, das in kleinen Fäßchen auf Stoßkarren herausgebracht worden war.

Alle hundert Schritte fast standen dabei Körbe mit Brod, Bänke und Tische, an welchen Käse, Schinken, Würste ausgeboten wurden.

Hier ließ sich eine Drehorgel, dort eine Harfinistin hören. Unter jener mächtigen Eiche sang eine entsetzliche Stimme eine endlose Ballade ab, deren schauerlicher Inhalt eine Mordthat war, die — in verzerrten Bildern dargestellt — auf einem Wachstuche gezeigt wurde, das an einer Stange hing. Wobei denn der Vorzeiger nicht ermangelte, die Aufmerksamkeit des Publikums durch das Schlagen mit einem Stock auf das Schauerbild noch mehr zu erregen und zu fesseln.

Aus der Ferne klangen dazwischen die Töne der Waldhörner, der Hoboen und Pfeifen.

Schnurren summten in den Händen der Knaben, hölzerne Kindertrompetchen quikten wie die Feldmäuse; Alles aber überschrie noch die Puricinelle und ihre Hanswurste, welch' beiden nur der Kinder-Jubel um die Carroussele herum die Wage hielt.

Und überall, überall die freundlichsten, heitersten, seligsten Gesichter!

Was aber dieses Fest zu einem wahren Volksfeste — so recht eigentlich im Sinne des Wortes — machte, war: daß bei demselben alle Klassen und Abstu-

fungen des Volkes nicht nur vertreten waren, sondern auch lebendigen Antheil an demselben nahmen.

Bewegten sich doch hier in des Waldes freundlich-grünem, durch einfallende Sonnenlichter reizend durchbrochenem Dämmerschein, gerade an diesem Feste, der mittlere Kaufmann, der Beamte, der Krämer, der Künstler, der Handlungsdiener, der ehrsame Handwerksmann, der behäbige Rentier, der gemüthliche aber derbe Sachsenhäuser, der Gärtner und Arbeiter, ja der Dienstboten gewaltige Masse ... bewegten sich doch, gerade an diesem Feste, alle diese Abschattirungen des gesellschaftlichen Lebens: Männer und Weiber, Greise und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen frisch und fröhlich unter und durcheinander. Wie durch einen Zauber hebt ja der „Wäldchestag" in Frankfurt jeden Unterschied in Rang und Stand auf. Selbst die Mitglieder der hohen Obrigkeit und des hochweisen Rathes fehlen nicht und was von der haute finance einer solch' schönen, gemüthlichen und originellen Verschmelzung nicht fähig ist, das fährt wenigstens hinaus auf das nahe Forsthaus, um mit des Geldstolzes souveräner Verachtung herabzusehen auf die unendlich fröhliche und glückliche Volksmasse ... um zu sehen: „Wie sich unser Volk amüsirt!"

So bildete denn auch die Familie des ehrsamen

Zunftmeisters und Bierbrauers Löschhoff eine der schönsten Gruppen. Mitten im „Wäldchen" — gerade wo der Haupt-Menschenstrom unablässig vorüberwogte — hatte sich der Meister mit den Seinen niedergelassen. Dabei war heute — als am ersten und schönsten Frankfurter Volksfeste — die ganze Familie, mit „Kindern und Kegeln", wie man hier zu sagen pflegt, beisammen, und zwar im schönsten Feststaate.

Ein blendend weißes Tischtuch deckte die moosige Erde, aber das Tischtuch selbst verschwand fast wieder unter den Tellern und Schüsseln mit Kuchen, Braten, kaltem Geflügel, Wurst. Schinken, Butter und Käse, so wie den Gläsern für Bier und Wein und den Weinflaschen: letztere waren freilich erst für den Abend bestimmt, jetzt sprudelte noch ein aufgelegtes Bierfäßchen seine braunen erquickenden Fluthen in die, von der neben ihm sitzenden Meisterin untergehaltenen Gläser.

An dieser köstlich inprovisirten und darum den Umsitzenden doppelt herrlich dünkenden Tafel präsidirt oben der Stolz und das Haupt der Familie, der ehrsame Bruder des Meister Löschhoff, der würdige Herr Caspar Hieronymus Hubertus Löschhoff, wohllöblicher Bürgerkapitän des IV. Quartiers der freien Reichs-, Wahl-, Krönungs- und Handelsstadt Frankfurt am Main.

Schon auf den ersten Blick erkannte man, daß sich Herr Caspar Hieronymus seiner Würde auf das vollständigste

bewußt war. Der alte Herr — er mochte wohl ein Sechziger sein — saß auf einem bereits ausgetrunkenen Bierfäßchen, das — in die Höhe gerichtet, — ihm, so zu sagen, zum Throne diente. Gar martialisch machte sich dabei auf der weißgepuderten, das rothe dicknasige Gesicht überragenden Perrücke der dreieckige Hut, und diesen Eindruck erhöhte nicht nur die ernste gravitätische Haltung des Mannes, sondern auch der Feiertagsrock mit den riesigen Umschlägen und den prachtvollen Thaler-großen hellblinkenden Stahlknöpfen, dem Hauptstaate jener Zeit. Denn ein Staat und ein Kunstwerk waren diese Knöpfe durch Schliff, Ciselirung und innere Ausschmückung mit Perlenmutter. Dabei die gestickte seidene Weste, die kurzen Hosen, die Strümpfe und Schuhe mit großen Stahlschnallen und vorab der mächtige, mit einem dicken silbernen Knopf gezierte Stock, der hier selbst beim essen und trinken, nicht niedergelegt wurde.

Es ist wahr, modern war diese Tracht schon damals nicht mehr, da die Perrücken bereits den natürlichen Haaren, die dreieckigen Hüte den runden, die breitumschlägigen Röcke den, bis auf die Waden herabreichenden „Schwalbenschwänzen" Platz gemacht hatten. Aber bei einem Bürgerkapitän des löblichen IV. Quartiers war es anders. Hier hielt die ältere Mode, schon der Würde wegen, Stand.

Denn der Bürgerkapitän war ja ein gewaltiger Mann bei der Stadt: vorab wohllöblicher Quartiervorstand, und da jedes der 14 Quartiere ein Fähnlein bewaffneter Bürger zählte, mit einem Capitän, einem Lieutenant, einem Fähndrich und 20 bis 25 Unteroffizieren an der Spitze, so war der Quartiervorstand auch Capitän und Commandirender. Zu commandiren war dabei freilich wenig . . . aber desto mehr Geld einzunehmen! denn wer von den Bürgern sich von dem Waffendienste losmachen wollte, der zahlte dem wohllöblichen Quartiervorstande damals ein „Losgeld", wodurch er sich in die sogenannte „blinde Rotte" einkaufte, das heißt: von seiner Wehrpflicht frei machte. Auch Quartiermeister waren die Bürgerkapitäns, wenn fremde Truppen die Stadt berührten; so wie sie an der Spitze der Löschmannschaft ihres Quartieres standen.

So war es denn kein Wunder, daß die ganze Löschhoff'sche Familie mit Stolz auf den Bruder, Schwager und Onkel blickte, und Herr Caspar Hieronymus selbst seine Stellung im Staate auch hier auf dem lustigen Volksfeste nicht vergaß. Glühten auch Gesicht und Nase in schönem Purpur und Blau, — strahlten auch die kleinen sinnlichen Aeuglein in Behaglichkeit und Lust,... so lüftete doch Herr Caspar Hieronymus bei jedem ihm werdenden Gruße — und deren waren gar viele —

seinen Dreidecker mit der Würde und dem Ernste eines Friedrichs des Großen.

Nicht so war es bei der übrigen Familie. Der „Wäldchestag" macht in Frankfurt von Allem eine Ausnahme. An ihm ist alles lustig! Der gesetzteste Mann wird wieder zum Jünglinge, — die Matrone zum Mädchen, — die strengsten Eltern schauen durch die Finger, — die steifsten Principale schließen die Comptoirs früher, wie sonst, — und die Jugend tobt toller wie je.

Daher sah man denn auch hier um den Herrn Caspar Hieronymus herum — die lustigsten Menschen von der Welt gelagert: gütlich thaten sich im glücklichsten Humor der Meister und die Meisterin, — Vetter Winkler war gar des Teufels an Witz und Ausgelassenheit und trank für Sieben. Käthchen und Mina lachten und scherzten laut und heimlich aus Herzenslust — die erstere wußte recht gut warum und ward fortwährend roth, ohne daß eine Veranlassung dazu dagewesen wäre. Die Kinder aßen und tranken zum verplatzen und tobten dann wie toll umher: von der Puricinelle zu den Orgeln und von diesen zum Caroussel. Selbst die „fürnehme Mamsell" hatte sich die Erlaubniß erbeten, sich der Familie anschließen zu dürfen, und war heute so rosiger Laune, daß die guten Leutchen ihre sonstigen Unarten ganz vergaßen.

Dabei traten fortwährend Bekannte und Bekanntinnen heran: heiter grüßend und jubelnd empfangen. Und wer kam, der mußte Platz nehmen — wenn auch nur für Momente — und mitessen und wenn er dies nicht mehr vermochte, wenigstens mittrinken.

Und ringsum sang es und klang es und jubelte und schrie und lachte und pfiff und schwirrte, daß Einem der Lärm schier berauschte ... aber auch hob und selbst wie toll machte.

Und immer erweiterte sich die Gesellschaft; denn Jedermann kannte die Gastlichkeit des Meister Löschhoff und sein gutes Bier und seine trefflichen Schinken, und seinen guten Humor, wenn er an solchen Festtagen lustig war, und endlich . . . die hübschen Mädels!

Herr Gott riß da die „fürnehme Mamsell" die Augen weit auf und ließ sie umherrollen und blitzen und blinken! . . . Sie schien Jemanden zu suchen und es war, als wolle sie mit ihren Blicken die dichtgedrängte Menge durchbohren und das, was sie suchte, mit den Augen heranziehen. Aber auch Käthchen und Mina schauten unter der Hand und zwischen ihrem halblauten Schwätzen und Kichern wie suchend umher, nur allerdings mit mädchenhafter Bescheidenheit.

Aber auch für sie schien sich bis jetzt das nicht zeigen zu wollen, was sie erwarteten und erhofften. Wie aber sollte man sich auch hier in dem Gewühle von

vielleicht zwanzig Tausend Menschen — auch Offenbach, Hanau, Darmstadt und die umliegenden Ortschaften sandten ihr Contingent — so leicht sehen und finden?

„Er kommt wahrhaftig nicht!“ — flüsterte jetzt, roth bis hinter die Ohren, Käthchen ihrer Gespielin zu.

„Das wäre auch recht gut!“ — meinte diese. — „Aber Einer kommt sicher.“

„Und der kann fortbleiben!“ — murrte des Meisters Töchterlein.

„Herr Capitän!“ — rief jetzt ein Bürger, den alten Herrn Caspar Hieronymus militärisch grüßend, — „wünsche wohl geruht gehabt zu haben! wie befinden Sie sich!“

„Gut! Herr Rumppeler!“ — entgegnete der Angeredete, den Dreidecker feierlich lüftend, — „danke der gütigen Nachfrage!“

„Herr Rumppeler, ein Glas Bier!“ — rief der Meister dazwischen.

„Danke schön, hab' schon mordsmäßig gebechert!“ — meinte der Bürger.

„Nun! immer noch eines!“ — rief die Meisterin heiter — „wird schon noch gehen!“

„Eigenes Gebräu!“ — setzte Meister Löschhoff mit wohlgefälligem Lächeln dazu und reichte das schäumende volle Glas.

Und mit einem: — „Nun denn! zu Ehren der Fa-

milie!" — glitt der Inhalt des mächtigen Glases der heute schon stark geprüften Gurgel hinunter.

„Käthchen!" — rief jetzt halblaut Mina dem Bäschen zu.

„Was giebt's?"

„Siehst Du ihn dort?"

„Wen?"

„Nun, Du weißt ja . . .!"

„Sink . . ."

„Nein! den Ritter vom Hute!"

„O laß ihn!"

„Seh' nur, wie schwermüthig er in weiten Kreisen um unser Plätzchen herumstreift."

„Laß ihn streifen."

„Ach, er liebt Dich doch gar zu treu!"

„Mina!" . . .

„Nun, Bäschen Clara, keinen Schinken mehr?" — frug die Meisterin, der Angeredeten eine Schüssel reichend.

Mamsell Clara dankte.

„Na! nur nicht so vornehm!" — meinte Vetter Winkler. — „Sie essen ja gar nicht. Der „Wäldchestag" ist eben einmal ein Volksfest und keine fürnehme Gasterei; da muß man lustig und frisch zugreifen . . ."

„Ist schon geschehen!" — meinte Mamsell Clara mit leichtem Nasenrümpfen und vornehmer Gebärde — „ich esse nie viel!"

„Mutter, Mutter, einen Kreuzer für's Caroussel!" — schrie jetzt, athemlos daher springend, einer der Knaben dazwischen, und schloß die Meisterin in die Arme, daß sie bald erstickte.

Die Mutter gab ihm das Verlangte, indem sie dem schon wieder davoneilenden nachrief: — „Nur nicht zu wild!"

„Guten Tag Capitän, guten Tag Meister Löschhoff!" — rief im gleichen Augenblicke eine sonore Stimme und ein großer starker Mann trat heran.

„Ei, guten Tag Herr Doktor!" — schallte es im Chorus freudig zurück; denn der Grüßende war Niemand anderes als Doktor Ehrmann, der Hausarzt, den Jeder Frankfurter Bürger gern hatte, schon seines geraden, schlichten, derben Wesens wegen.

„Da geht's ja her wie im ewigen Leben" — meinte Ehrmann lustig, indem er Allen rings herum die Hände tüchtig schüttelte.

Aber schon nöthigten ihn auch Meister und Meisterin Platz zu nehmen und tapfer zuzugreifen. Doktor Ehrmann, der eben erst aus der Stadt und von seinen Patienten gekommen war, ließ sich dies nicht zweimal sagen. Ihm, als einem entschiedenen Freund von gutem Essen und Trinken, war es ganz einerlei, ob er dies an der Tafel eines Bankiers oder am Tische eines Handwerkers finde. Am „W ä l d c h e s t a g" aber war

ja der ganze Wald eine einzige offene Tafel und was diese bot, schmeckte Ehrmann um so besser, als hier alles ohne die von ihm gehaßten Ceremonien herging. Der Doktor griff also tapfer zu und ließ sich vor allen Dingen das kühlende Bier trefflich schmecken. Dabei schäckerte er lustig mit den Mädchen und meinte: es könne gar nichts schaden, wenn ihn eine von den Dreien zum Manne nehmen würde.

Käthchen meinte scherzend: er könne ja ihr Vater sein.

Clara aber, deren Augen bei des Doktors Worten noch um einige Linien größer wurden und den Arzt von der Seite musterten, als wollten sie fragen: ob dieser Ausspruch ernstlich gemeint sei und vielleicht ihr gelte? schob cokettirend den Unbestand der Aerzte vor.

„Ach was!“ — rief Doktor Ehrmann — „da kennen Sie uns Aerzte schlecht; wir sind unbedingt die treuesten Menschen von der Welt. Hat einer von uns z. B. einmal einen Sparren im Kopf — ich meine die Vorliebe für irgend ein System, es mag so verrückt sein, wie es will, — dann ist er so gut, als auf Zeitlebens damit verheirathet, und weder Erfahrung noch der Teufel selbst bringt ihn davon ab. Ist das nicht ein Beweis für unsere Treue?“

Alle lachten herzlich; Mamsell Clara aber, der es in der Nähe eines Mannes, der vom Heirathen gesprochen, immer heißer wurde, ließ ihre großen dunklen Augen

jetzt mit wunderbarem Glanze leuchten; ein verschämtes Lächeln spielte dabei um ihren Mund, als sie sagte:

„Aber, Herr Doktor, Sie werden doch die Ehe kein verrücktes System nennen wollen?“

„Gott behüte!“ — rief Doktor Ehrmann, indem er mit anatomischer Geschicklichkeit einen, auf eine Gabel gespießten kalten Hahn in freier Hand für sich zerlegte — „Gott behüte! ich halte sie im Gegentheil für das praktischste System der Welt, und meine nur: wer einem verrückten System gegen alle Einreden der Vernunft bis an sein seliges Ende treu bleiben kann, der kann doch gewiß auch einer Frau — trotz der, auch dort vorkommenden, Ein- und Gegenrede treu bleiben.“

„Sie scheinen eine schlechte Meinung von den Frauen zu haben!“ — versetzte lächelnd Clara und ein wunderbares Rollen ihrer Augen schien zu sagen: „es käme nur auf die Rechte an!“

„Sie thun mir Unrecht!“ — versetzte Doktor Ehrmann, indem er den einen Schenkel seines Hahnes in den Mund schob — und ein unglückliches Mißverständniß wollte dabei, daß Mamsell Clara das jetzt erfolgende Aufleuchten seiner Augen, daß dem vortrefflich schmeckenden Hahn galt, für sich und ihren Geist in Anspruch nahm — „Sie thun mir Unrecht!“ — versetzte Doktor Ehrmann — „ich halte die Mädchen und Weiber durchweg für vortrefflich; . . . wenn nur mit dem

Sakrament der Ehe nicht zumeist auch das ... der Buße verbunden wäre."

Ein schallendes Gelächter ertönte hier rings umher, denn Doktor Ehrmanns allbekannte Stimme hatte eine Menge Menschen um die so gemüthlich gelagerte Gruppe versammelt.

Neue gegenseitige Begrüßungen erfolgten mit Herzlichkeit, nur Mamsell Clara hatte genug und wandte sich bleich und giftig zu Käthchen und Mina, die entsetzliche Mühe hatten, ihren Spott hinunter zu schlucken und ihr Lachen zu verbergen.

Doktor Ehrmann band jetzt mit dem alten Capitän an, der den Arzt gut verstand und seine derben Späße liebte; während umgekehrt Doktor Ehrmann sehr viel auf Herrn Caspar Hieronymus Löschhoff hielt, weil er jährlich, in der Zeit der Bürgerschlacht, zu einer trefflichen „Wurstsuppe" bei ihm eingeladen wurde.

Doktor Ehrmann und der alte Bürgercapitän wechselten daher jetzt, zur unbegrenzten Heiterkeit der Umstehenden, lustige Stichelreden und Witze die Menge.

„Ägentlich sellt ich dem Herrn Dokter noch bös sei!" — sagte in diesem Augenblick Herr Caspar Hieronymus, und was er sagte, kam um so komischer heraus, als er dabei keinen Moment seine Bürgercapitänliche Würde aus den Augen verlor, und mit Perrücke, Dreispitz und Stock wie ein König auf seinem Bierfäß-

chen thronte. Die großen blanken Stahlknöpfe blitzten dabei wie ebensoviele Orden und die dicke blaurothe Nase hätte vortrefflich einen Reichsapfel vorstellen können. — „Ägentlich sellt ich dem Herrn Dokter noch bös sei!" — wiederholte Herr Caspar Hieronymus Löschhoff.

„Und warum?" — frug Doktor Ehrmann kauend.

„Von wege dem Kummernsalat!" *)

Doktor Ehrmann lachte, daß er nahezu an einem Hahnenknöchlein erstickt wäre.

„Was ist das für 'ne Geschichte?" — frug der Meister.

„Erzähle Se, Herr Capitän! erzähle Se!" — riefen mehrere Stimmen.

„Woß deß for e Geschicht iß?" — wiederholte der Capitän — „e verflucht Geschicht war'sch! . . . und wann's der Herr Dokter Ehrmann net gewese weer . . ."

„Erzähle Se! Erzähle Se!" — schallte es wieder.

„Gut!" — sagte Herr Caspar Hieronymus, und nahm eine mächtige Priese aus mächtiger Dose. — „Ich will's verzehle, . . . zur Warnung for alle gute Frankforter Borjer! S'war an em haeße Julidag vorm Jahr. Ich hab' grad am Esse gesotze, unn hatt en staats **) Kummernsalat vor mer, als der Herr Dokter in die

*) Gurkensalat.

**) prächtigen.

Stubb' iß komme. Herr Dokter, haw' ich zu em gesacht, Se komme grad recht. Sehn Se e mal den staats Kummernsalat! Komme Se, esse Se mit! — Mei Dokter lacht piffig, reibt sich die Hänn,*) riecht dran und segt: warum net? awer der Salat iß schlecht angemacht."

„Ei, mache Se 'n besser, sag' ich."

„Was duht mei Dokter: er nemt sich des Öhlkrükelche,**) wos vor mer stehe duht, schitt alles Öhl, bis uff de letzte Troppe, uff de Salat; läßt sich aach noch zwee Ajer***) gewwe, schlägt se aach druff; nimmt noch Peffer un Salz, un mengt un mengt deß alles unnereinanner, wenigstens zehn Minute lang."

„Mir läft enstweile daderbei das Wasser im Maul zusamme un ich kann gar net abwaarte bis der Dokter fertig iß."

„No! sag' ich, iß er jetzt gut?"

„Ja! segt der Dokter, gleich! un dadermit steht er uff, geht an's Fenster, deß von wege der Hitz offe steht, schmeißt den ganze Salat ennaus und seegt: So, Herr Capedeen, jetzt bleibe mer alle Beede†) gesund!"

Ein ungeheures Gelächter erschallte, das nicht enden wollte. Doktor Ehrmann hielt sich den Bauch, — Herr

*) Hände.

**) Oelkrügelchen.

***) Eier.

†) Beide.

Caspar Hieronymus Löschhoff aber schickte seiner gewaltigen Nase eine ungeheuere Doppelpriese zu.

So ging es nun weiter und das Lachen nahm kein Ende. Ein Geschichtchen gab dem anderen die Hand, ein Witz folgte auf den Anderen, und man konnte eben nicht gerade sagen, daß sie alle sehr fein gewesen seien.

Doktor Ehrmann ließ sich gerne gehen, wenn er lustig war, wie denn ein solches „Sichgehenlassen" zu den Eigenthümlichkeiten des Frankfurters überhaupt gehört.

Glücklicherweise für Käthchen und Mina, hatte sich unterdessen zufällig auch für Mamsell Clara unter den Vorüberwogenden eine Freundin aus Darmstadt gefunden, mit der sich, wenigstens auf ein Viertelstündchen, plaudern ließ. Die Darmstädterin war entzückt von dem herrlichen Volksfeste, Mamsell Clara aber zuckte vornehm die Achseln und meinte: es wären eben doch gar zu viele rohe Menschen hier. Wer an feineren Umgang gewöhnt sei, der finde sich sehr unbehaglich!

Während aber unter dem Sprechen mit der jungen Landsmännin, ihre Blicke wieder suchend die Menge durchbohrten, hatten Käthchen und Mina etwas gefunden, was — erstere freilich nicht suchte, aber von dem sie um so heißer und sehnsüchtiger gesucht worden war.

Es war Niemand weniger und Niemand mehr, als der junge Hut-Retter vom Feldberge, der bei dieser Ret-

tungsgeschichte leider sein eigenes Herz rettungslos verloren hatte.

Wenigstens zwei Stunden umkreiste er jetzt schon das Plätzchen, an dem die Familie Löschhoff lagerte, und während alle anderen Menschen aßen, tranken, lachten und sich auf alle nur denkliche Weise vergnügten ... suchten seine Augen und sein Herz Käthchen allein.

Hundertmale hatte er es sich wohl schon vorgenommen, höflich grüßend heranzutreten ... immer aber hielt ihn seine Bescheidenheit und der Gedanke zurück, Jungfer Käthchen dabei lästig zu fallen; oder gar seine Liebe voreilig den Eltern zu verrathen.

Wer dabei in sein Herz gesehen, der hätte gar wunderliche Dinge darin bemerkt: die innigste, treuste und aufrichtigste Liebe zu Jungfer Käthchen Löschhoff; — eine stille Seligkeit, die aus dieser Liebe hervorging, und die sich in ihrer großen Bescheidenheit schon mit dem Anblick des geliebten Gegenstandes begnügte; — Angst und Besorgniß, ob ihn denn das Mädchen gar nicht ein Wenig wieder liebe; — Schmerz über ihr kaltes Wesen gegen ihn; — und endlich Verzweiflung, wenn er daran dachte, daß sie je einen Anderen lieben könne.

Wie gesagt: zwei Stunden kämpfte nun schon der junge Mann mit diesen Gefühlen. Wie in Zauberkreisen umschwärmte er immer näher und näher die Angebetete und den heiteren Kreis, in dem sie sich befand, ...

und . . . schwerlich würde August Neuber — so hieß der junge Mann — bis zu seinem Ziele gelangt sein, wenn er nicht plötzlich bemerkt, daß ihm Jungfer Mina freundlich zunicke. Es ist wahr, es schoß ihm das Blut bei diesem Gruße wie glühende Lava in's Herz . . . aber . . . er ermuthigte ihn doch auch, und so nahm er denn jetzt alle Courage und alle Entschiedenheit, die er für diesen Augenblick in sich aufbringen konnte, zusammen — er war sonst im Leben ein ganz anderer, ja ein wirklich jugendkräftiger und tüchtiger Mensch, — und trat zu Mina und Käthchen heran.

Aber, du mein Gott! wo war denn nur sein früheres unbefangenes Wesen hingekommen? August fühlte selbst, daß er wie ein Stock dastehe und sich wahrhaft lächerlich bescheiden benehme . . . aber . . . er war wie gebunden und gebannt und die Worte erstarben ihm so gut im Munde, wie die Gedanken im Gehirne!

Mina gab sich alle Mühe, recht freundlich zu sein, — sie hätte dem armen Verliebten ja gar zu gerne ein paar warme Worte von Seiten der Freundin zugewandt; Käthchen aber ging für alle Welt nicht über eine kalte Höflichkeit hinaus.

So kam es denn auch, daß Herr Neuber immer noch verlegener wurde, bis ihm ein neues Begebniß geradezu einen Dolch in sein liebendes Herz stieß.

Dieß Begebniß aber war das Herantreten, jener

beiden Herren, die er auf dem Feldberge zugleich mit der Familie Löschhoff kennen gelernt. Die Kinder hatten nämlich Hölderlin und Sinklair im Gedränge bemerkt, waren, vor Freude jauchzend, auf sie zugesprungen und zogen beide nun im Jubel an den Händen herbei.

Wie aber freuten sich die Freunde nun, außer der wackeren Familie Löschhoff, hier auch noch Doktor Ehrmann zu finden. Alles war ein Jubel und fast mit Gewalt zog man die jungen Männer auf den moosigen Boden und überschüttete sie mit Freundlichkeiten und Nöthigungen zum Essen und Trinken. Für letzteres rückten jetzt die Weinflaschen auf, da das Bier bereits, mit Hülfe der vielen befreundeten Besuche, consumirt war. In der That fingen auch hie und da die Zungen schwer zu werden an, selbst die des wohllöblichen Herrn Quartiervorstandes und Bürgercapitäns, dessen Dreispitz nachgerade immer schiefer zu sitzen kam, während die Nase wie Rubin erglühte.

Aber es gab ja jetzt auch noch ein anderes Glühen in der Gesellschaft!

Es glühten plötzlich gar wunderbar Käthchens Wangen, so daß sie in ihrem einfachen weißen Anzuge wirklich reizend aussah; . . . es glühte in vielen Köpfen . . . und es glühte vor allen Dingen mit einemmale fast beängstigend in Mamsell Claras Augen, die wie Kometen

hin und her schossen; . . . auch ihr Gesicht erglühte bis zum Hals herunter und bis unter das Kleid, das sie, der damaligen Mode nach, weit genug ausgeschnitten trug.

Ein süßes befriedigendes Lächeln, schien dabei anzudeuten, daß sie endlich dasjenige gefunden, was sie den ganzen Nachmittag gesucht. Sie war wirklich jetzt die Liebenswürdigkeit selbst und Herr Hölderlin — als Hausgenosse — hatte sich ihrer Freundlichkeit und Artigkeit in der That so sehr zu erfreuen, daß er kaum mit den Anderen ein Wort wechseln konnte.

Auch Sinklair war dabei in der rosigsten Laune — er liebte, als poetische Natur, solche Volksfeste ungemein, — und da er sich leicht und gefällig zu bewegen und zu benehmen wußte, so mußte ihm Jedes gewogen sein. Leicht und artig scherzte er mit den Mädchen und namentlich mit Käthchen, die ihm heute fast ausgelassen lustig antwortete. Sie hatte ja alles andere vergessen, . . . auch Herrn August Neuber, und als sie sich — durch Mina an ihn erinnert — nach demselben umsah, um ihm doch auch eine Erfrischung anzubieten,... war er verschwunden. Sie ahnte nicht, mit welchem zerknirschten Herzen.

Wer überhaupt hätte in diesem Jubel und Trubel denken sollen, daß sich unter ihm doch auch vereinsamte, still weinende Herzen finden könnten?!

Am lautesten und köstlichsten war aber wieder Doktor Ehrmann:

„Magisterlein!“ — rief er Hölderlin zu — „wie findet man dies Volksfest?“

„Schön!“ — entgegnete Hölderlin, freundlich lächelnd, — „recht schön, gemüthlich und poetisch zugleich!“

„Nicht wahr!“ — versetzte der Arzt — „hier ist doch wenigstens Natur und naturwüchsige Freude, statt der leeren Allefanzerei der vornehmen Gesellschaften. Erinnert Sie — classischen Schwärmer — dies Fest nicht an die Feste Griechenlands?“

Hölderlin mußte — in Hinblick auf das, was hier in Essen und Trinken gethan wurde, — lächeln. „Ich denke“ — sagte er dabei — „man freut sich hier, wie man sich einst dort freute, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Freude dort mehr geistiger und erhabener Natur war, während, wie mir scheint, hier ihr Schwerpunkt in etwas Materiellerem liegt.“

„Sie meinen im Essen und Trinken!“ — fuhr Doktor Ehrmann gerade heraus. — „Nun ja, das ist wahr... und . . . dabei gar nicht übel. Bei den Alten wurde der thierische Leib und die menschliche Seele mit einander erzogen, genährt und unterwiesen, wie in der Reitschule zugleich die Pferde und die Menschen reiten lernen. Indeß... was hatten sie denn von dieser „Schul-

freundschaft" der beiden zankenden Theil des Menschen?"

„Sehr viel!" — rief Hölderlin, der froh war, der unendlichen Freundlichkeit Mamsell Claras auf Minuten entzogen zu sein — „sehr viel! sie hatten den Vortheil, daß sie eben so gut handelten, als dachten!"

„Er hat nicht so unrecht!" — rief Sinklair heiter — „der Körper des Sokrates war ein gesunder und flinker Kammermohr und Schildknappe dem die Seele nur zu befehlen brauchte."

„Ach!" — rief Doktor Ehrmann mit ironischem Lachen, indem er sein Glas gemüthlich mit perlendem Weine füllte, — „da machen es die Menschen jetzt viel einfacher und zwar — was auch recht und billig ist — zu Gunsten der Aerzte, die auch leben wollen. Sie haben einen besseren Begriff von der menschlichen Bestimmung, so daß sie am ganzen Menschen den Kopf allein zur Bildung und Verbesserung ausschießen, wie die Juden an den Gänsen nichts vergrößern und mästen, als die Leber. Daher wundere ich mich nicht, daß wir es im Ganzen so weit bringen, daß wir Zwerge sind und wie diese . . . nur große Köpfe haben."

„Und zumeist besser denken, als handeln!" — setzte Hölderlin hinzu.

„Ihr Herren!" — rief hier Sinklair lustig — „mir deucht, die beste Handlung hier und heute am „Wäld-

chestage" sei eine ungebundene Lustigkeit. Steckt eure Weisheit ein, schlürft heiter euer Gläschen Wein und laßt die Griechen . . . Griechen sein. Ich trinke auf das Wohl der ehrsamen Familie unseres würdigen Meisters und des wohllöblichen Herrn Quartiervorstehers und Bürgercapitäns Löschhoff!"

Himmel! wie klangen da die Gläser, wie schallte das freudige „Hoch!" und doch verhallte es unbemerkt in dem allgemeinen Jubel, der in der That von Minute zu Minute stieg.

Das Köstlichste aber war der Dank, den Herr Caspar Hieronymus jetzt auszubringen versuchte:

„Meine Herrn!" — sagte er, indem er sich mühselig und steif von seinem Fäßchen erhob, unter sanftem Balanciren den Stock gravitätisch mit dem einen weitausgestreckten Arm auf die Erde stieß und mit der anderen Hand, wie Friedrich der Große Angesichts der Armee, den Dreispitz ein wenig lüftete — „meine Herrn! wann ich als Quatiervorstand des löbliche IV. Quatierschs un Borjercapedeen des Wort ergräfe duhn duh,... um... bei ener solche Borjerfräd . . . wie der Welchesdag iß . . . gesagte Herrn . . . ich meen*) unsern liewe Dokter, unn . . . unn . . . no! der Deiwel weeß**)

*) meine.
**) weiß.

die Name von de annere! . . . wie gesagt . . . wenn mer deß bedenke duhn duht . . . nun wann aach die Geschicht mit dem Kummernsalat . . . in Anbetracht meener, als borjerlich Obrigkeid, net recht war . . . mer awwer in Anbetracht zieht . . . deß . . . nun dessetwege . . . so glaab ich . . . mer lasse unsern Dokter hoch lewwe!“

Und damit drückte Herr Caspar Hieronymus den Dreispitz energisch, wenn auch bedeutend schief, auf den Kopf, ergriff sein Glas und führte es, freilich mit einigen Schwankungen des Armes, unter die in purpur und blau leuchtende Nase.

Die Gesellschaft aber brach in ein neues, ungemein heiteres „Hoch!“ aus.

Jetzt war es indeß für Hölderlin, Sinklair und den Doktor doch Zeit, an einen anständigen Rückzug zu denken, der denn auch — unter herzlichem Dank für die freundliche und gastfreie Aufnahme . . . aber auch . . . zum großen Leidwesen zweier weiblicher Herzen — angetreten wurde.

Mamsell Claras Augen glühten noch einmal schmachtend und vielsagend beim Abschiede auf; . . . aber wie feurig sie auch blitzten . . . auf den Zügen des Hausgenossen lag nur die gewöhnliche kalte Artigkeit.

Der Abend war indessen angebrochen und rief jetzt im ganzen Walde eine neue Thätigkeit hervor. Die

Tische wurden abgedeckt; die leeren oder auch noch zum Theil vollen Schüsseln, die Messer, Gabeln, Gläser, Servietten und Tischtücher in die Körbe eingepackt. Wagen mit leeren Fässern rollten zurück; — die Gesellschaften brachen nach einander auf; — und singend, jubelnd, lachend, schreiend und pfeifend zog die Menge in buntester Mischung heim. Hier schallten frohe Lieder, — dort quickten Kindertrompetchen und brummten Schnurren, die Kaufmanns-Lehrlinge und junge Commis in glücklichem Jugendübermuthe an den Kreuzerständen gekauft hatten und nun in übersprudelnder Seligkeit schwangen.

Mitten durch den wogenden Menschenstrom aber, — der bald hier, bald dort lachend, schreiend, jauchzend auseinanderstob — fuhren die glänzenden Equipagen der vornehmen Welt, sich und die Volksmasse, Chausee und Wald in Staubwolken hüllend.

Nirgends aber gab es Zank und Streit; und wenn auch Aepfelwein, Bier und Wein gar manches Herz überselig und gar manchen Kopf allzuschwer gemacht hatten, ... es that nichts! ... Heute war „Wäldches-Tag“ ... und an diesem Tage sind die Herzen der ehrsamen Bürger von Frankfurt und Sachsenhausen in zu rosiger Stimmung, um — selbst im Falle eines Räuschchens — üblem Homor Raum zu geben.

Jetzt brach auch die Familie Löschhoff auf, um nach

der lieben Vaterstadt heimzukehren. Für das Oberhaupt der Familie, den würdigen Quartiervorstand des löblichen IV. Quartiers, Herrn Caspar Hieronymus, wäre dieser Heimgang allerdings etwas schwer gewesen, wenn der Mann nicht vorsichtigerweise seinen Leibschütz auf den Abend bestellt hätte. Der aber wußte sich und seinen Herrn Capitän zu finden und wenn es auch in seinem Kopfe ebenfalls gerade nicht ganz nebelfrei war, so hatte ihn doch die Uebung so praktisch gemacht, daß eine sichere Heimkunft für beide gewiß war.

Wie viel aber hatten Käthchen und Mina unterweges noch zu plaudern, zu lachen, zu scherzen! Ja selbst Mamsell Clara, die neben der Meisterin ging, war vergnügt und heute Abend ohne Stiche und Bisse. Die Herzenseroberung, die ihr im Kopf steckte, stand allerdings noch im weiten Felde; indeß ein tapferer Feldherr scheut keine Schwierigkeiten! Viel stand ihr ja zu Gebote, und . . . warum sollte das Feuer ihrer Augen nicht endlich doch Bresche schießen? Auch Laufgräben waren zu eröffnen und Mienen anzulegen! Ein muthiges Herz ist seiner Sache gewiß . . . und . . . der Hauslehrer konnte ihr ja nicht entwischen, . . . er mußte Stich halten, . . . denn . . . er wohnte mit ihr unter einem und demselben Dache, und ihre gegenseitigen Anstellungen banden sie fest an eine und dieselbe Familie.

So war denn für Tausende und Abertausende einer der schönsten Tage im Jahr vorübergegangen. Nur ein junger Mann stand traurig und mit recht leerem einsamem Herzen in einer der kleinen engen Straßen Frankfurts, zwischen dem „Saalhof" und dem „Römer." Hier — der Löschhoff'schen Bierbrauerei gegenüber — in eine dunkele Straßenecke gedrückt', stand er still und unbeweglich. Er wollte ja nichts, . . . als ein liebes theures Wesen noch einmal vorübergehen und in das Haus schlüpfen sehen.

Und er konnte diesen Vorsatz ruhig ausführen, ohne Gefahr zu laufen, daß er entdeckt werde; denn . . . die Nacht war bereits eingebrochen und die schlechte Straßenbeleuchtung der weit auseinanderliegenden, über die Gassen gezogenen, hochschwebenden, dunkelen Oehl-Laternen sicherte damals noch verliebten Lauschern, zärtlichen Pärchen und Dieben ihr still-glückliches Treiben.

Ein Dichterleben.

Hölderlins Verhältniß im Gontard'schen Hause gestaltete sich unterdessen immer schöner und besser. Die Kinder hingen mit unendlicher Liebe an ihm, wie er an ihnen. Unterricht nehmen und Unterricht geben war für beide Theile Vergnügen . . . keine Last. Auf keiner Seite ward ein drückendes zwingendes Joch gefühlt; es ging im Gegentheile alles spielend, . . . fast wie von selbst.

Hölderlin wußte ja, daß sich, vermöge des natürlichen Triebes zur Sympathie und zur Nachahmung, die Empfindungen und Urtheile der Kinder, selbst ihr ganzes Wesen und Treiben unvermerkt auf den Ton stimmen, der am häufigsten um sie her angeschlagen wird; und zwar, daß dies um so mehr geschehe, je weniger man ihnen seine Urtheile aufzwingt. Er ging ihnen also mit dem schönsten Beispiele in allem vor, ließ sie nur richtige Urtheile über sittliche Gegenstände hören, und so konnte es gar nicht anders kommen, als daß auch in

ihnen alles schön, harmonisch, rein und ächt ward. Und ging ihm Frau Gontard dabei nicht trefflich an die Hand?

Schon das gemeinsame, ganz gleichmäßige und ruhige Einwirken von Mutter und Lehrer auf die Kinder war von guten Folgen; denn nichts ist in der Erziehung schädlicher, als wenn von den Erziehenden das Eine da, und das Andere dort hinaus will. Die Kinder müssen ja alsdann irre an den Erziehern und sich selbst werden, so daß an eine innere harmonische Vollendung nicht gedacht werden kann.

Hier legte Hölderlin in den Herzen seiner Zöglinge den schönsten Grund zu einem solchen inneren harmonischen Aufbau, und er konnte dies um so besser, als in diesen glücklichsten Tagen seines ganzen bisherigen Lebens in ihm selbst alles harmonisch an- und einklang. Lag doch die selige Stimmung dazu, in jenen für ihn unschätzbaren Stunden, die er jetzt fast täglich in ernsten, hohen, ja oft begeisterten Gesprächen mit der so geistreichen als liebenswürdigen Mutter seiner Zöglinge zubrachte.

Was kümmerte sie beide der Kriegslärm, der draußen in der Welt immer lauter und lauter wurde; für sie war ja eine neue Welt geistigen Lebens in dem Ideenaustausche aufgegangen, der zwischen ihnen Platz gegriffen. Immer mehr zog sich Frau Gontard-Bor-

kenstein von unnöthigen Besuchen zurück; immer mehr lebte sie sich selbst und ihren Kindern.

Der Garten war ihr nachgerade lieber, als alle Salons der Welt. Sie lebte mit und unter ihren Blumen, als wären sie ihre Schwestern, . . . ja sie überwachte deren Pflege, wie die ihrer eigenen Kinder.

Der Umgang mit dem Hauslehrer blieb dabei, wie in den ersten Tagen, ein, nach den strengsten Regeln der Schicklichkeit abgemessener. Nie hatte sie ihn bis jetzt allein gesehen. Zumeist waren die Kinder dabei und die Bonne in der Nähe. Aber ihr und des jungen Mannes Herz waren auch selbst rein, wie Kinderherzen. Und wenn sie auch Stunden lang die anziehendsten Gespräche mit einander geführt, oder Hölderlin aus irgend einem trefflichen Buche vorgelesen hatte, und ihre Seelen, in der schönsten, edelsten Begeisterung glühten . . . drängte sich kein anderes Gefühl in ihre Brust, als diese Begeisterung und . . . ein himmlischer, süßer, beseligender Friede. Sie sagten sich dann beide wohl im Geiste: das Schönste ist auch das Heiligste. Und diesem Gedanken entsprach ihr Wesen und ihr Sein.

Welche Tage des Glücks und der Seligkeit waren dies für den jungen Dichter! . . . und wahrlich, sie waren bis dahin nicht alle so gewesen!

In ziemlich kleinen und engen Verhältnissen hatte ja Friedrich Hölderlin das Licht der Welt erblickt. Es

war zu Laufen am Neckar, unweit Heilbronn, woselbst sein Vater damals Verwaltungsbeamter eines ehemaligen Klosters gewesen. Indeß sollte hier seines Bleibens nicht lange sein. Schon als zweijähriges Kind verlor er den Vater.*)

Seine Mutter, die Tochter eines aus Altenburg in Sachsen gebürtigen württembergischen Pfarrers, Johann Andreas Heyn, gebar wenige Wochen nach des Gatten Tod ein zweites Kind, des Dichters Schwester, Henriette, und lebte nun ganz zurückgezogen einige Jahre in einem zu ihrem Erbe gehörigen Hause in der Nähe ihrer vorigen Wohnung. Hier leistete ihr eine Schwester ihres verstorbenen Gatten, die Wittwe des Tübinger Professors der Geschichte, von Lohenschiold, Gesellschaft. Als aber auch diese mütterliche Freundin gestorben war, reichte Hölderlins Mutter ihre Hand einem bewährten Freunde ihres verstorbenen Mannes, Kammerrathe Gock, und folgte ihm nach seinem Wohnsitze in dem württembergischen Landstädtchen Nürtingen am Neckar. Indeß ihr trauriges Mißgeschick hatte sie nicht verlassen: auch der zweite Gatte ward ihr schon nach wenigen Jahren durch eine Brustentzündung entrissen, die er sich bei einer Ueberschwemmung durch eifrige Berufserfüllung zugezogen hatte. Seine Frau hatte ihm einen Sohn

---

*) Ausführliches: F. Hölderlin's sämmtl. Werke. Herausgegeben von Ch. Th. Schwab II. 265 u. f.

und eine, bald nachher gestorbene Tochter geboren. Schwer fiel nun die Erziehung der vier unmündigen Kinder, auf die gebeugte Wittwe; sie unterzog sich indessen ihrer schwierigen Pflicht mit dem Muth und der Hingebung einer frommen, liebenden Mutter, und wurde dabei von ihrer Mutter, einer ehrwürdigen Matrone, unterstützt.

Man hat schon öfters darauf hingewiesen, welch' großen Einfluß auf die Entwicklung, namentlich von phantasie- und gemüthvollen Kindern die Mutter zu üben pflegt; bei Hölderlin war dieser Einfluß besonders vorherrschend und nachhaltig, da das Gegenwicht einer väterlichen Leitung fehlte. War doch seine Mutter eine vortreffliche Frau, vom edelsten Gemüthe, beseelt von innigem Gottvertrauen und einem reinen sittlichen Gefühl, dabei voll praktischer Einsicht in alle Verhältnisse des Lebens. Unter ihrer Leitung mußten sich daher auch die zarten Keime eines für alles Gute und Schöne offenen Geistes leicht und schnell entwickeln, während eine entschiedene Abneigung gegen alles Gemeine, eine unverwüstliche Pietät seines Gemüths Platz griff und sich befestigte. Wohl fand dabei eine aus seinem trüben Schicksale hervorgehende elegische Stimmung Nahrung, nur blieb es schlimm, daß bei dem Mangel an Widerspruch von Seiten einer gereiften männlichen Individualität; der Grund zu einer gewissen eigenthümlichen,

man möchte sagen: eifersüchtigen Selbstständigkeit gelegt wurde.

Das Städtchen Nürdingen, in welchem die Mutter auch nach dem Tode ihres zweiten Gatten verblieb, zeichnet sich aus durch seine schöne Naturumgebungen. In unmittelbarer Nähe rauscht der jugendliche Neckar vorüber, dessen weiteren Gang schlanke Pappellinien bezeichnen; jenseits von der Stadt, auf der linken Seite des Flusses dehnen sich mäßige Hügel mit Fruchtfeldern und Obstbäumen und dazwischen liegenden stundenlangen wildreiche Forsten; rechts vom Flusse steigt das Land, von anmuthigen, waldigen Wiesenthälern durchschnitten, mächtig aufwärts, ungefähr bis auf die Entfernung einer Meile, in welcher sich die Gipfel der Alp in malerischen Formen, bald leichtgeschwungen, bald mehr in die Länge sich ziehend, erheben. Wie geschaffen war diese Gegend einen innigen Natursinn zu wecken und zu beleben! Die schönen Spaziergänge und ein nahes älterliches Baumgut, die einladenden Gebirge und Wälder gaben dem Knaben reichliche Gelegenheit zum Aufenthalt im Freien. In dem Felsenspalte bei dem benachbarten, durch Wilhelm Hauffs Pfeifer bekannt gewordenen Dörfchen Hart, wo einst Herzog Ulrich von Würtemberg sich vor den Spähern des schwäbischen Bundes geborgen, las er dem zärtlich geliebten Halbbruder manchmal begeistert aus Klopstock's Hermannsschlacht vor, und dem „Winkel von

Hart" war eines seiner ersten Gedichte gewidmet, das jedoch mit vielen andern verloren gegangen ist. So kräftig und gesund sich nun auch Hölderlin hier entwickelte, so liebte er doch nicht die lärmenden Spiele seiner Altersgenossen, sondern zog sich auf den Umgang mit wenigen Gleichgesinnten zurück und weilte vorzugsweise gerne bei den Genüssen, welche die Natur ihm darbot, woraus denn auch dem Knaben schon frühe jene Begeisterung erwuchs, für welche der Mann einen so angemessenen und schönen Ausdruck zu finden wußte. Hölderlin selbst schildert diese Entwicklung in einem kleinen Fragment:

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen,
Da spielt ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all' ihr treuen
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals rief ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich.

Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt;
Ich verstand die Stille des Aethers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.
So wuchs ich groß
Im Arme schützender Götter! . . .

Diese wenigen Strophen, über deren Entstehungszeit keine äußere Spur sich findet, die aber wohl in die reife Zeit des Dichters fallen, lassen uns einen Blick thun in das Erwachen der kindlichen Seele für die Schönheiten der Welt, denen sie später einen glühenden Cultus widmete, — in das heimliche, stille, halbunbewußte Keimen der jugendlichen Gefühle, welche bestimmt waren, einer mit ihnen harmonirenden neuen philosophischen Weltanschauung entgegen zu wachsen und sie erzeugen zu helfen.

Zu dem großen Einfluß, welchen die schöne ländliche Natur auf die Seele des Knaben übte, trat bald ein anderer nicht minder wesentlicher hinzu. Das an frommen Stiftungen reiche Städtchen Nürtingen besitzt

auch eine, von alter Zeit her berühmte vortreffliche lateinische Schule, bei welcher schon der alte Philhellene des sechszehnten Jahrhunderts, Schwabens Herodot, Martin Crusius, einen Theil seiner Gelehrsamkeit, griechisch nachgeschriebene Predigten, niedergelegt hat; diese Schule besuchte Hölderlin. Unter den Zöglingen derselben war zugleich mit ihm noch ein Anderer, den einst das Vaterland mit Stolz zu seinen Söhnen zählen sollte, F. W. J. Schelling. Obgleich durch den Unterschied von fünf Jahren, um welche er jünger war, von Hölderlin getrennt, stand Schelling diesem doch durch seine wunderbar frühe Entwicklung nahe und beide pflogen freundschaftlichen Umgang mit einander. Unter der Leitung tüchtiger Lehrer entfalteten sich nun bei Hölderlin, mit seinem Körper Schritt haltend, die Fähigkeiten des Geistes und frühzeitig entschied sich jene Vorliebe für die Classiker Griechenlands und Roms, welche einen Hauptzug seines poetischen Charakters bilden sollte.

Zu jener Zeit pflegte in Würtemberg die Quintessenz der aus den lateinischen Schulen hervorgehenden Jugend, geläutert durch das Fegefeuer des sogenannten Landexamens, in die theologische Laufbahn zu treten, welche dort den Vortheil einer kostenfreien und zugleich gründlich gelehrten Erziehung bietet. Auch Hölderlin schlug diesen Weg ein. Dem Wunsche seiner Mutter

ohne Widerwillen folgend, entschied er sich nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre für das Studium der Theologie und trat mit einer ziemlich zahlreichen Classe altersgleicher Landsleute in das erste der damaligen zwei niederen Seminarien, Denkendorf, ein. Dieses in einem freundlichen Seitenthale des Neckars gelegene ehemalige Kloster war kaum eine Meile von der Heimath des Knaben entfernt. Er hatte daher auch öfters Gelegenheit mit den Seinigen zusammen zu sein, was für ihn in so fern großen Werth hatte, daß es ihm den ungewohnten Zwang der klösterlichen Regel erleichterte. Sein Leben ging nun still dahin ohne bedeutende innere und äußere Ereignisse. Einen für des Dichters Zukunft entscheidenden Aufschwung nahm dagegen Hölderlins Wesen von der Zeit an, wo er mit seinen Genossen von Denkendorf in das andere niedere Seminar Maulbronn, versetzt wurde. Es geschah dies im Herbste des Jahres 1786. Diese Umwandlung wurde aber für Hölderlin sehr wichtig. Jetzt auf einmal sah er sich weit von der Heimath entfernt und — mußte früher, im Mutterhause, sich eine zärtlich umhegende Pflege dem jugendlichen Herzen von selbst anbieten und aufdrängen — so war dieses nun mit seinem Bedürfniß eines innigen Anschließens darauf angewiesen, sich selbst eine Welt von Freundschaft und Liebe zu schaffen. Auf die Entwicklung dieser Verhältnisse

übte aber seine Lektüre, die zumeist aus den alten Classikern bestand, einen mächtigen Einfluß aus. Mit seinen Studiengenossen hatte Hölderlin dagegen außerhalb des gesetzlichen Zusammenseins wenig Verbindung; nur ein einziger davon, der später zum Studium der Rechte überging und eine diplomatische Carriere machte, Sinklair, stand ihm näher. Eine innige ideale Freundschaft verband die beiden jugendlichen Herzen . . . eine Freundschaft, die selbst in spätere Katastrophen tief und gewaltig eingriff.

Den wichtigsten Einfluß auf die Entfaltung von Hölderlins Wesen übte indeß unbedingt seine, in diese Zeit fallende, erste Liebe aus! Der Gegenstand derselben war die Tochter eines Maulbronner Beamten, ein Mädchen von schönem Aeußern und lebhaftem Naturell. Ihre hervortretendsten Eigenschaften waren auch in späteren Jahren, in welchen sie das Schicksal Hölderlins mit herzlicher Theilnahme verfolgte, eine innige Religiosität, nicht ohne Hang zum Schwärmerischen und Mistischen, Freude an der Natur, besonders an Blumen und Liebe zur Einsamkeit, in welcher sie gerne der Lektüre pflegte. Da nun aber die freien unbelauschten Augenblicke dem Zögling der Klosterschule sehr sparsam zugemessen waren, so hatte ein zärtliches Verhältniß, das — wenn es einerseits den beengenden Zwang der Anstalt vergessen zu lassen schien, auf der anderen Seite

in Folge desselben das reizende Gewand des Geheimnisses annehmen mußte — um so mehr Einladendes. Hölderlins Aeußeres begann sich damals zugleich auf eine sehr vortheilhafte Weise zu entwickeln: das schöne Antlitz gewann einen eigenthümlichen Ausdruck durch einen gewissen schwärmerischen Zug und durch das seelenvolle Auge, und schnell hatte er daher das Herz Louisens eingenommen. Zuerst nahte er sich ihr schriftlich mit einem Geständniß seiner Liebe, das bald erwiedert ward, und eine Zeit lang dauerte der Verkehr auf diese Weise fort, indem beide sich ihre Gedanken und jedes kleine sie berührende Ereigniß mittheilten; mit besonderer Rührung schreibt ihr z. B. Hölderlin den tiefen Eindruck, welchen das Gebet des greisen, der Klosterschule würdig vorstehenden, Prälaten während eines furchtbaren Gewitters auf ihn gemacht, und sie wiederum beneidet ihn um diesen frommen Genuß. Bald fand sich indeß auch Gelegenheit zu ungestörter persönlicher Begegnung an diesem und jenem unbesuchten Orte: in den Kreuzgängen des Klosters, in den benachbarten Baumgärten oder in den frischen, von schönen Seen durchzogenen Wäldern der Umgebung, für deren landschaftliche Anmuth das Mädchen eben so viel Sinn zeigte, als der junge Hölderlin. Möglich freilich wurde dies Verhältniß nur dadurch, daß ein Freund und Mitschüler Hölderlins mit ihr verwandt war, und so die

beiden öfters in Verbindung bringen konnte. Diese Zeit führte indeß für Hölderlin noch einen andern neuen Aufschwung herbei: er bekam Ossians Gedichte in die Hände und verschlang sie mit Begeisterung. Der Eindruck, den sie auf ihn machten, war ungeheuer; genoß er doch die Wonne, in der großartigen Naturanschauung und zwanglosen Andacht dieses herrlichen Dichters, durch den sein ganzes Wesen in Vibration gerathen war, unterzugehen. Ja der neue Geist erfaßte ihn so gewaltig, daß er in Gedanken seine eigenen Verhältnisse in einer entsprechenden Weise modelte. So liebte er es, sich seine Geliebte sterbend zu träumen. Als er von einer länger andauernden Kränklichkeit heimgesucht wurde — in Folge deren er einmal Blut auswarf und genöthigt wurde, einige Zeit im mütterlichen Hause zuzubringen — verlor er sich sogar halb zitternd, halb schwelgend in Todesgedanken; dann quälte er sich wieder mit der Einbildung, daß ihn seine Studiengenossen nicht liebten. So kündigte sich schon damals ein Hang zur Schwermuth an. Außer Ossian zog ihn bei solcher Stimmung naturgemäß besonders der titanische Genius Schubarts und Schillers an, welche beide damals sich noch so nahe standen; dagegen stieß ihn Wiland's Lüsternheit zurück; Klopstock blieb ihm ohne Zweifel auch während dieser Zeit vertraut. Wahrscheinlich im letzten Jahre seines Aufenthalt's in Maulbronn fällt eine kleine Reise,

die Hölderlin von dort nach Speier machte, um Verwandte aufzusuchen. Der große Dom verfehlte seine Wirkung auf das jugendliche Herz nicht, und ein Ausflug der Verwandten gab dem Jünglinge Gelegenheit, Mannheim und Heidelberg zu sehen, welch' letztere Stadt er später nach einem zweiten Besuch, den er wahrscheinlich auf der Reise nach Frankfurt machte, besungen hat. Endlich im Herbste 1788 nahm er Abschied von Maulbronn, nachdem er seine Vorstudien zur Zufriedenheit der Lehrer beendigt hatte -- die Zeugnisse spendeten ihm das nicht gemeine Lob eines „planen" Lateins und fügten hinzu, daß er auch schöne deutsche Verse mache. Unter seinen Mitschülern hatte er den Ruhm, eines ausgezeichneten Hellenisten.

Hölderlin bezog nun die Landesuniversität Tübingen, wo ihn das theologische Seminar, die berühmte Stiftung des edlen Herzogs Christoph, in seine Mauern aufnahm. Bei tüchtigen Studien, lebte der Jüngling hier der Freundschaft eines Neuffer, Magenau, Märklin und Hegel, während auch die edle Dichtkunst wacker getrieben wurde, wovon die Gedichte zeugen, die Hölderlin damals in dem Musenalmanach erscheinen ließ. Auch seinen treuen Freund Sinklair fand er hier wieder.

Nach einer andern Seite zog ihn der jetzt mächtig in ihm erwachende philosophische Drang seines Geistes. Hegel stand ihm als Compromotional nahe, und, nach-

dem Schelling im Herbst 1790 die Hochschule betreten, entspann sich bald auch mit ihm ein freundschaftliches Verhältniß. Hegel ließ damals seine zukünftige Bedeutung weniger ahnen, als Schelling, dessen ebenso glänzender, als großartiger Geist gleich bei seinem ersten Erscheinen die Blicke der Umgebung auf sich zog und außer den wirklich Befreundeten eine ziemliche Anzahl unterwürfiger Verehrer um sich versammelte. So gestaltete sich für Hölderlin ein vielfältiges Freundschaftsverhältniß. Aber auch das seiner Liebe fesselte ihn noch im Anfange seiner Universitätszeit. Er correspondirte eifrig nach Maulbronn, schickte zur Hochzeit eines Bekannten ein jetzt verlorenes Gedicht, welches, das erste von seiner Hand, gedruckt wurde und machte sogar einmal vom Stift aus in ein paar Tagen den forcirten Ausflug nach dem 18 Stunden entfernten Kloster, um seine Geliebte zu sehen, was ihm auch gelang. Aber da ihm, je älter er wurde, die Schwierigkeit, sich dauernd mit dem Mädchen verbunden zu sehen, nur um so klarer wurde, da sich durchaus keine Aussicht auf eine frühzeitige Versorgung durch irgend ein Amt zeigen wollte, so löste sich das schöne Verhältniß nach und nach auf. Aber rief ihn denn nicht jetzt auch Ernsteres?

Hölderlins Studienjahre fielen in eine philosophisch und politisch tief bewegte Zeit. Die furchtbare Krisis der französischen Revolution brach aus, ehe er ein Jahr

auf der Hochschule gewesen war und ergriff ihn mächtig. In der Wissenschaft dagegen fing das Kantische System an, sich Geltung zu verschaffen und die Poesie, welche den Umschwung mit erzeugt hatte, wurde gewaltig erfaßt, als die kolossale Umwälzung Europa's in die Wirklichkeit trat. Alle diese Einflüsse übten eine mächtige Wirkung auf Hölderlins Gemüth, sein jugendliches Herz war natürlich dabei offen für alle Hoffnungen, die eine neue Wendung in Politik, Philosophie und Dichtung zu geben vermochte.

Da die Idee eines Freistaates in Frankreich in's Leben getreten war, so glaubte sich auch eine Jugend, die in den Alten zu Hause war, berechtigt, die Wiederkehr ihrer aus der Vorzeit überkommenen Ideale von der Zukunft zu hoffen; ihre Gesinnung manifestirte sich denn auch am deutlichsten im Jahre 1793, wo auf dem Tübinger Marktplatze am Geburtstag der französischen Republik ein Freiheitsbaum errichtet und mit begeisterter Freude umjubelt wurde.

Indeß verlor Hölderlin auch dadurch sein ernstes Studium nicht aus den Augen. Die Wissenschaft des Schönen war Hölderlin — als einem werdenden Dichter — von besonderer Wichtigkeit und mit Vorliebe las er die Schriften eines Hemsterhuis und studirte die Kunstgeschichte Winkelmanns. Als die höchste und eigenthümlichste Seite seines Wesens betrachtete indeß Höl-

derlin doch immer sein poetisches Talent; sein energischer Ehrgeiz war vorzüglich in dieser Richtung thätig und spornte ihn zu unermüdetem Fleiß. Selbst was er auf dem Felde der Wissenschaft errungen hatte, schien ihm hauptsächlich darum wichtig zu sein, daß seine Poesie dadurch an Inhalt und Charakter gewann. Dennoch beschäftigte er sich auch mit Astronomie, war ein Verehrer Rousseau's, dessen contrat social er mit großem Eifer studirte, und schwelgte in Schillers Don Carlos.

So kam der Herbst 1793 heran, und mit ihm hatte Hölderlin seine akademische Laufbahn vollendet. Ein schöner blühender Jüngling, verließ er die beengenden Klostermauern und Tübingens reizende Umgebungen, wo ihm oft des Himmels Luft die Schmerzen der Knechtschaft gelöst hatte. Er nahm nun eine, durch Schillers Vermittlung, ihm angebotene Erzieherstelle bei dem Freiherrn von Kalb in Waltershausen bei Meiningen an. Hier fand er freundlichen Empfang und eine vortreffliche Behandlung; die Mutter seines Zöglings, Schillers geistreiche Freundin, erleichterte ihm zugleich nicht nur seinen Beruf, sondern suchte auch seine Verbindung mit mehreren berühmten Männern zu Weimar und Jena einzuleiten. Seine freie Zeit benützte er dabei zu weiterer Ausarbeitung des Hyperion, und zum Studium der Kantischen Philosophie, in welcher er vorzüglich die ästhetische Idee verfolgte. Allein der Friede sollte Höl-

derlin hier nicht werden. Nachdem er ein Jahr lang an der Erziehung seines Zöglings gearbeitet hatte, fand er, daß der Erfolg seiner Bemühungen, welche durch längere Kränklichkeit des Knabens gestört wurden, ziemlich gering sei; man schickte ihn mit demselben nun zwar einige Zeit nach Jena, wo der Trübsinn, der sich ihm mit jener Bemerkung aufdrang, unter dem Umgang mit Schiller und zu den Füßen Fichte's, des neu aufgehenden philosophischen Gestirnes, zwar etwas, aber nicht viel zerstreut wurde. Von Schiller vorzüglich, dem er auch von Waltershausen aus geschrieben hatte, wurde er freundlich empfangen und traf bei ihm auch Goethe. Herder lernte er ebenfalls hier kennen. Dennoch konnte er unter den beengenden Umständen seines Lebens eine solche Umgebung nicht, wie er wünschte, genießen und so nahm er dann endlich seine Entlassung, um einige Zeit unabhängig in Jena leben zu können, wohin ihn Fichte's Vorlesungen, deren Besuch er im vorhergehenden Herbst begonnen hatte, und Schillers väterliche Freundschaft gleich stark zogen. Sein freundschaftliches Verhältniß zu Schiller, Fichte und Niethammer schloß sich nun immer fester. Da er indessen auch hier keine Gelegenheit fand, sich durch Privatvorlesungen einiges Einkommen zu sichern, so mußte er sich entschließen, nach Hause zurückzukehren. Er machte noch die Reise nach Halle und Dessau, kehrte von da über Leipzig und Altenburg, an

welchem letzteren Orte er Verwandte besuchte, nach Jena zurück und trat bald darauf, im Frühjahr 1795, den Rückweg in seine Heimath an.

Hier hielt er sich nun vorerst bei den Seinen zu Nürtingen auf. Wenn er aber die freudigen Hoffnungen, mit denen er einst in die weite Welt hinausgeeilt war, verglich mit dem, was er gefunden und erlebt hatte, so fand er sich in so Vielem getäuscht, daß sich die alte Schwermuth, zu der er immer geneigt gewesen, seiner Seele in der Stille des mütterlichen Hauses auf's Neue mit unabweisbarer Gewalt bemächtigte.

Immer finsterer und trüber ward ihm das Leben; — immer weniger vermochte er es mit seinen Idealen und den herrlichen Erscheinungen des klassischen Alterthums in Einklang zu bringen; — immer beängstigender drangen die Sorgen für eine angemessene äußere Existenz auf ihn ein, und so senkte sich endlich eine Melancholie auf ihn herab, die bereits nahe daran war, ihn dem Leben zu entreißen, als ihm das Schicksal durch seinen alten Universitätsfreund Sinklair einen neuen freundlichen Wink gab. Hölderlin erhielt durch Sinklair die Hofmeisterstelle im Gontard'schen Hause zu Frankfurt am Main.

Und welche strahlende Sonne ging ihm hier nun auf?

Wo waren sie jetzt, die finsteren Wolken des Trüb-

sinns? — Hinweggescheucht waren sie von den Strahlen eines herrlichen Tages, . . . licht und golden lagen Welt und Leben jetzt vor ihm, und die Sonne, die diesen Zaubertag geschaffen, sie hieß . . . „Diotima!“

Diotima.

Aber wie düster hatte sich indeß — diesen schönen sonnigen Tagen in Hölderlin's Leben gegenüber — da draußen der politische Himmel umzogen.

Wer kennt nicht die gewaltigen Ereignisse, welche das Ende des verflossenen, wie den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichnen? Welches Land, welches Volk, welche Stadt wurden nicht — mehr oder weniger — mitberührt von den Stürmen der französischen Revolution?

Vorab trafen die Städte am Rhein und Main ihre Flügelschläge, und so hatte denn auch das altehrwürdige Frankfurt gar manches unter ihnen zu leiten.

Unter ungünstigen Vorbedeutungen für Deutschlands Völker hatte der französische Freiheitskrieg begonnen.

Das preußische Heer — theils von Krankheiten aufgerieben, theils von Hunger und Mühseligkeiten aller Art und selbst von der unseligen Witterung ermüdet und entnervt — zog aus der traurigen Champagne nach

dem Rheine zurück. Auch die in den Niederlanden kämpfenden Oesterreicher machten ähnliche Bewegungen, als unvermuthet der französische Feldherr Cüstin, an der Spitze des Vogesenheeres über das verlassene Speier vordrang, und sich des festen Mainz fast ohne Schwertstreich bemächtigte.

In Folge dieses, für Deutschland so unglücklichen Ereignisses, kam denn auch — schon am 22. October 1792 — eine Abtheilung des fränkischen Heeres im Angesichte Frankfurts an.

Sofort forderte der Befehlshaber derselben, General Neuwinger, Uebergabe der Stadt, und ließ, da dieselbe nicht auf der Stelle erfolgte, seine Kanonen nach kurzer Unterhandlung gegen die Wälle aufführen.

Unter diesen Umständen — und bei der völligen Unmöglichkeit den überall siegreich vordringenden Franzosen auf die Dauer zu widerstehen — hielt es der Magistrat der Stadt für angemessen, nicht das Aeußerste abzuwarten.

Rasch nahmen die Franzosen nun Besitz, und schon den folgenden Morgen wurde dem eroberten Platz eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden auferlegt. Zum Vorwand dienten dabei: die Zeitungen, die Emigranten, die falschen Assignaten und andere, rein aus der Luft gegriffene Dinge.

Vergebens bemühte sich der Magistrat; die Richtig-

keit von Beschuldigungen darzuthun, um deren Widerlegung sich Niemand bekümmerte. Man brauchte ja Geld und keine Gründe!

Endlich schrieb der feindliche Feldherr nach seiner hochfahrenden Art: „Gebt mir eure Vierundzwanzigpfünder mit ihrem Geräth, so erlaß' ich euch 500,000 Gulden. Auch soll, wer nicht 30,000 Gulden eigenes Vermögen hat, von der Kriegsschatzung befreit sein."

Da diese beiden Anträge indessen verworfen wurden, eilte General Neuwinger selbst nach Frankfurt und ließ aus den reichsten Bürgern gewaltsam acht Geiseln aufgreifen.

So groß indeß die Summe war, welche die Franzosen forderten, so erfreulich zeigte sich bei dieser Gelegenheit der Gemeinsinn der Bürger. Vornehme und Geringe, Arme und Reiche wetteiferten in Darbringung ihrer Habe. Und so schlossen sich denn, während in dem benachbarten Mainz alle Banden der Ordnung sich lösten, in Frankfurt Rath und Bürger noch fester zusammen. Schön bildet ja die Eintracht eine Schutzmauer, welche das Gemeinwesen über jedes Mißgeschick leicht erhebt, und selbst dem Feinde Achtung einflößt.

Indeß säumte der Magistrat von Frankfurt nicht, Abgeordnete nach Paris zu senden, um Minderung der ausgesetzten Steuer zu erlangen. Umsonst! . . . der größte Theil der Schatzung mußte baar erlegt werden.

Zur Sicherung für das Uebrige dienten die abgeführten Geiseln. Und zwar hielt man diese um so fester, als sich bereits die Preußen über Coblenz heranzogen, und Frankfurt am 2. December von dem Vortrab ihres Heeres — den braven Hessen — im Sturme genommen wurde.

Noch hebt sich — zum Andenken dieser Heldenthat — vor einem der Thore der Stadt, das ihnen gewidmete Denkmal, auf dem die Namen der Gebliebenen, ihren Prinzen an der Spitze, eingegraben sind.

So war denn der erste Aufzug des furchtbaren Dramas vorüber. Wohl folgte nun auf die Wiedereroberung von Mainz durch die Deutschen und die abwechselnden Schicksale der Verbündeten jenseits des Rheins, endlich der preußische Friede, so daß Frankfurt — durch die Scheidelinie geschützt — an den Kriegsgeschichten von 1795 wenig Antheil nahm; — wohl hoffte hier jedes Herz dieses ganze Jahr hindurch auf einen ernstlichen allgemeinen Friedensschluß, den denn auch manches voreilige Gerücht schon angekündigt hatte . . . als mit einemmale der Frühling des Jahres 1796 neue Sorgen brachte.

Unter Friedenshoffnungen war das schöne Wäldchen-Fest noch gefeiert worden, als sich der politische Horizont plötzlich wieder verdunkelte.

Noch war zwar nichts geschehen, — noch lag keine

wirkliche Gefahr nahe vor Augen; aber immer düsterer und schwärzer zogen sich doch die Wolken zusammen.

Oesterreichische Truppen hatten bereits seit einigen Tagen in der alten Wahl- und Krönungsstadt Quartier genommen. Drei Regimenter schwerer Reiterei lagen in Homburg und Umgebung, die Artillerie dagegen campirte bei Seligenstadt, während Feldmarschall-Lieutenant, Graf von Wartensleben, sein Hauptquartier in Mainz aufgeschlagen hatte. Aber auch das französische Directorium ließ — wie die neuesten Nachrichten meldeten — in Straßburg, Trier und Coblenz die umfassendsten Rüstungen vornehmen, und so war allerdings von Frankreich her noch im Laufe des Jahres ein Hauptschlag zu fürchten.

Aber was kümmerten denn die Weltlage und alle politischen Fragen in dieser Zeit die zwei still glücklichen Menschen, die — wenn auch in gar verschiedener Stellung — unter dem schützenden Dache des Gontard'schen Gartenhauses wohnten?

Wunderbarer und immer eigenthümlicher hatten sich nämlich nach und nach die Beziehungen zwischen Frau Gontard-Borkenstein und dem Hauslehrer gestaltet. Wohl konnte dies schöne, rein ästhetische Verhältniß bis jetzt auch nicht der Schatten eines Vorwurfes treffen, und doch war es in der That ein so innerliches, tief be-

gründetes geworden, daß das ganze geistige Dasein der beiden Theile darin aufzugehen drohte.

Ehe es eines von beiden wußte, gehörten sie sich beide geistig an.

Wenn Hölderlin manchmal nach einem längeren Gespräche über die höheren Güter des Lebens: über Religion und Unsterblichkeit, geistige Schöne . . . oder auch über die Erkenntniß des Ewigen in dem Wunderbaue des Weltalls und den verschiedenen Gebieten der Natur — mit stiller Bewunderung und Huldigung des Herzens vor ihr stand, dann fand er sich oft selig überwunden und versank plötzlich in ein Schweigen, während seine Seele ihr Leben hingab in den Strahlen des Auges, das nur sie sah, nur sie umfaßte.

Und wenn dann die schöne junge Frau — überrascht durch dies plötzliche Schweigen nach meist so begeistert geführter Rede — die Augen leise hob, und ihn mit schönem Lächeln fragend anblickte und doch mit einer Ruhe zugleich und einem Frieden der Seele, die beide einen Himmel abspiegelten, wie unaussprechlich selig wurde es ihm da zu Muthe!

So kam es, daß sich dies eine Bild nachgerade in allen seinen Träumen, wachend und schlafend, zeigte. Sie zu sehen — täglich zu sehen — war seiner Seele jetzt so nöthig, wie Nahrung dem Körper.

Oft schlich er sich nun — früher wie sonst — in

den Garten, um — ungesehen und von dichtem Gebüsche versteckt — von ferne zuzuschauen, wie sich die Holde mit ihren Blumen beschäftigte.

O! wie begrub ihn dies reizende Bild dann in Lust und Entzücken. „Wie die Biene um die schwanken Zweige, schweifte und flog dann seine Seele um die leiseste Bewegung der holden Erscheinung.“ Und trat er nun näher, wie milde und freundlich der Gruß — wohl auch ein leises, sanftes Erröthen — und dann gleich wieder die alte Ruhe und göttlich schöne Klarheit im Auge, im Wesen und Benehmen.

Aber alles ward ihm auch geheiligt und verschönert durch ihre Gegenwart; und doch schien auch alles wieder im geheimen Bunde mit ihr!

Wie mit elektrischen Schlägen durchzuckte ihn die Berührung dessen, was *sie* berührt hatte: ihres Polsters, ihres Tischchens, ihrer Fußbank, des Bodens selbst, über den sie geschritten, . . . eines Buches, das sie gelesen.

Die Erde ward ihm jetzt eine der Blumen des Himmels, und der Himmel der unendliche Garten des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldenen Stäubchen erfreuen — schrieb er jetzt begeistert in seinen „Hyperion“ — so erfreut das heldenmüthige Sonnenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sei — sagte er in seiner übersprudelnden Seligkeit — ein herrlich lebend Wesen,

gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus den Herzen quelle, . . . immer glücklich, wenn sie von Thautropfen sich nähre, oder von Gewitterwolken, die sie — die immer treue liebende Hälfte des Sonnengottes — sich zu Genusse bereite mit Hülfe des Himmels.

Oft überwältigte ihn in der Nähe der Holden — und der Hohen zugleich — sein Gefühl so sehr, daß es seiner ganzen männlichen Kraft, der ganzen Energie seines edlen, reinen Charakters bedurfte, um sich nicht zu verrathen.

In solchem Falle gebot er sich selbst — unter irgend einem schicklichen Vorwande — das Weggehen. Aber ihrem Gesichtskreise einmal entrückt, überließ er sich dann auch ungebunden seinem Entzücken.

Wie ein Siegestrunkener schwankte er jetzt hin, so tobte die Freude in ihm, ihr so nahe sein, — sie so still entzückt anbeten zu können!

Wie hob er dann die ihm entgegenspringenden Kinder auf und drückte sie an sein hochschlagendes Herz. Wie hätte er Pflanzen, Thiere, Menschen . . . die ganze Welt in solcher Stimmung umarmen mögen.

Er war selig, bis die Sterne kamen und gingen.

„Gute Nacht, ihr Engelsangen!" — rief er in solcher Stimmung wohl aus — „gute Nacht, und erscheine Du

bald mir wieder, schöner göttlicher Geist, mit Deiner Ruhe und Fülle!" — — — — — — —

Und Sie? — — —

Wie eine Sommerlandschaft in den gesättigten Farben des Mittags, überglänzt von Sonnengold, . . . ein Bild des Friedens und des stillen ruhigen Glücks . . . war es in ihrer Seele. Kein Wünschen, kein Verlangen, kein Sehnen . . . alles nur Ruhe und Frieden.

Es war ihr ein Etwas in das Herz gesunken, das sie bis dahin nicht gekannt . . . das ihr ganzes „Ich" still beglückend ausfüllte. Eine freudige Stimmung, eine Zufriedenheit brachte ihr jetzt jeder Tag, von welchen sie bis dahin nichts geahnt, nicht den Schatten des Schattens gekannt. Bewußtlos hatte sie seit ihrer Verheirathung im äußeren Glück geschlummert. Das Leben war ihr bis dahin ein Wiesenteppich mit bunten aber duftlosen Blumen gewesen. Jetzt kam es ihr oft vor, wie einem Blinden, der plötzlich das Licht der Augen wieder gefunden, und dem es nun dünkt, er schaue in tausend Himmel. Sie konnte in solchen Momenten vor Gott betend und dankend niedersinken, wenn sie auch nicht faßte, nicht auszusprechen vermochte, was es war, das sie so sehr beglückte.

Wie anders war diese Stimmung jetzt und vor kurzer Zeit.

Noch vor Monaten kam sie sich manchmal vor . . .

wie veraltet, wie innerlich verwelkt . . . „wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stamm nicht wieder findet und nun umhergescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt!“

Jetzt war der Frühling in ihrem Herzen wiedergekehrt. Jetzt war ihr ein ganz neues wunderbares Leben aufgegangen. Wie den Fluthen eines verjüngenden Zaubersees entstiegen, reckte der Geist mit Jugendfrische die Glieder! . . . jetzt, jetzt fühlte sie sich erst in der vollen Bedeutung eines menschlichen Wesens. Wie eine leere Schale war ihr bisheriges Leben mit all' seinem Glanz und seiner Pracht von ihr abgefallen . . . während ihr das jetzige einen vollen süßen Kern bot.

Sprach doch Hölderlin in einer der schönen und heiligen Stunden ihres Zusammenseins einmal so ganz und so treffend das aus, was sie von sich fühlte und . . . wunderbar! . . . . was doch auch so ganz aus seiner Seele kam.

„Wir sind“ — sagte er damals mit einer eigenthümlichen Milde und Wärme und doch auch zugleich mit schöner Begeisterung — „wir sind wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Momente nach dem Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen . . . und dann wägen sie Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme

vom Holze sich lößt und siegend emporwallt über der Asche! . . . Ja! . . . wo es uns ist, als kehrte der entfesselte Geist — vergessend der Leiden, der Knechtesgestalt — im Triumpfe zurück in das Land der sonnengoldenen Freiheit!"

So hatte sich das Verhältniß wunderbar gestaltet; . . . aber . . . rein geistig!

Kein Wort, keine Miene, kein Blick, — weder von der einen noch von der anderen Seite — verrieth, was in dem Inneren der beiden Seelen sich gestaltete. Das Heiligste ihres Inneren auszusprechen, . . . ihm harte, kalte Worte zu verleihen, hätte jedes für Verrath gehalten . . . wenn überhaupt sich Worte dafür gefunden.

„Man schämt sich seiner Sprache!" — sagte Hölderlin für sich. — „Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in einem himmlischen Accorde!"

Und doch hatten beide im Geheimen einen Ausdruck für ihre Gefühle . . . sie mußten ihn ja haben für eine solche Ueberfülle!

Sie . . . in der doppelten Liebe für ihre Kinder und in einem schönen ethischen Aufschwunge — — — Hölderlin in seinem dichterischen Schaffen.

Sein angefangenes Werk „Hyperion" — eine Verherrlichung des alten Griechenlandes und alt-griechischen Wesens und Seins — schien ihm jetzt steif, kalt und

tod . . . die darin geschilderte Liebe matt und wesenlos. Rasch und entschieden griff er daher zu einer vollständigen Ueberarbeitung desselben, in die er die ganze Ueberfülle der ihn jetzt bewegenden Gefühle ausströmte.

Hölderlin hatte früher schon einmal ein Bruchstück dieses „Hyperion" in der Thalia erscheinen lassen; in demselben hieß die Geliebte des Helden Melide. Jetzt war diese Melide für ihn tod . . . ein anderes Ideal schwebte und lebte vor seiner Seele. Diesem anderen Ideal, das er ja mit glühender Begeisterung anbetete, gab er nun den Namen „Diotima." „Melide" verschwand im „Hyperion" . . . „Diotima" trat an ihre Stelle, und . . . Diotima wurde nun die Seele seines Werkes, seiner Lieder und Elegien, wie das Fatum seines irdischen Lebens.

Hölderlin sah jetzt unter Diotima nur sie! . . . nur sie, zu der er sich wie durch magische Gewalt hingezogen fühlte.

Ein Etwas sagte ihm dabei: daß er in ihr ein Wesen gefunden, das ihn ganz verstehe, ganz fasse, . . . das fähig sei, mit ihm zu der schwärmerischen Höhe seiner Idealwelt emporzusteigen.

Seine Seligkeit war das Schwelgen in dem Gedanken einer unzertrennlichen geistigen Einheit mit ihr.

Aber gerade diese heilige, göttlich reine Gluth für Diotima, — und die aus ihr hervorgehende Begeisterung, mit der er sich zur seligen Anschauung der Natur und zur Betrachtung des classischen Alterthums wandte, gab seiner Seele einen wohlthätigen Frieden, seinen Dichtungen Wahrheit und Kraft, Anmuth und Fülle.

Nie! . . . nie! . . . sollte, durfte ein Wort ihr seine Gefühle verrathen; aber wiederschauen im Spiegelbilde Hyperion's und Diotima's konnte sich ja sein seliges, unschuldig anbetendes Schwärmen für sie . . . bei dem Lesen des Buches.

So war, so blieb sie, die Holde, in diesen götterschönen Tagen, in welchen draußen die Welt von kriegerischen Rüstungen erbebte, der Grund und der Nachhall seiner stillen Begeisterung, während sich in ihr die Melodie seines Wesens schön und selig wiederholte.

O Leben der schönsten, der reinsten, der heiligsten Liebe! wie warst du in ihnen aufgegangen in voller holdseliger Blüthe!

Nur ihrer allein gedachte er jetzt noch und — von den Flügelschlägen der Begeisterung berührt — dichtete Hölderlin in stiller Nacht das herrliche Lied: „Diotima,“ . . . jenes schöne Gedicht, dessen Wunderklänge noch heute über zwei versunkene Hügel zu uns herübertönen:

Lange todt und tief verschlossen,
Grüßt mein Herz die schöne Welt,
Seine Zweige blüh'n und sprossen,
Neu von Lebenskraft geschwellt.
O, ich kehre noch in's Leben,
Wie heraus in Luft und Licht
Meiner Blumen selig Streben
Aus der dürren Hülse bricht.

Wie so anders ist's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Accorden
Nun in meines Lebens Lied;
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldene Tage,
Seit ich dieses Eine fand.

Diotima, selig Wesen!
Herrliche! durch die mein Geist,-
Von des Lebens Angst genesen,
Götterjugend sich verheißt!
Unser Himmel wird bestehen! —
Unergründlich sich verwandt,
Hat sich, eh' wir uns gesehen,
Unser Innerstes gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen,
Friedlich, wie der blaue Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Und in leiser Lust und Schöne
Meines Herzens Mai begann,
Säuselte wie Zephyrstöne
Diotimas Geist mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Mir des Lebens Schöne schwand,

Da ich, vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder stand;
Da die Last der Zeit mich beugte,
Und mein Leben kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Schatten stummes Reich, . . .

Da, da kam vom Ideale,
Wie vom Himmel — Muth und Macht,
Du erschienst mit deinem Strahle,
Götterbild, in meiner Nacht!
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich den entschlaf'nen Kahn
Von dem stummen Porte nieder
In den blauen Ocean. —

Nun ich habe dich gefunden,
Schöner, als ich ahnend sah',
In der Liebe Feierstunden —
Hohe, Gute! bist du da.
O, der armen Phantasieen!
Dieses Eine bildest nur
Du in ew'gen Harmonieen,
Froh vollendete Natur!

Wie die Seligen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo, des Daseins überhoben,
Wandellose Schöne blüht,
Wie melodisch bei des alten
Chaos, Zwist, Urania,
Steht sie, göttlich rein erhalten,
Im Ruin der Zeiten da.

Unter stillen Huldigungen
Hat mein Geist, beschämt, besiegt,
Sie zu fassen schon gerungen,
Die sein Kühnstes überfliegt.

Sonnengluth und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechselt hier
Vor dem schönen Engelbilde
In des Busens Tiefe mir.

Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn in einem Blick und Laut
Seine Ruhe, seine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn der Gott, der mich begeistert,
Mir an ihrer Stirne tagt,
Von Bewundrung übermeistert,
Zürnend Gott mein Nichts geklagt;

Dann umfängt ihr himmlisch Wesen
Süß im Kinderspiele mich,
Und in ihrem Zauber lösen
Freudig meine Bande sich;
Hin ist dann mein dürftig Streben,
Hin des Kampfes letzte Spur,
Und in's volle Götterleben
Tritt die sterbliche Natur.

Da wo keine Macht auf Erden,
Keines Gottes Wink uns trennt,
Wo wir Eins und Alles werden,
Da ist nun mein Element;
Wo wir Noth und Zeit vergessen,
Und den kärglichen Gewinn
Nimmer mit der Spanne messen,
Da, da weiß ich, daß ich bin.

Wie der Stern der Tyndariden,
Der in lichter Majestät
Seine Bahn, wie wir, zufrieden
Dort in dunkler Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die schöne Ruhe winkt,

Von des Himmels steilen Bogen
Klar und groß hinuntersinkt:

O Begeisterung, so finden
Wir in dir ein selig Grab,
Tief in deine Wogen schwinden,
Still frohlockend, wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne wieder kehren
In des Lebens kurze Nacht.

Liebesabenteuer.

Ein schöner Junitag — es war der erste des Jahres 1796 — neigte sich seinem Ende zu. Die tiefer rückende Sonne vergoldete die Häusermasse des ruhig und friedlich am Mainstrome hingestreckten Frankfurts, und ließ den Pfarrthurm, so wie die Mauern und Thürme der Festungswerke fast feurig erglühen. Der Himmel strahlte im reinsten Blau, die Schwalben schwirrten lustig durch die Luft, und alles hätte ein Bild des Friedens abgegeben, wären die Zelte nicht gewesen, die sich seit gestern vor dem Gontard'schen Gartenhause auf der Wiese erhoben, die sich bis zu dem sogenannten „Grindbrunnen" und dem „Gutleut-Hof" hinzog.

Sie bildeten das Lager eines neu angekommenen österreichischen Regimentes, das übrigens nur vorübergehend hier bleiben sollte, und störten das Bild des Friedens und der Ruhe für den Augenblick um so we-

niger, als das Leben und Treiben in ihnen und um sie herum jetzt gerade den häuslichen Angelegenheiten galt.

Ueberall wurde gekocht, an den Waffen und Kleidern geputzt und gescheuert; Vorräthe von Speise und Trank kamen aus der Stadt heran; muntere Lieder, Scherz und Lachen ertönte dabei auf allen Seiten, und die neugierig gaffenden Bürger der guten alten Stadt, die herausgekommen waren, dem munteren Treiben zu ihrer Unterhaltung zuzuschauen, dachten gewiß nicht entfernt daran, daß gerade heute die Feindseligkeiten zwischen der Republik Frankreich und dem deutschen Reiche wieder eröffnet worden seien. Gab es doch damals noch lange keine Eisenbahnen und electromagnetischen Telegraphen, die mit der Schnelle des Gedankens die Kunde der Freude und des Schmerzes, der frohen und der schlimmen Ereignisse auf ihren Flügeln uns zutragen.

Nur der alte Jacob, der Majordomus des Gontard'schen Hauses, schüttelte manchmal bedenklich sein graues Haupt, wenn er — der soeben den Theetisch für heute Abend zu einem Familiencircle herrichtete — durch die, der frischen Main-Luft geöffneten Fenster hinausschaute.

Jacob wollte das Anhäufen der Truppen in und um Frankfurt gar nicht gefallen. Er hatte sich im Gontard'schen Hause, im Laufe von vierzig Jahren, ein hübsches Sümmchen erspart, — dazwischen auch einmal

eine Erbschaft gemacht, und war somit in den Besitz eines kleinen Vermögens gekommen, das — so bescheiden es auch an und für sich erschien — Niemand hinter seiner Livree gesucht hätte. Nur im Gontard'schen Hause selbst, wußte man, was der alte schlaue Fuchs für sich zurückgelegt.

Kriegszeiten sind aber schlimme Zeiten; und so machten denn die Symtome eines neuen politischen Sturmes den alten Jacob sehr bedenklich, . . . zumal er gerade mit dem Gedanken umging, seinem Alter wo möglich, noch eine ganz anderweitige Stütze zu geben.

Kein Wunder, wenn er daher eben jetzt gar manchmal den Kopf verdrießlich zum Fenster hinausstreckte und noch mit verdrießlicherem Schütteln zurückzog.

Der Theetisch war jetzt geordnet. Er gab dem Zimmer — trotz der überall herrschenden soliden Pracht — doch etwas ungemein Behagliches.

Jacob dachte daran: wie schön es sei, im Alter auch eine gewisse, wenn auch ganz bescheidene Häuslichkeit sein zu nennen.

„Eigener Herd ist Goldes werth!" — sagte er leise vor sich hin, indem er das ganze Gemach noch einmal überschaute.

Es war ein kleiner Salon in der ersten Etage des Hauses, dessen drei Fenster nach dem Mainstrome hinaus gingen.

Der Fußboden, von verschiedenfarbigen Holzarten künstlich eingelegt, war spiegelglatt gebohnt. Dennoch überdeckte ihn noch, vor dem Sopha und unter dem Theetische, ein kostbarer grüner, mit Blumen übersäter Teppich. Auch die Tapeten von Lyoner Seidenstoff — auf das Kunstreichste mit kleinen zierlichen Bouquetts durchwoben — waren von grünem Grunde, so wie die seidenen Vorhänge und die Plüschmeubles die gleiche Farbe trugen. Eine goldene Einfassung, die sowohl an den Tapeten, wie an den Meubles hinlief, hob dabei beides und gab dem Ganzen sowohl einen reichen, als freundlichen Anstrich.

Die großen Lehnsessel, so wie das übrige Ameublement waren im reinsten Rococco-Geschmack gearbeitet, und trugen das Gontard'sche Wappen im schönsten Schnitzwerke.

Ein großer eirunder Spiegel, mit einem breiten, ebenfalls geschnitzten und schwer vergoldeten Rahmen, zierte die Wand über dem Sopha; Familienbilder die gegenüberliegende.

Ueber den, auf jeder Seite des Sopha's stehenden Sesseln, rechts und links von dem Spiegel, hingen zierliche Etagères, die Handbibliothek der Frau vom Hause tragend: die übrigens nicht aus den heute so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben, sondern noch aus jenen soliden Groß-Octav-Bänden zusammengesetzt war, welche

die Werke gediegener Classiker verriethen. Die französische Literatur war besonders darin vertreten, da sie natürlich die Hauptlectüre in den Häusern der zu den Refügiés zählenden Familien französischer Abkunft bildete. Außer den Werken Moliére's, Rousseau's, Voltaire's u. s. w. hatten aber auch bereits die ersten Schriften der Madame de Genlis — die gerade in jener Zeitepoche erschienen, und welchen bei den Frauen die willkommenste Aufnahme ward — ihren Platz gefunden.*)

Diesem einfachen, aber geistig werthvollen Schmucke des Zimmers trat um so glänzender ein zur Seite aufgestellter ovaler Tisch entgegen, auf welchem sich ein reiches Silberservice bemerkbar machte, das zum Behufe des Goûte's bestimmt war, welches der Familiencircle nach dem Thee zu erwarten hatte. Die schweren silbernen Leuchter, so wie die zu verschiedenen anderen Zwecken dienenden silbernen Gefäße, Teller, Gabeln, Löffel, Messer u. s. w. verriethen dabei ebenso den Luxus des Hausstandes, wie sie überhaupt dem ganzen Ameublement zur Zierde gereichten und Zeugniß davon gaben, daß sich hier eine Gesellschaft comme il faut versammeln werde.

---

*) „Das Puppenhaus" ein Erbstück in der Gontard'schen Familie S. 265 u. f.

Aber noch hat das wachsame und im Dienste unermüdlich sorgsame Auge des alten Jacob die Hauptsache prüfend zu mustern . . . und zwar . . . den Theetisch selbst.

Eine dunkelgrüne mit Goldschnüren besetzte Sammetdecke, über welche sich noch eine Thee-Serviette von feinstem Damast breitet, bedeckt den Tisch. Auf ihm stellt sich ein zweites Silber-Service dar, dem es an nichts gebricht, was den Comfort der Theestunde in angenehmster Weise zu erhöhen vermag.

Auch hier bilden zwei massiv silberne Girandolen in der Mitte des Tisches das Pivot, um welches sich alle die verschiedenen Geräthschaften gruppiren, welche der trauliche Genuß des Theetrinkens in Anspruch nimmt.

Die silberne Maschine, welche das unentbehrliche siedende Wasser dazu liefert, repräsentirt dabei vor allem und beherrscht die ihr zur Seite stehenden Thee- und Milchkannen aus demselben edlen Metall, gleichsam wie ihre Trabanten, die sich erst dann in Bewegung setzen können, wenn ihnen der heiße Inhalt ihrer Beherrscherin die nöthige Lebensthätigkeit zufließen läßt.

Um den Rand des Tisches harren dabei die Tassen des duftenden Trankes, dessen belebender Einfluß sich durch ihre Vermittlung auf die Stimmung der ihn Erwartenden übertragen wird. Damit dieselbe aber nicht eine allzu starke nervöse Reizung erleide, bieten zwei

silberne Präsentirteller die passenden Ableiter derselben, während zwei schön gearbeitete Körbchen vom gleichen Metall süße Näschereien in reichem Maaße enthalten.

Zur Seite des Platzes endlich, welchen die Dame des Hauses einnehmen wird, zeigt sich auf silbernem Dreifuß eine große und tiefe silberne Schüssel, die als Schwenkkumpen zu dienen hat, aber selbst in dieser untergeordneten Bestimmung ein Prachtstück bildet und nicht wenig zum Glanze des eleganten Salons beiträgt, dessen augenfällige Opulenz den Reichthum des Hauses Gontard würdig repräsentirt.

„Alles in Ordnung!" — brummte jetzt der alte Jacob vor sich hin, indem er noch das Eine und das Andere zurecht rückte. — „Alles in Ordnung! Es ist eben doch schön, wenn man seine eigene Haushaltung hat, wenn sie auch ganz, ganz einfach ist!"

Und wunderliche Gedanken durchkreuzten bei diesen Worten des alten Jacob's altes Gehirn: er hatte sich wirklich in den Kopf gesetzt, in seinen alten Tagen noch zu heirathen.

Seltsam! . . . bis in die letzte Zeit wäre ihm so etwas — Monsieur Gontard würde es eine Bêtise genannt haben — nicht im Entferntesten eingefallen. Jetzt redete er sich allerlei ein: daß er eine Pflege für sein Alter brauche; obwohl er recht gut wußte, daß ein so alter treuer Diener, wie er, im Gontard'schen Hause

keine Sorge in dieser Beziehung haben durfte; — jetzt redete er sich plötzlich ein: daß in den drohenden Kriegszeiten ein eigener Heerd ein besonderes Glück sei, — obwohl ihm die Vernunft gerade das Gegentheil sagte, — und dergleichen Dinge mehr.

Allein es ging dem guten alten Jacob hier, wie vielen Menschen im Leben, die im Begriffe stehen einen albernen Streich zu machen. Sie möchten sich gerne die Verkehrtheit ihres, den eigenen Schwächen schmeichelnden Vorhabens nicht eingestehen, und so bemänteln sie dasselbe und entschuldigen es bei sich und Anderen durch Vorwände, die sie — sie mögen noch so wenig Stich halten — aus der Luft greifen.

Jacob hätte nie an das Heirathen gedacht, wenn Eines nicht gewesen wäre . . . nämlich die großen glänzenden Augen der neuen Haushälterin. Ihr Rollen und Funkeln hatte den guten sechzigjährigen Major-Domus, der doch sein ganzes Leben hindurch fast ein Weiberfeind gewesen, ganz aus der Fassung gebracht; denn da er nicht wissen konnte, daß jene Mannöver bei Mamsell Clara nur eine Angewohnheit waren, bezog er dies Blitzen und Rollen auf sich — zumal ihm sein still erworbenes kleines Vermögen ebenso gut Selbstbewußtsein gab, wie Monsieur Gontard dies aus seinem großen Reichthum schöpfte. Kurz . . . Jacob hatte sich in Mamsell Clara, wie man zu sagen pflegt . . . ver-

schossen. Er war entschlossen, sie mit seiner Hand zu beglücken, und da die Rückkunft seines Herrn aus Paris auf die nächsten Tage angekündigt war, auch der Krieg, seiner Ansicht nach, vor der Thüre stand und der heutige Tag sein Geburtstag — es galt ihm dieser stets als ein Glückstag — so hatte er den Entschluß gefaßt: seine Erklärung noch heute an Mamsell Clara abzugeben.

Dieser große Entschluß ging ihm denn auch jetzt unter dem Arrangement des Theetisches im Kopfe herum.

Aber auch in Mamsell Clara's Seele war ein großer Entschluß zur Reife gediehen, — ein Entschluß, der ihr Herz gewaltig klopfen machte.

Der Gedanke, der ihr Leben und Streben seit ihrem sechzehnten Jahre leitete, war: als ein alleinstehendes und unvermögendes Mädchen so bald und so gut als möglich unter die Haube zu kommen. Ein Gedanke, der ihr wahrhaftig nicht übel zu nehmen, und den sie wohl mit Tausenden ihresgleichen theilte, die auch eine Ehe ohne Liebe einem Leben ohne Selbstständigkeit gerne vorziehen mochten. Der Gedanke bis an sein Ende dienen oder für Andere arbeiten zu müssen, hat gerade da, wo einige Bildung und einiges Selbstgefühl vorhanden ist, etwas zur Verzweiflung treibendes.

Indeß . . . Mamsell Clara hatte Unglück! Sie gehörte zu den Menschenkindern, welchen alles fehl schlägt. Sie war jetzt vierundzwanzig Jahre alt, und... noch hatte sich kein Mann für sie finden wollen. Und lag dies denn an ihr? . . . gewiß nicht! Sie hatte sich in der That — so weit es die Gränzen der Sittlichkeit nicht überschritt — alle Mühe gegeben, ein Herz zu fangen, aber alles schlug fehl!

Ein Frühling nach dem anderen kam und ging (— es war jetzt schon wieder einer vorüber! —) Eine Hoffnung auf die andere zertrümmerte . . . sie blieb, ihrer blitzenden und rollenden Augen, ihrer, unter zauberhaftem Lächeln stets gezeigten Elfenbeinzähne, ihrer frischen Gesichtsfarbe, ihres hübschen Mundes, ihres zuvorkommenden Wesens ungeachtet . . . ledig!

Und dabei fing auch noch nachgerade die Nase an spitz und spitzer zu werden und ihr inneres Wesen verbitterter, schärfer, aigrirter!

Vierundzwanzig! . . . fünfundzwanzig! . . . ein viertel Jahrhundert!

Gott! . . . Gott! . . . es war wahrlich Zeit, den Rechten zu finden!

Bis jetzt hatte sie wenigstens noch nicht wirklich geliebt . . . wenn auch oft genug geliebelt, mit der Liebe „Versteckens" gespielt oder im höchsten Falle zu lieben geglaubt. Da wollte es das Unglück, daß Herr Höl-

derlin, der junge hübsche Hofmeister, in dem Gontard'schen Hause eintrat . . . und nun . . . war es um ihr Herz geschehen!

Aber nein! das war ja kein Unglück, sondern ihr höchstes Glück! Herr Hölderlin liebte sie ja wieder;... wußte sie dies doch seit einigen Tagen ganz gewiß! ... hatte sie doch die schlagendsten Beweise dafür!

Es ist wahr, Herr Hölderlin zeigte sich, dem Anscheine nach, sehr knapp und kalt gegen sie; aber war denn dies bei dem jungen Manne nicht theils Schüchternheit, theils wohl auch kluge Berechnung, um keinen Verdacht zu erregen?

Nahm er nicht stillschweigend — wohl mit heißem innerlichem Danke und warmer innerer Anerkennung hin — was sie an Aufmerksamkeiten für ihn that: die Blumenbouqetts, die Schalen mit Erdbeeren oder sonstigen auserlesenen Früchten, die sie, in seiner Abwesenheit, auf sein Zimmer stellte?

Und . . . o Gott! o Gott! . . . sprach denn nicht seit einiger Zeit fast jeden Abend seine Flöte in den weichsten, süßesten, tief bewegtesten Tönen zu ihr?

Der junge Hauslehrer und sie bewohnten ja beide hübsche Mansardenstübchen, die auf dem gleichen Gange aber an den verschiedenen Enden desselben lagen. Da aber jede dieser Mansarden, als auf den Flanken des Hauses, um ein Kleines vorgebaut, und in diesem Vor-

sprung ein schmales Seitenfensterchen angebracht war, so vermochte ja Mamsell Clara in schönen Nächten den Flötisten wohl zu beobachten. Sie konnte dies, des kleinen Vorhanges wegen, ganz bequem, selbst im tiefsten Negligé thun.

Und sah und hörte sie hier denn nicht, wie er, in dem heiligen Dämmerscheine der prächtigsten Sternennächte, oft bis Mitternacht an seinem offenen Fenster stand und sein Instrument wunderbar schön behandelte. Ach! so herrlich, so seelenvoll spielen konnte nur die Liebe! . . . so schwärmerisch dabei zu den Sternen aufblicken konnte nur ein bis zum Tode süß verwundetes Herz!

Selbst unten in den Gemächern der Frau Gontard, hörte sie oft die Fenster erst spät *leise* schließen. Clara war stolz auf ihr Liebesglück, auf die *eine* Bevorzugung, die sie doch vor jener vom Glücke sonst Ueberhäuften voraus hatte. Sie war so entzückt oft, daß sie selbst ihr Fensterchen leise öffnete — man konnte sie ja wegen der Dunkelheit nicht sehen — und er . . . er . . . o! er suchte ja in seinen Verzückungen, ihr Bild nur unter den Sternen!

Sie war ganz glücklich . . . und nahm sich vor, jetzt des Herrn Doktor Ehrmann zweideutige heimliche Bewerbungen — so weit es ohne einen vollständigen Bruch geschehen konnte — entschieden zurückzuweisen.

Vollständig und ganz abbrechen mit dem Doktor mochte sie allerdings nicht, da man immerhin nicht wissen konnte, ob denn der junge Hauslehrer auch im Stande sei, ihr mit seiner Hand eine anständige Versorgung bieten zu können; . . . Doktor Ehrmann konnte dies im vollsten, glänzendsten Maße, nur . . . wußte sie freilich immer noch nicht, ob er im Scherze oder im Ernste mit ihr verhandle.

Indeß! . . . was sollte auf die Dauer das Schwärmen des jungen Mannes! . . . „Les affaires avant tous!“ war der Wahlspruch hier im Hause, und Mamsell Clara hatte so viel praktische Einsicht in das Leben, daß sie diesen Wahlspruch ihres Herrn vollkommen sanctionirte und annahm. Außerdem . . . konnte es nicht Krieg geben? und was konnte dieser nicht alles für schöne Bande zerreißen!

Ein Entschluß, eine Erklärung mußte also herbeigeführt werden . . . und da der junge Lehrer zu schüchtern war, so durfte hier wohl ein anständiges, sich in den Gränzen der Sitte bewegendes Entgegenkommen gestattet sein.

Mamsell Clara hatte ihren Entschluß gefaßt! Schon in der Frühe schrieb sie mit zitternder Hand auf ein Blättchen feines, rosafarbenes, mit einem leichten Rande von goldenen Arabesken versehenes Postpapier — es

stammte von dem Schreibtische der Madame Gontard — folgende Worte:

„Wenn die Ruhe und der Frieden meines Herzens auch nur den kleinsten Werth für Sie haben, so gönnen Sie mir heute Abend 11 Uhr einige Minuten. Es gilt einer wichtigen Besprechung, die für mein Leben entscheiden wird. Ich erwarte Sie im Garten-Tempelchen. Sollte Ihr edles Herz dem Schmerzensrufe meiner Seele zu entsprechen gedenken, so nehmen Sie die Rose, an welcher dies Blättchen befestigt ist, mit diesem selbst hinweg, und legen das Bouquett auf den kleinen Altar des ebengedachten Tempels."

Als Mamsell Clara diese Zeilen geschrieben, zusammengefalten und, an der dafür bereit gehaltenen halb aufgeblühten Moosrose befestigt hatte, die den Mittelpunkt eines zierlichen Blumenbouquettes bildete, begab sie sich — es war gerade in der Zeit, in welcher der Hauslehrer mit den Kindern kleine Turnübungen im Garten vorzunehmen pflegte — auf dessen Zimmer und stellte den Strauß, wie sie schon oft gethan, in die kleine Porzellanvase, die auf Herrn Hölderlins Schreibtisch stand.

Ihr Herz klopfte dabei so gewaltig, — ihr schöner voller Busen wogte so stürmisch auf und ab, daß er, der nach der damaligen Mode von dem Kleide nur wenig eingeschnürt und nur mit einem leichen Halstuche

bedeckt war, beide zu sprengen und zu verdrängen drohte.

Rasch und mit glühenden Wangen eilte sie daher hinweg, als wolle sie vor sich und anderen den Schritt verbergen, den ihr Gewissen eben doch nicht ganz billigen konnte, obgleich sie eigentlich nur vor hatte, dem Hauslehrer durch eine erfundene Klage über ihr Schicksal und ihre Stellung im Gontard'schen Hause, auf die Zähne zu fühlen und ihn womöglich zu der Erklärung seiner Liebe zu ihr hinzudrängen.

Indeß heute gerade kam Hölderlin sinnender als sonst auf sein Zimmer zurück. Er hatte durch Jacob eben erfahren, daß heute Familienthee eingenommen werde — es war dies ein Strich durch seine schönste Tagesstunde — und dann, . . . die demnächst erwartete Rückkunft des Herrn Gontard von Paris. Er hatte sie nicht zu fürchten . . . und doch wehte ihn die Nachricht eiskalt an.

Wohl sah' er die neuen Blumen, — wohl dankte er im Stillen dem Zartsinn Diotima's, die zweifelsohne den Auftrag gegeben hatte, das Stübchen des Dichters stets mit den schönsten Kindern Flora's zu schmücken;... aber ein trübes Etwas beschäftigte ihn zu sehr, um ihnen seine Aufmerksamkeit heute näher zu widmen.

So war es Mittag, so war es Abend geworden und der alte Jacob hatte eben den Theetisch in dem

grünen Salon mit dem großartigen Entschluß fertig gebracht: Mamsell Clara seine alte, aber durchaus nicht leere Hand anzutragen, als der Hauslehrer — aus tiefen Gedanken auffahrend — seinen Hut ergriff, um mit einem Spaziergange durch den nahen Wald die schöne Ruhe und den Aufschwung der Seele wiederzufinden, die ihn bisher so erquickt.

Schon stand er unter der Thüre seines Zimmers, als seine Zöglinge die Treppe heraufgeeilt kamen und Henry und Helene fast im gleichen Augenblicke freundlich an ihn heransprangen. Da den Kindern die Verstellungskünste des Lebens noch fremd sind, so ist ihr Gesicht zumeist der Spiegel ihrer Seele. Wenn sie etwas fragen wollen, steht die Frage in den Zügen, ehe Worte sie nennen.

Auch Hölderlin erkannte eine solche sofort bei seinen Zöglingen: „Was giebt es?" — sagte er daher mit mild-ernster Freundlichkeit.

„Wir haben eben von der Bonne gehört" — versetzte Henry fast noch athemlos — „daß heute des alten Jacobs Geburtstag sei!"

„Und da wollten wir fragen" — ergänzte Helene und ihr blasses Gesichtchen blickte wirklich rührend auf — „ob wir ihm nicht eine Freude machen dürfen?"

Der Hauslehrer belobte diese schöne Herzensregung gegen einen alten treuen Diener und billigte das kind-

liche Vorhaben, nur müsse hierbei auch die Bewilligung und der Rath der Mutter eingeholt werden.

Die Kinder versprachen es und Hölderlin ging.

Aber die Mutter war daran, Toilette zu machen und so konnten die Kinder nicht zugelassen werden; später aber kamen die Oheims und Tanten und dann war Jacob beschäftigt.

Was also thun? . . . Kinder lieben bei solchen Dingen keinen Aufschub. Des Hauslehrers Zimmer ward demnach sofort zum Berathungssalon erhoben und jedes der Kinder hatte bald im Geiste irgend einen Gegenstand aus seinem kleinen Besitzthum erwählt, der dem alten treuen Jacob, der sie alle auf den Armen getragen, — an seinem Ehrentage zum Geschenke werden sollte: Henry bestimmte dazu einen alten „Krönungs-Ducaten" aus seiner Sparbüchse; Henriette eine kleine silberne Bonboniere — Jacob konnte sie ganz gut als Schnupftabaksdose verwenden; Helene ein Etui mit Scheere, Fingerhut und dergleichen und Amalie ein Paar silberne Schnallen von ihrer großen Puppe. Sie mußten sich auf des alten „Chaussure" ganz schön ausnehmen.

„Gut!" — rief Henry, als diese Beschlüsse gefaßt waren — „jetzt holt Jedes sein Geschenk; dann kommen wir wieder hier zusammen und ich rufe den alten Jacob herauf."

Gesagt gethan. Schon hatten sich die Kinder mit

vor Freude strahlenden Blicken neben einander aufgestellt, jedes seine Gabe in der Hand haltend, — schon hörte man des Alten Schritte auf der Treppe, als Helene plötzlich noch einmal in die offen gebliebene Stube des Hauslehrers sprang und mit behender Hand das Bouquett aus der Vase riß.

„Recht! recht!“ — riefen die Uebrigen und im selben Augenblick erschien der Alte auf dem Gange.

Aber wie überrascht war er jetzt von der Liebe und Freundlichkeit des jungen Herrn und der Fräuleins. Thränen füllten seine Augen und als ihm Helene nun gar mit kindlicher Grazie den schönen Strauß überreichte, wußte der Alte kaum mehr, was er sagen sollte.

„Und den haben Fräulein Helene selbst für mich alten Menschen gepflückt?“ — stotterte er verlegen.

Da aber regte sich in der jugendlichen Brust doch ein wenig der Familienstolz. Helene fühlte, daß sie einem Diener Geschenke geben . . . aber keinen Blumenstrauß pflücken konnte. Glücklicherweise fiel ihr ein, daß sie am Morgen — da sie früher als gewöhnlich aufgestanden — aus ihrem Fenster gesehen hatte, wie die Mamsell einen solchen Strauß gepflückt.

„Ich nicht!“ — sagte sie daher jetzt rasch — „er kommt von Mamsell Clara!“

Und damit sprangen die Kinder jubelnd davon, den Alten ganz überrascht stehen lassend.

„Er kommt von Mamsell Clara!“ — wiederholte jetzt der alte Jacob strahlenden Auges und drehte vor Entzücken seinen Hals in der hohen weißen Binde hin und her, was immer ein Zeichen ungemeinen Wohlbehagens bei ihm war.

„Na!“ sagte er dann — „alter Jacob, da hast du dich also doch nicht getäuscht, wenn sie dich so mit ihren großen Feueraugen ansah'! . . . Bin auch, trotz meinen Sechzigen so übel nicht. Und dann . . . die Mädels sehen alle auf's Geld . . . aber!“ — rief er hier fast erschrocken aus — „was ist denn das? . . . ein Briefchen? . . . Alle Wetter! am Ende überhebt sie mich gar selbst der leidigen Erklärung.“

Und der Alte versuchte mit zitternder Hand — es war sein verliebtes Herz, was sie zittern machte, — das Briefchen zu lösen. Indeß es ging nicht von der Rose ab, da es zu fest gebunden war, doch ließ es sich zur Hälfte auffalten und so las Jacob:

„Wenn die Ruhe und der Frieden meines Herzens auch nur den kleinsten Werth für Sie haben, so gönnen Sie mir heute Abend“ — Jacob traute seinen Augen nicht — „heute Abend 11 Uhr . . .“ in diesem Augenblick ertönten schwere Tritte auf der Treppe. Jacob war wie berauscht . . . heute Abend um 11 Uhr! . . . ein Rendez-vous mit der Mamsell! . . . er? . . . er? . . . der alte Jacob? . . . die Augen Cla-

ras fielen ihm ein und brannten vor seiner Seele wie Feuerräder!

Die schweren Tritte kamen näher. Rasch blickte er nur nach dem Schlusse des Billetchens: „Ich . . . erwarte Sie . . . im Garten-Tempelchen.“ . . .

Schnell war jetzt das Papierchen wieder zusammengefalten und zwischen die Blumen zurückgeschoben.

Und es war Zeit, denn Doktor Ehrmann trat eben auf den Gang. Als er den Alten mit dem Blumen-Bouquett sah, lachte er nach seiner ungenirten Weise laut auf: — „Jacob, verfluchter Kerl!“ — rief er dabei — „ich glaube gar, du machst da den Postillon d'amour! . . .“

In dem Augenblick ertönte die silberne Schelle der Madame Gontard. Jacob zuckte zusammen und wollte fort. Doktor Ehrmann aber vertrat ihm den Weg.

„Halt!“ — rief er lachend — „alter Sünder! von wem und für wen ist der Strauß?“ — und mit diesen Worten nahm er ihn mit einem kühnen Griffe an sich.

Jacob schnappte wie verzweifelt darnach; aber der Doktor hielt ihn hoch und unseligerweise schellte es jetzt zum zweitenmale und heftig in den Zimmern der Herrschaft.

Jacob rannte erschrocken hinab.

Der Doktor hielt sich den Bauch vor Lachen. Er hatte Hölderlin, den er sehr lieb gewonnen, besuchen

wollen. Jetzt sah er — noch immer den Strauß haltend — durch die offene Thüre des Zimmers, daß der junge Mann ausgegangen sei.

Aber was sollte es hier oben mit dem hübschen Bouquett. Plötzlich stieß Doktor Ehrmann einen Laut der Ueberraschung aus.

Er hatte die Moosrose mit dem Briefchen entdeckt!

„Ei so schlag ein Donnerwetter hinein!" — rief er freudestrahlend — „also wirklich? . . . ein Liebeshandel? . . . und der alte Narr macht in der That den Brief tragenden Amor? . . . So soll dich dann gleich! . . ."

Und in demselben Momente war auch die Rose mit dem Briefchen aus dem Bouquett herausgezogen und das letztere entfaltet.

Doktor Ehrmann las:

„Wenn die Ruhe und der Frieden meines Herzens auch nur den kleinsten Werth für Sie haben, so gönnen Sie mir heute Abend 11 Uhr. . . ."

„Alle Wetter!" — fuhr der Doktor dazwischen . . . „einige Minuten. . . ."

„Warum nicht?" — meinte Ehrmann — „auch Stunden!"

. . . Es gilt — fuhr er im Lesen fort — einer wichtigen Besprechung . . .

„O ho!“ — meinte der Arzt — „etwa eine Leichenrede an die Tugend?“

... die für mein Leben entscheiden wird. ...

„Sehr möglich!“

... Ich erwarte Sie im Garten-Tempelchen. ...

„Vortrefflich!“

... Sollte Ihr edles Herz dem Schmerzensrufe meiner Seele zu entsprechen gedenken, ...

„Warum denn nicht!“

... so nehmen Sie die Rose, an welcher dies Blättchen befestigt ist, mit diesem selbst hinweg ...

„Ist bereits geschehen!“

... und legen das Bouquett auf den kleinen Altar des eben gedachten Tempels.

„Gottvoll!“ — rief jetzt Doktor Ehrmann lachend — „auf den Altar des Tempels! Saperment! Mir scheint da noch mehr darauf gelegt werden zu sollen. Jedenfalls ein liebeglühendes Weiberherz. Und warum auch nicht? Die Menschen gebrauchen ja ohnedem die Tugend aus lauter Achtung, wie die Mexikaner ihr Gold; das heißt: blos zur äußeren Ausschmückung ... nicht aber im Handel und Wandel! Bei uns macht man höchstens noch ein paar schlechte Verse auf sie, daß man glauben sollte, sie sei eine Königin oder eine Geliebte und die Besingenden seien ihre Unterthanen oder Liebhaber! — Unsinn! daß muß unser Eines besser

wissen: die Tugend ist nur die Seekrankheit, der sich die Menschen auf der Schifffahrt durch's Leben eben unterziehen müssen ... Aber, zum Teufel! ... von wem kommt dies Briefchen? ... und für wen ist es bestimmt? ... für den alten Jacob?" — rief der Doktor lachend — „nein! der ist nur, wie ich vorhin im Scherz sagte, der Postillon d'amour ... aber für wen denn?"

Ehrmann dachte eine Minute nach, dann schlug er sich mit der Hand vor den Kopf und rief:

„Narr! der ich bin! ... vor wessen Zimmer stehe ich denn hier? ... und war denn nicht der alte Sünder gerade auf dem Wege zu dem Hauslehrer? ... Na! ... wundern kann es mich nicht, das Kerlchen ist schön, wie Apoll und schwärmt und dichtet ... alles Dinge, um den Weibern die Köpfe zu verrücken! ... aber jetzt ... von wem?"

Eine Pause entstand. Ehrmann schüttelte den Kopf; dann sagte er ernst:

„Das ist nicht möglich! ... nie! ... nie! ..."

Er schwieg wieder; aber seine Augen musterten das Papier.

„Ich habe allerdings schon solches auf ihrem Schreibtische gesehen" — fuhr der Arzt fast finster fort — „aber ... kann man denn nicht ein solches Papierchen wegnehmen? ... und die Schriftzüge? ... nun sie

sind ganz nett und zierlich . . . verfluchte Geschichte!... Aber, du mein Gott" — rief er plötzlich und die alte Heiterkeit kehrte zurück — „wie kann ein vernünftiger Mensch hier nur einen Augenblick zweifeln?! Sind Brief und Strauß auf dem Boden dieses Hauses gewachsen, so giebt es doch nur Eine, von der beide kommen können . . . eine . . . eine . . . die ganz verdammt verführerisch ist und Augen hat, die einem das Herz verkohlen können! . . . Kein Zweifel, es ist Mamsell Clara! . . . aber warte, du kleine Spitzbübin! meine Anträge weißt sie ab und dem Verse-Helden macht sie selber welche! O, ich will dir die Suppe versalzen! Jedenfalls muß ich ohne dem hier klar sehen. — — Wenn ich mich täuschte! . . . nein! . . . nein! . . . und warum nicht? . . . die Weiber haben es alle hinter den Ohren!"

Doktor Ehrmann ging einigemale mit großen Schritten den langen Gang auf und ab; . . . dann . . . mit raschem Entschluß in des Hauslehrers Zimmer tretend, schrieb er mit verstellter Hand auf ein Zettelchen:

„Um Tod und Leben heute Abend 11 Uhr im Garten-Tempelchen!" — faltete das Papier, schloß es, adressirte es an den Freund und legte es auf dessen Pult.

Als dies geschehen, nahm er das Bouquett, barg es so gut er konnte unter seinem Rock, schob das Briefchen in die Tasche und machte sich auf den Weg, das

Sträußchen an den, in dem Billet angegebenen Ort zu legen.

Unterweges hoffte der Doktor noch auf den alten Jacob zu stoßen, und von diesem — der ihm ja ganz ergeben war — das Genauere zu erfahren, oder ihn — unter dem Vorwande, daß er einen Scherz ausführen wolle, — zum Schweigen zu bewegen. Aber Ehrmann kam zu spät: eben war Herr Franz Gontard, Bruder und Associer des Herrn Jacob Friedrich Gontard in und Jacob hinten auf den eiligst vorgefahrenen Wagen gestiegen.

Es mußte da irgend etwas Besonderes vorgefallen sein; bemerkte doch der Hausarzt auch, daß sich der alte Jacob, der blaß wie der Tod aussah, ganz sonderbar benahm. Es lag fast Verzweiflung in seinen Zügen und Ehrmann kam es vor, als mache der Alte mehr als einmal Miene mit Todtesverachtung von dem Bedientenplatz herabzuspringen.

Selbst jetzt, während der Wagen davon donnerte, sah sich Jacob noch einmal in wahrer Desperation um.

„Was geht denn hier vor?“ — frug Doktor Ehrmann einen anderen Diener, der Herrn Franz Gontard ein großes Portefeuille in den Wagen nachgetragen und gereicht hatte.

„Weiß es nicht, Herr Doktor!“ — antwortete dieser. — „Hab' nur so viel gehört, die Taubenpost soll

heute Mittag von Paris angekommen sein und bitterböse Nachrichten gebracht haben."

„Und wo fährt Herr Franz Gontard hin?"

„Zum Landgrafen nach Rumpenheim."

„Nach Rumpenheim?" — wiederholte der Arzt ärgerlich — „da wird der alte Jacob erst spät wieder nach Hause kommen?"

„Vor zehn, . . . elf Uhr gewiß nicht!" — entgegnete der Lakai.

Ehrmann kratzte sich verdrüßlich hinter den Ohren und ging . . . das Sträußchen auf dem Altare des Gartentempelchens nieder zu legen.

Das Rendez-vous.

Elf Uhr war nahe herangekommen, als Doktor Ehrmann — der, als Hausarzt, für unvorhergesehene Fälle einen Schlüssel zu der hinteren Thüre des Gontard'schen Garten besaß — in denselben eintrat.

Alles war hier still und friedlich und — zumal bei dem dicht umwölkten Himmel — in tiefes Dunkel gehüllt; ja es war so finster, daß der Doktor, der doch hier jeden Schritt und Tritt kannte, Mühe hatte, sich zurecht zu finden und nicht in das Buschwerk zu gerathen.

Endlich bemerkte er an dem leisen Aufsteigen des Weges, daß er dem bewußten Garten-Tempelchen ganz nahe sei.

Die Hände ausgestreckt, um sich nicht zu stoßen, kam er denn auch glücklich an demselben an, und hier nun war es ihm ein Leichtes, sich in der dichten Jasminhecke zu verbergen, die den Tempel auf drei Seiten umschloß.

Doktor Ehrmann war in seiner besten rosigsten Laune! Eine kleine Teufelei, wie die heutige, war so recht nach seinem Geschmack. Und daß es sich hier doch sicher nur um Mamsell Clara handle, war ihm nach längerem ernsten Nachdenken fast zur Gewißheit geworden. Ja er hatte in sich selbst für eine andere flüchtige Vermuthung vor dem Bilde der reinsten und edelsten Weiblichkeit Abbitte gethan.

Dennoch mußte er Gewißheit haben. Schwören wollte er doch nicht ... auch nicht für die personificirteste Tugend.

Aber es galt ihm noch mehr! Ging das Briefchen wirklich von Mamsell Clara aus und er sah und hörte was hier vorging, so war sie, die seine geheimen Anträge bis jetzt immer noch — ein Tugendspiegel — zurückgewiesen, in seiner Hand. Ueberall und zu jeder Zeit konnte er dabei eingreifen und — durch ein Räuspern, durch ein wenig Lärm und dergleichen — die Scene zum Schluß bringen. Trat er dann vor... war Clara, wenn er wollte, vernichtet.

Da ihm aber auch als „Geradeaus" jede Scheinheiligkeit in den Tod zuwider war und er Hölderlin seine Freundschaft zugewandt, so kam ihm alles darauf an, zu wissen: ob denn der, sich so rein und edel gebende Hauslehrer, dies auch wirklich sei? oder ob er,

wie die meisten Menschen, mit einem heiligen Scheine ein sehr unheiliges Innere berge?

Ehrmann hoffte den Freund die Feuerprobe bestehen zu sehen; alsdann aber hatte der Doktor ein unermeßliches Feld, um den Armen zu necken und seine Witze mit ihm zu treiben.

War doch Doktor Ehrmann überhaupt eine ungemein originelle Erscheinung: gescheidt und capriciös, gutmüthig, wo er Natur, Offenheit und Herzensgüte fand . . . und doch wieder im höchsten Grade abstoßend, wo er einmal die Menschen nicht leiden mochte; — voller Rücksichten und wieder, wenn es ihm einfiel, rücksichtslos bis zum Exceß. Natürlich erwarb sich Ehrmann auf diese Weise eben so viele Feinde wie Freunde, und nur Diejenigen wußten, wie sie mit ihm daran waren, die seine schlimmen Seiten übersahen und nur seine guten zu schätzen wußten; zu diesen aber gehörte vor allen Dingen sein einfaches, consequentes Heilverfahren: Doktor Ehrmann galt in der That und zwar mit Recht, für einen ausgezeichneten Arzt, und besaß, als solcher, denn auch schon damals einen großen Ruf. Freilich war der Ruf seiner Originalität nicht geringer und ebenso wußte man, daß er, wenn er wollte, einer der köstlichsten Gesellschafter sein konnte.

Ganz Frankfurt erzählte sich fortwährend eine Menge originelle Züge von ihm, da Alles, was er dachte, bei

ihm heraus mußte, unbekümmert um die Wirkung, welche es hinterließ.

So war es Doktor Ehrmann, der seiner Zeit unter seinen Freunden den humoristischen Orden ... der „verrückten Hofräthe“ stiftete. Er vertheilte dabei seine Diplome nach eigener Wahl und seine Stiftung stimmte mit seinem innersten Wesen vollkommen überein. Freilich war er selbst dabei ein verrückter Hofrath, ... doch dies nur in der besseren Bedeutung des Wortes.*)

War es da nicht natürlich, daß ihm diese Rendez-vous-Geschichte wie gerufen kam? Möglicherweise bot sie ihm ja viel ... den köstlichsten Stoff zu weiteren tollen Streichen ... und : ..

Jetzt schlugen die Thurmuhren der nahen Stadt elf Uhr!

Ehrmann rieb sich in seinem Jasminversteck vergnüglich die Hände. Er dachte an Mamsell Clara ... und ... die möglichen Folgen dieser Stunde.

„Diejenigen Weiber“ — sagte er dabei still lächelnd vor sich hin — „sind doch immer die amüsantesten, die uns Leuten von Verstand das Herz aus der Brust und das Gehirn aus dem Kopf entwenden, und zwar nicht

---

*) „Das Puppenhaus,“ ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers.

aus Liebe zum gestohlenen Gute, sondern aus Liebe zum rauben. Sie schicken — wie vornehme Leute, bei welchen das Stehlen Idiosynkrasie ist, — den anderen Morgen das Gut dem Eigenthümer wieder redlich zurück. Ich denke Mamsell Clara gehört zu diesen; ihre Augen sind wahre Diebsschlüssel für Männerherzen; sie wäre im Stande ein ganzes Haus — und wenn es noch so geordnet — mit denselben unter und durcheinander zu bringen."

Ehrmann schwieg einen Augenblick und lauschte. Alles blieb todtenstill.

„Wenn nur eine Eventualität nicht eintritt!" — sagte der Doktor jetzt wieder leise vor sich hin. — „Aber nein!... nein!... das ist ja nicht möglich! ... Und warum nicht möglich?" — wiederholte er, den Kopf leise hin und herwiegend. — „Alter Practicus, kennst du die Weiber nicht genug? ... Wenn erst — und wer ergründet ein Weiberherz — wenn erst einmal platonische Liebe platzgegriffen hätte! ... ich sage hätte! ... zu merken ist freilich nichts; ... aber wenn ... der Teufel geht wie ein brüllender Löwe umher ... und ... das Hochzeitsbett der platonischen Liebe ist gar oft das Todtenbett der Tugend!"

Ehrmann hielt abermals inne und lauschte schweigend.

Kein Laut ließ sich hören.

„Und darf man ihr denn nicht nur in das Gesicht blicken?“ — fuhr er nach einigen Minuten fort. — „Das Gesicht, will ein Satyriker wissen, sei der Spiegel der Seele, darum sehe man so viele „Thierstücke“ und so selten „Altarblätter.“ Nun! bei Gott . . . ihr Gesicht ist ein „Sternbild!“

Jetzt ließen sich leise Schritte hören.

Ehrmann spitzte die Ohren.

Der Sand des nahen Weges knirschte. So viel die Dunkelheit sehen ließ, trat eine dicht verhüllte weibliche Gestalt in den Tempel.

Ein tiefer Seufzer schlug an des Doktors Ohr.

„Der erste Signalschuß!“ — dachte der Arzt.

„Er ist noch nicht da!“ — klang vorwurfsvoll eine weibliche Stimme.

„Clara!“ — rief es in Ehrmanns Brust; . . . aber jetzt kamen auch andere Schritte näher. Sie waren fest, . . . zu laut fast für ein nächtliches Rendez-vous. Es lag in diesem Auftreten und kecken Vorwärtsschreiten etwas wie Trotz und Zorn.

Und es lag auch beides in ihnen. Hölderlin's Herz und Kopf glühte: wäre es möglich, daß er hier seinen Himmel in Trümmer zerschlagen fände? . . . oder was sollte diese sonderbare Bestellung?

„Es wäre entsetzlich!“ — dachte er jetzt, den kleinen Hügel wie im Fieber hinansteigend, — „wohl gar Ver-

rath, Verläumdung! . . . nun denn . . . es ist immer besser zu sterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt! Ich beneide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist . . . die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflege bedürfte. Ja! ja! . . . es ist recht sehr leicht, glücklich und ruhig zu sein mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste. Gönnen kann man's euch, ihr Vornehmen . . . Besitzenden! Wer ereifert sich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn die Kugel sie trifft, und daß der hohle Topf so dumpf klingt, wenn ihn Einer an die Wand wirft!"

Er trat in den Tempel; . . . der Athem stockte ihm fast . . . nahe bei ihm stand eine dunkele Gestalt.

„Es muß sich wirklich um Tod oder Leben handeln!" — sagte jetzt wie aus hohler Brust eine männliche Stimme . . .

„Hölderlin!" — flüsterte der Doktor.

„Verzeihen Sie!" — hauchte fast tonlos und unvernehmbar eine weibliche entgegen — „nie würde ich gewagt haben, Sie zu diesem Schritte aufzufordern; . . . nie hätten meine Bitten sich so weit von den Gränzen entfernt, die Sittsamkeit und Tugend dem weiblichen Geschlechte ziehen. . . ."

„Ei, so schlag' ne Bomb' hinein!" — dachte der

Arzt — „ja wohl! wenn deine Außenseite nicht das Feigenblatt und die spanische Wand deines Inneren wäre!“

„Sprechen Sie! sprechen Sie! was ist es,“ — bat Hölderlin, und seine Stimme zitterte vernehmbar.

„O! wenn Sie wüßten, mit welch' kindlichem Vertrauen meine Seele an der Ihren hängt . . . wie ich auf I h r e n Rath, I h r e n Trost, I h r e freundliche Hülfe alles setze. . . .“

„S'ist doch wahr!“ — dachte hier Ehrmann — „der Teufel ist nicht immer so schwarz, als ihn die Maler und Komödianten machen; wer ihn genau kennt, weiß, daß er auch oft rothe Wangen hat und selbst manchmal braune oder blonde Haare!“

„Aber um Gottes Willen zur Sache!“

„Sie vergeben also!“ — sagte hier die weibliche Stimme lauter und es klang ein Ton der Freude in ihr an.

Hölderlin bebte zusammen.

„Was ist das?“ — rief er erschrocken — „zu wem spreche ich?“

„Sagt Ihnen das nicht eine leise Regung ihres Herzens?“

„Meines H e r z e n s?“

„Haben Ihnen das nicht die Blumen gesagt. . . .“

„Ja prosit!“ — dachte Ehrmann — „die hab' ich!“

„Welche Blumen?“ . . .

„Die den edelsten der Dichter täglich grüßten?“

„Die Bouquetts in meiner Vase?“

„Verfluchte Mädels!“ — dachte der Arzt — „Stimme, Blick, Wort, Ton, Blumen . . . lauter Maschen des unsichtbar ausgeworfenen Fanggarns.“

„Ja!“

„Aber diese Stimme?“

„O nur hier keine Verstellung! Haben mir denn die süßen, die unaussprechlich entzückenden Töne Ihrer Flöte nicht alles verrathen?“

„A ha!“ — meinte Ehrmann — „und jetzt soll er nach ihrer Pfeife tanzen!“

Hölderlin war wie verwirrt . . . wie ein feuriges Rad ging es ihm im Kopfe herum. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Sein Gehirn brannte. Die Stimme kam ihm nicht fremd vor . . . und doch . . . sie schien ihm heute etwas verändert . . . und dann . . . diese Sprache?! . . . und von ihr?! . . . und doch wieder die Blumen und die Flöte, der er sein ganzes Herz anvertraut!

Es war, als ob ihn eine eiserne Faust zwischen Himmel und Hölle umschwinge. Er hätte vor Aufjauchzen sein Leben wie einen Bettelpfennig wegwerfen können, und doch! . . . und doch! . . . schrie es nicht auch wie: „Fluch!“ durch seine Seele: „Fluch! — jetzt

ist die ganze Welt nichts mehr und alle Ideale sind Wahnsinn und Tollheit!"

Aber wie mit Wahnsinn erfaßte es ihn auch: zitternd griff er nach der Hand, die sich zitternd in die seine legte. Da durchbebte sein ganzes Wesen eine unaussprechliche Wonne . . . ein berauschendes Taumeln und Toben war in allen seinen Sinnen; . . . seine Hand brannte, da er die ihre berührte. Nur ein einziger Gedanke erfüllte ihn noch: vor ihr, der Himmlischen niederzustürzen und ihr sein ganzes Herz auszuschütten.

„Was ist alles!" — rief er — „was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen Einen Augenblick . . . wie dieser!"

Aber in diesem Momente — die Wolken hatten sich etwas verzogen — fiel ein matter Schimmer über die dunkele weibliche Gestalt.

„Mamsell Clara!" — schrie Hölderlin entsetzt auf.

„Ja!" — entgegnete jene und ihre Augen funkelten groß und freudig durch die Nacht.

„Und Sie sind es, die mir geschrieben? . . ." — stöhnte Hölderlin.

„Nun freilich, ja!"

„Oder ich!" — meinte der Doktor.

„Und von Ihnen stammen die Blumen?"

„Köstlich!" — murmelte Ehrmann für sich — „da sitzt ein Irrthum. Jetzt wird's schön losgehen!"

„Nun freilich sind die Blumen von mir. Konnte ich einem Dichter, einem so zartfühlenden Manne...“

„Und sie konnten denken . . .“

„An ihm einen Ehemann zu fischen? warum nicht?“

„Aber ich begreife nicht!“ — sagte jetzt Clara überrascht und verwirrt — —

„Unglückselige!“ — rief Hölderlin finster und stieß des Mädchens Hand zurück.

Clara schrie leise auf. Im gleichen Augenblicke vernahm man neuerdings Schritte im Sande und Jacobs Stimme sagte:

„Nur, um Gottes Willen nicht böse sein, Mamsell Clara, daß ich so spät komme. Aber unseligerweise mußte ich mit dem Herrn Franz Gontard in wichtigen Geschäften zum Landgrafen von Rumpenheim und bin eben erst wieder zurück.“

„Ei, so wollt' ich denn!“ — platzte Ehrmann halblaut heraus — „jetzt kommt auch der alte Narr noch! Ich glaube wahrhaftig. . . .“ Aber der Doktor wäre hier fast an dem Versuche, einen erschütternden Lachanfall zu unterdrücken, erstickt, wenn ihn nicht etwas anderes über die Maßen entzückt hätte: Mamsell Clara hatte sich nämlich bei Jacobs Annäherung dicht bei ihn in das Jasmingebüsch geflüchtet.

Der Hauslehrer schien verschwunden.

Der alte Jacob dagegen tappte mit kleinen Schrittchen dem Hügel hinauf, keuchend und schnaufend:

„Wo sind Sie denn, Mamsell Clara!“ — flüsterte er jetzt — „ach, Sie glauben nicht, was mich Ihr Briefchen erfreut hat; ... aber ich finde Sie ja nicht? ... und der schöne Strauß, den Sie mir durch Fräulein Helene schickten! ... und den mir, Gott soll's ihm verzeihen, der Doktor wegnahm. O! er kam mir gerade recht, ich wollte Ihnen ja heute ... Mamsell Clara ...“ Alles schwieg. Mamsell Clara stand — die eine Hand an die Stirne, die andere auf das Herz gepreßt — sprachlos und wie betäubt in dem Gebüsche.

„Mamsell Clara!“ — wiederholte der alte Jacob mit den Händen umher fühlend. — „O! lassen Sie mich nicht umsonst warten!“

„Nun sage Einer: die Liebe verjünge nicht!“ — dachte Ehrmann, den des Alten Liebesgluth köstlich amüsirte. — „Hat sie hier doch zweiundsechzig Jahre in neunzehn verwandelt!“

„Sie ist nicht hier!“ — fuhr jetzt der Alte klagend fort — „und ich wollt' ihr doch sagen: daß sie es als meine Frau gut haben sollte; ... daß ich mir ein gar nettes Sümmchen zusammengespart ... das verwünschte Rumpenheim! ... Mamsell Clara! ...“

Alles schwieg.

„Ich bin zu spät gekommen!“ — rief Jacob ärgerlich.

„Ich denke es auch!“ — meinte der Arzt, der sich noch immer neben der Haushälterin so unbeweglich hielt, wie eine Klapperschlange neben dem Vogel, den sie erbeuten will.

Noch einmal rief der Alte in fast weinerlichem Tone:

„Mamsell Clara!“

Noch einmal verharrte er lauschend einige Minuten; . . . dann hörte man ihn murrend den Hügel hinabgehen . . . und . . . seine Tritte verhallen.

Clara und der Doktor standen noch immer unbeweglich in der Dunkelheit zwischen den Jasminen.

Endlich sank Clara's Hand von der Stirne herab:

„Wache ich oder träume ich? — sagte sie dabei leise. — „Ich verstehe von allem dem nichts! . . . Fräulein Helene gab Jacob den Strauß? . . . und der alte Narr glaubt ich liebe ihn? . . . und doch lag das Sträußchen ohne die Rose zum Zeichen des Einverständnisses hier? . . . und auch er sprach von meinem Schreiben? . . . und der Doktor, was hatte der mit dem Strauße zu thun? . . . O Gott! o Gott! ich verstehe von dem allen nichts! . . . aber das eine habe ich verstanden . . . daß er mich nicht liebt! . . . Aber wie? . . . sagte er denn nicht und Sie sind es, die mir geschrieben? . . . von Ihnen stammen die Blumen?“ . . .

„Also liebt er doch!“ — fügte sie hier immer leidenschaftlicher und wilder hinzu — „also glaubt er, eine Andere habe ihn hierher bestellt?! von einer Anderen seien die Blumen! . . . Himmel! Himmel! mir tagt etwas Ungeheures! . . . Ha! welche Wohlthat! … jetzt kann ich mich rächen! und bei Gott! ich werde es, wenn ich erst Gewißheit habe!“

Sie schwieg einen Moment, dann aber rief sie schmerzerfüllt:

„Und ich? . . . ich? . . . O soll denn dies arme Herz niemals Liebe finden?“

„Warum denn nicht?“ — sagte eine Stimme dicht an ihrem Ohre — „wenn Sie nur den Rechten nicht verschmähen wollen!“

Clara fuhr mit einem halbunterdrückten Schrei zusammen und wollte fliehen; . . . aber . . . vergebens! zwei starke Männerarme hatten sie umschlungen und hielten sie fest, während ein kühner Mund ihre glühenden Wangen mit Küssen bedeckte.



Die Flucht.

Herr Jacob Friedrich Gontard war von Paris zurückgekommen. Extrapost mit unterlegten Pferden hatte ihn gebracht . . . aber auch mit ihm die erschreckende Nachricht . . . von dem Wiederausbruche des Krieges! . . .

Die Feindseligkeiten hatten am ersten Juni begonnen, und zwar in Folge der glänzenden Siege, die General Buonapart in Italien errungen. War doch Oesterreich dadurch genöthigt, durch Erzherzog Karl den Waffenstillstand kündigen zu lassen, um womöglich seine Besitzungen in Italien zu decken. Rasch sandte es seine besten Generale und Truppen über die Alpen, entblößte aber durch diesen unvorsichtigen Schritt Deutschland um so mehr.

Erzherzog Karl hatte nun zwar die Franzosen zweimal, an der Lahn und an der Sieg, tapfer zurückgeworfen. Jetzt aber, da General Wurmser eine Diversion zu Gunsten des in Italien stehenden Heeres zu

machen beauftragt war, und sich mit dem Kern der Truppen dem Süden zugewandt hatte, ergriff der französische General Moreau die Gelegenheit und brach, von Straßburg aus über den Rhein her, in Deutschland ein.

Wohl eilte jetzt auch Erzherzog Karl an den Rhein, um des Vaterlandes Gränzen mit Hülfe der dort aufgestellten deutschen Heere mannhaft zu vertheidigen; doch vergebens: er mußte der Uebermacht weichen und die siegenden Franzosen drangen durch die Pässe des Schwarzwaldes nach Schwaben und Baiern vor.

Nun aber war auch die an der Lahn aufgestellte Kaiserliche Armee, um nicht abgeschnitten zu werden, genöthigt, sich zurückzuziehen, was denn auch unter dem Befehle des Generals von Wartensleben glücklich und in guter Ordnung geschah, indem sie durch das Taunusgebirge und über Friedberg die Richtung nach Frankfurt einschlug.

Das alte ehrwürdige Frankfurt war damals noch — freilich zum eigenen Schaden — mit Bollwerken und Gräben gut versehen, wenn auch ohne alle Außenwerke. Konnte es so nun auch einer Belagerung und einem ernstlichen Angriffe nicht lange Trotz bieten, so erkannte General Wartensleben doch sofort, daß es sich zur Deckung seines Rückzuges vortrefflich eigene und immer im Stande sei, die Franzosen einige Tage aufzuhalten.

Wartensleben säumte daher nicht, Frankfurt mit gehöriger Besatzung zu versehen und auf den Wällen Kanonen auffahren zu lassen.

Welch' ein panischer Schrecken aber ergriff bei dieser Wendung der Dinge die Bewohner Frankfurts! Wie ein furchtbares Gespenst trat jetzt die Erinnerung an die Beschießung der Stadt im Jahre 1792 durch die Hessen wieder vor aller Augen. Jeder malte sich die damals erlebten Schreckenstage mit den glühendsten Farben wieder aus, und Vornehm und Gering, und Arm und Reich sahen mit Furcht und Grausen auf die kriegerischen Zurichtungen die jetzt General von Wartensleben an allen Ecken und Enden der Stadt vornehmen ließ.

So war der elfte Juli herangekommen und mit ihm stieg — da General Jourdan von der Lahn, Moreau von Straßburg heranzogen und alles nach Frankfurt drückte — die Angst, die Beglommenheit und die Aufregung der Bürger auf das Höchste.

Der Tag war blendend schön . . . aber zugleich erstickend heiß; dennoch war alles, was Beine hatte und gehen konnte, auf den Straßen.

Die Aufregung war eine ungeheuere.

Alle Geschäfte, alle Magazine, alle Comptoirs, alle Schulen waren geschlossen. Alle Herzen schlugen höher. Die Leute standen überall in Gruppen: man sprach über

die neuesten Nachrichten, frug nach den heute Morgen eingelaufenen Berichten vom Kriegsschauplatze, wollte wissen, was General Wartensleben mit seinen Oesterreichern machen werde?

Hier bivouakirten Truppen, dort fuhr-Artillerie vorüber; an allen Straßenecken standen die Bürger in Haufen, Unentschlossenheit in den bleichen Gesichtern, denn Niemand wußte woran er war: ob er flüchten solle und wohin? ob dies überhaupt nöthig sei? ob Frankfurt verschont bleiben werde oder am Ende gar einer abermaligen Beschießung ausgesetzt sei?

Dabei bließ der Thürmer fortwährend — ein altherkömmliches Zeichen in Kriegszeiten, daß sich Truppen in der Ferne sehen ließen.

Das dichteste Gedränge war indessen in der Nähe des Rathhauses, des sogenannten „Römers," da sich der Magistrat in Permanenz erklärt hatte und jetzt eben in fortwährender Verhandlung mit General Wartensleben stand, den er dringend hatte ersuchen lassen, die Stadt zu räumen, damit sie nicht etwa einem Bombartement durch die Franzosen ausgesetzt sei.

Der ganze Römerberg*) stand Kopf an Kopf; aber die Menge war nicht ruhig, wie sonst etwa, bei feierlichen Gelegenheiten, wo es etwas zu schauen gab; . . .

*) Der freie, etwas ansteigende Platz vor dem „Römer."

die Köpfe bewegten sich hin und her, wie dunkele Wogen . . . bald hinaufschauend zu den langen riesigen Fenstern des weltberühmten „Kaisersaales,“ das Erscheinen einer Rathsdeputation und das Verkünden irgend einer Proclamation erwartend, bald nach der Straße „zu den neuen Krämen,“ von woher der letzt abgesandte Parlementär erwartet wurde, der Wartensleben um Abzug gebeten hatte.

Plötzlich bildete sich in der Menge eine Gasse, denn vom Fahrthore her kamen einige gewichtige Männer: es war der Quartiervorstand des löblichen IV. Quartiers, Bürger-Capitän Caspar Hyronimus Löschhoff mit seinem Leibschützen, und der Bruder des Capitäns, der ehrsame Zunftmeister und Bierbrauer.

Waren doch die Quartiervorstände gerade in jenen Tagen besonders wichtige Leute, denn da leider die Einquartirungen gar nicht mehr aufhörten, und die Quartiervorstände von städtischer Seite mit diesem unerquicklichen Geschäfte betraut waren — die Truppenbefehlshaber nahmen ihnen freilich die Mühe zumeist auf categorische Weise ab — so blieben sie das Organ der gegenseitigen Verständigungen bei allen Klagen, Fragen und Widerwärtigkeiten.

Herr Caspar Hyronimus machte denn auch wirklich in diesem Augenblicke ein sehr ernstes Gesicht, während er, in seine glänzende Bürger-Uniform und in das volle

Bewußtsein seiner Bedeutung gehüllt, wahrhaft majestätisch einherschritt.

Martialisch saß ihm dabei der mit breiter Goldtresse garnirte dreieckte Hut auf dem Haupte. Die vollen goldenen Epauletts glänzten mit der Nase um die Wette. Auch die Uniform war mit Gold galonirt, und Scherpe und Degen hätten dem alten Herrn das Ansehen eines Generals gegeben, wenn nicht der dicke Bauch, die kurzen Hosen, Strümpfe, Schnallenschuhe und der große Stock mit silbernem Knopfe, den er in der rechten Hand trug, gewissermaßen zwischen Militär und Civil vermittelt hätten. Auch sein Adjudant — der Leibschütz — stak in einer ähnlichen, wenn auch ganz einfachen Bürger-Uniform.

Immerhin! — Herr Capitän Caspar Hyronimus Löschhoff war als Quartiervorstand ein Mann bei der Stadt, und da er als solcher der Regierung näher stand, als Andere, so drängte sich jetzt die Masse der Neugierigen auf ihn und seine Begleiter zu, während Hunderte von Fragen auf den alten Herrn zugleich einstürmten.

Vergebens winkten der Leibschütz und des Capitäns Bruder ab, die allgemeine Spannung und Aufregung war zu groß, um sich beschwichtigen zu lassen: man frug nach der letzten Antwort des General Wartensleben? — nach dem Beschluß des Raths? nach der Zukunft, welche

die Stadt erwarte? — ob man sein Geld und seine Kostbarkeiten bergen solle? — wo die Franzosen stän- den? — und hundert Dinge mehr, von welchen die gu- ten Leute hätten wissen können, daß sie der Befragte zu beantworten ebenso unfähig sei, wie sie selbst.

„Der Deiwel!" — rief endlich der alte Capitän, als ein momentanes erwartungsvolles Schweigen eintrat — „der Deiwel beantwort all' die Frage uff ämol! Habbt Ihr Borjer dann all' de Kopp verlohr'n? ... Meent*) mer net, der Bunnebart wär aus Itallje komme unn stänn schon am Schneidwall odder am Bockemer Dohr? ... Ei, Gott verdamm mich! vor was hawwe merr dann die viele Kanone im Zeighaus? Vor was hawwe mer dann die schen'**) alt Sitt***) unn den ehrwärdige Gebrääch, daß jeddwetter†), der in de Rath kimmt, e††) Kanon in's Zeighaus stifte muß? Dun- nerwetter! sinn dann die nur daderzu da, um ze knalle, wann's zu fresse unn ze saufe gibt, bei festliche Geläge- heite, odder wann der Kaiser gekreent wärd? ... Den Deiwel aach! ... vor de Feind sein se do! ... Unn wann er kimmt, dann kreischt: Borjer erraus! unn

*) Meint man nicht.
**) Schöne.
***) Sitte.
†) Jeder.
††) Eine.

macht äch uff die Wäll . . . unn zeigt em, daß die Frankforter aach Pulver rieche könne!"

In diesem Augenblick bemächtigte sich der ganzen, den Römerberg füllenden Volksmasse eine lebhafte Bewegung. Die Köpfe neigten sich überall gegeneinander; — man drängte nach „den neuen Krämen" hin, von wo die Bewegung ausgegangen zu sein schien; — das Sprechen wurde laut und lauter, alle Bewegungen leidenschaftlicher.

„Millerche!" — sagte jetzt der Capitän zu seinem Leibschütz — „geh' mal hin un horch, was es da Neues gewwe thut?"

Aber der Leibschütz war noch nicht weg, als schon Vetter Winkler mit bleichem Antlitz heranstürzte und die Nachricht brachte: es zeigten sich in der Gegend von Sindlingen*) dicke schwarz aufsteigende Rauchwolken, von welchen man auf eine große Feuersbrunst schließen müsse; . . . auch höre man von Königstein her mächtigen und anhaltenden Kanonendonner!

„Dunnerwetter!" — sagte der Kapitän erbleichend — „dann werds Ernst! Millerche komm! mer misse häm un de Keller zurecht mache, von wege dene osige Bombe!"

Und Capitän und Leibschütz zogen sich eilenden

*) Einige Stunden von Frankfurt am Main gelegen.

Schrittes in die schützenden Mauern ihrer Wohnung zurück.

Aber schon wogte die Menge wieder nach einer anderen Seite. Das eine Fenster des Kaisersaales hatte sich geöffnet und mehrere Magistratspersonen erschienen an demselben. Der Stadtschultheiß der an ihrer Spitze stand, hielt eine Schrift in den Händen.

Sofort erfolgte Todtenstille und der Stadtschultheiß verkündete: daß so eben hochweisem Rath eine Proclamation von Seiten des Generals Jourdan zugegangen sei, nach welcher der französische Feldherr den Einwohnern Frankfurts, wenn sie sich ruhig verhalten würden, mit den Worten Schutz verspreche:

„Euer Eigenthum soll nicht verwüstet werden.
„Ihr werdet Euere Häuser nicht in den Flammen
„aufgehen sehen."

Der Stadtschultheiß ermahnte noch zur Ruhe . . . und die Fenster schlossen sich. In der Menge aber gaben sich allerseits Freude und Genugthuung kund, und nur wenige waren es, die vor einem allzugroßen Vertrauen auf dies Wort eines französischen Feldherrn warnten.

Aber die Freude sollte ohnehin nur kurz dauern; denn eben stieb die Menge in der Gegend des Marktes auseinander. Ein Reiter kam im raschen Trappe von der Mainbrücke über den Markt her, und schwenkte nach

dem Römer. Es war der zuletzt an den General von Wartensleben abgesandte Offizier.

In dichten dunkelen Wogen drängte die Masse nach. Ungeduldig, in höchster Spannung umschloß sie nun wie ein ungeheurer, kaum zu übersehender Bienenschwarm das Rathhaus.

Eine ängstliche Stille trat ein. Jeder wartete mit Besorgniß auf die Verkündigung der Antwort: denn zogen sich die Oesterreicher aus Frankfurt zurück, so ging wohl das drohende Ungewitter an der Stadt vorüber; blieb diese aber von Wartensleben und dessen Truppen besetzt, so war das Schlimmste zu befürchten.

So verstrich in ängstlicher Spannung eine viertel... eine halbe Stunde. Auch Meister Löschhoff befand sich unter den Harrenden, und wahrlich auch auf ihm lastete als Bürger, als thätiger Gewerbsmann, der sich ein schönes Vermögen durch jahrelangen Fleiß erworben und als Familienvater die ganze Bürde der sorgenvollen schweren Zeit.

Und sorgenvoller denn bisher war denn auch wirklich sein Antlitz, als er jetzt plötzlich Herrn Sinklair ansichtig wurde, der sich durch die Menge durchzuarbeiten suchte. Der junge Mann war von dem Landgrafen von Homburg gesandt, um für gewisse Eventualitäten mit dem Rathe der Stadt Rücksprache zu nehmen.

In kurzen Worten tauschten die beiden Männer dies-

mal nur ihre Besorgnisse aus, da der Ernst des Augenblickes keinen anderen Gedanken aufkommen ließ.

Ehrenmeister Löschhoff erfuhr dabei von Sinklair, daß Soldaten des Infanterieregiments Kaiser die Brücke, die bei Bonames — einem zwei Stunden von Frankfurt entfernten Dorfe — über die Nidda führte, besetzt hielten; auf der Fläche nach Homburg hin sich aber die Regimenter Mitrowsky und Hohenlohe, die Husaren Blankenstein und einiges Geschütz aufgestellt hätten. Von dem Feinde sei übrigens noch nichts wahrzunehmen.

Da Sinklair sich seines Auftrages bei hohem Rathe zu entledigen hatte, konnte von keiner längeren Besprechung die Rede sein.

Mühsam bahnte er sich den weiteren Weg . . . da kam ihm aus dem Römer die Nachricht entgegen: General Wartensleben werde Frankfurt besetzt halten!

Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht die Menge, die denn auch sofort zerstiebte, da jeder die Schreckenskunde zuerst nach Hause bringen und dann die nöthigen Vorkehrungen treffen wollte.

Jetzt aber änderte sich auch wie auf einen Zauberschlag die Physiognomie der Stadt.

Wer nicht zu Hause sein Hab und Gut in Sicherheit zu bringen hatte, eilte auf die Wälle und richtete die besorgten Blicke in die Ferne.

Dumpf vernahm man den Kanonendonner von dem

fernen Königstein her. Rauch- und Feuersäulen stiegen hier und da auf.

Durch die Stadt selbst zog jetzt unter Bedeckung einer Abtheilung Blankensteinischer Husaren ein Trupp von nahe 500 französischen Kriegsgefangener.

Sogleich verbreitete sich wie ein Lauffeuer das freudige Gerücht: die Feinde seien in der Nähe von Friedberg geschlagen.

Jubel erfüllte sofort die leicht beweglichen Herzen.

Aber der Jubel milderte sich wieder gewaltig, als eine Stunde später die sichere Nachricht eintraf: daß die Kaiserlichen ihre Magazine zu Sindlingen verbrannt und sich zurückgezogen . . . Mainz dagegen von beiden Seiten, mit Ausnahme der Mainspitze, von den Franzosen eingeschlossen sei.

Wie sich aber die Menschen bei Sturm und Schiffbruch an jedem dahin treibenden Schiffstrümmer halten, so hob sich die Angst der Bürger sofort wieder an einem anderen Stadtgespräche. Es hieß: man habe Seitens der Stadt die Kaiserlichen Magazine gekauft. Die retirirenden Oesterreicher würden sich daher in Frankfurt nicht weiter halten können und die Franzosen, — sollten sie auch allenfalls die Stadt erreichen — dieselbe daher auf friedliche Weise besetzen!

Dennoch faßten nur Wenige Vertrauen. Ueberall war man beschäftigt die werthvollsten Gegenstände: Pa-

piere, Geld, Pretiosen, Silber und sonstige Kostbarkeiten zu retten, zu bergen, zu vergraben.

Immer neue Truppenmassen wälzten sich indeß der Stadt zu und zogen retirirend durch dieselbe, um die Armee des General Wartensleben, durch eine Aufstellung von zehntausend Mann auf den Sachsenhäuser Höhen, zu decken.

Reiter sprengten durch die Straßen, — Artillerie donnerte vorüber, — Wagen mit Verwundeten kamen an.

Von den Thürmen aber rief und blies es fortwährend; ... da fuhren plötzlich drei elegante vierspännige Wagen in gestrecktem Galopp über die Zeile dem Friedberger Thore zu. Sie trugen das Gontard'sche Wappen. Es war die ganze Familie des Herrn Jacob Friedrich Gontard, . . . der mit Frau und Kindern, Hauslehrer und Dienerschaft nach Hessen-Cassel flüchtete.

Die Furie des Krieges.

So war denn — nach einer von fast allen Bürgern unter Angst und Besorgnissen durchwachten Nacht — der zwölfte Juli des Jahres 1796 angebrochen. Aber schon mit dem Grauen des Tages ward es auf den Straßen Frankfurts lebendig, denn Jedermann wollte erfahren, wie es jetzt mit dem Feinde stehe . . . ob und was für heute zu befürchten sei?

Die Eifrigsten und Neugierigsten bestiegen daher die Thürme, andere die Wälle und schauten mit Fernrohren nach allen Seiten hin. Zu erkennen war da freilich noch wenig. Nur dunkle Rauchsäulen, die näher und ferner aufstiegen, verkündeten: daß der Krieg mit allen seinen Schrecken in das arme Vaterland eingezogen sei, und dort schon unglückliche Menschen mit herzzerreißendem Jammer an den Trümmern ihrer bisherigen Habe weinten.

Bald indessen traf auch die Nachricht ein, daß die Franzosen während der Nacht sämmtliche Ortschaften an

der Nidda besetzt hätten. Uebrigens kreuzten und widersprachen sich auch heute — wie stets in solch' aufgeregten Zeiten — die Gerüchte fortwährend und nahmen bald eine günstige, bald eine bedrohliche Färbung an, je nachdem sie durch hoffende oder fürchtende, durch muthige oder verzagte Seelen verbreitet und fortgepflanzt wurden.

So belebte es alle Gemüther auf's Neue mit Hoffnung, als der Magistrat bekannt machen ließ: daß die Besatzung von Mainz immer noch 20,000 Mann betrage, und daher ein weiteres Vordringen der Franzosen aus dem Taunusgebirge wohl nicht zu vermuthen stehe. Die oberste Behörde der Stadt verknüpfte mit dieser Anzeige eine weitere Aufforderung an die Bürger: sich ruhig und so viel als möglich in ihren Häusern zu verhalten.

Aber gar Wenigen war dies eben bei der ungeheueren Aufregung möglich. Viele flüchteten auch heute noch, ihr Hab und Gut aus den eigenen unsicher gelegenen Häusern, in andere Lokalitäten die sicherer schienen. Viele der reicheren Familien verließen — wie schon gestern Herr Jacob Friedrich Gontard — die Stadt ganz, um sich nach Cassel oder nach Preußen zu begeben, mit welchem Frankreich damals noch für den Moment in Frieden stand.

So blieb die Stadt fortwährend in Bewegung; ja

diese wuchs noch bedeutend, als gegen Mittag die am Malapert'schen Hofe außerhalb der Stadt aufgestellten österreichischen Grenadiere unter General Werneck in Frankfurt selbst einrückten, und dessen Besatzung somit auf 6 bis 7000 Mann steigerten.

Ueberall wimmelte es jetzt von Oesterreichern. In der Stadtallee — da wo jetzt der erzerne Goethe in friedlicher Majestät thront — lagerten 200 Mann Cavallerie; 800 Mann Infanterie standen auf dem Roßmarkte — in der Gegend, in der sich jetzt das Guttenbergdenkmal mit seinen Statuen erhebt; — eben so viel auf der Zeil bis nach dem großen Gasthofe „zum römischen Kaiser" hin.

Dazwischen zeigten von Strecke zu Strecke Kanonen ihre gefürchteten todtspeienden Mündungen; während die Hauptmasse der kaiserlichen Artillerie bereits schon auf den Wällen stand und schuß- und schlagfertig war.

So ließ denn die allgemeine Spannung und Aufregung nirgends nach, obgleich sich im Laufe des Tages keine eigentliche Gefahr zeigte. Befand sich aber auch fast durchweg die ganze Bürgerschaft Frankfurts in dieser gesteigerten peinlichen Seelenstimmung, so gab es doch auch ein Herz das nichts von ihr wußte, und das — obgleich ebenfalls einer namenlosen Pein verfallen — gerade im Gegentheil, in eine traurige Apathie versunken war.

Das Erste, was wir am Schmerze zu bekämpfen haben, ist seine giftige lähmende Süßigkeit, die wir so ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertauschen und vertreiben. Freilich vermag es die Vernunft nicht, wie Rubens zu machen, der mit einem einzigen Striche das Bild eines weinenden Kindes in das eines lachenden verwandelte. Aber sie kann immer etwas thun . . . und es ist in schlimmen Fällen schon viel, wenn sie die ganze, Herz und Geist zerknirschende Trauer der Seele in eine milde, den Tröstungen zugängliche Halbtrauer umschafft.

Aber dazu bedarf der Mensch entweder eines ganz gewaltig energischen Charakters, einer hohen philosophischen Stellung . . . oder . . . der Zeit!

Philosophisch gebildet war nun freilich der junge Neuber nicht; und wenn er auch, was den Charakter betrifft, für einen recht tüchtigen jungen Mann gelten konnte, dem zur rechten Zeit Muth und Energie nicht fehlten, so war der Schicksalsschlag, der sein Herz in der letzten Zeit getroffen, doch ein so harter für ihn, daß ihm der Schmerz und die Niedergedrücktheit, die ihn seitdem erfaßt, wahrlich zu verzeihen waren.

August Neuber liebte Jungfrau Käthchen Löschhoff, seit ihrem Begegnen auf dem Feldberge und der Geschichte mit dem geretteten Hute, innig und ehrlich. Für ihn war das Leben der Liebe an dem frischen lieblichen

Kinde in voller holdseliger Blüthe aufgegangen. Mit der Liebe aber ist es ein eigenes Ding: wohl schlägt sie leicht überall Wurzel, soll sie aber erfreulich gedeihen, so muß dieser Blume des Herzens nicht nur freundliche Pflege, sondern auch heitere Witterung werden.

Der arme Neuber fand aber für seine treue Herzensneigung weder das Eine noch das Andere. Im Gegentheile, Käthchen pflegte — trotz der vernünftigen Warnung ihrer schwesterlichen Freundin — eine ganz andere Neigung in ihrem kleinen Herzen, und so konnte denn auch natürlich den Bewerbungen August's keine günstige Witterung zukommen.

Das Schicksal spielt den Menschen oft sonderbar mit: so viel ist gewiß, hätte sich damals Sinklair nicht mit in der Gesellschaft befunden, würde der kleine schalkhafte Gott Amor zweifelsohne seinen Pfeil aus Neubers Augen heraus auf das Herz Käthchens abgeschossen haben. Waren doch sowohl der erste Eindruck, welchen der junge Mann auf *sie* machte, als auch die Art und Weise, wie *er* ihr entgegentrat, günstig genug; . . . nur daß eben sein stilles bescheidenes und ganz anspruchloses Wesen bei dem noch ganz unerfahrenen Kinde neben Sinklairs ungemein gewandtem, leichtem und gefälligem Auftreten naturgemäß in den Hintergrund treten mußte.

Später war es alsdann gerade die innige Liebe zu Käthchen, die August Neuber noch bescheidener und un-

beholfener machte; während Sinklair — der gar nicht daran dachte, zu lieben oder daß er geliebt werde, — die volle Unbefangenheit behielt, und durch diese und sein artiges Wesen gegen die hübschen Bürgersmädchen, nur noch liebenswürdiger erschien.

Von diesem Vorzuge Sinklairs in Käthchens Herzen wußte nun freilich der junge Neuber nichts, wenn ihm auch manchmal schon die Ahnung gekommen, daß Jungfrau Löschhoff nicht ganz kalt gegen den feinen jungen Mann sei. Der Abstand der Stellung im Leben zwischen den beiden war aber doch gar zu groß, als daß wohl ernstlich an eine gegenseitige Annäherung gedacht werden konnte, und so faßte denn Neuber endlich Muth, die Sache seines Herzens einmal in's Reine zu bringen. Oefter und öfter kam er zu einem Glase Bier in das Löschhoff'sche Brauhaus, bis er endlich an einem schönen Abende bei dem alten Herrn anklopfte.

Der aber machte gar wunderliche Mienen dazu; und als er, auf sein kurz angebundenes Fragen hin, nun gar erfuhr, daß Neuber, wenn auch aus guter und achtbarer bürgerlicher Familie, doch ohne Vermögen und bis jetzt nur Schreiber bei einem Advocaten sei, da schüttelte Meister Löschhoff den Kopf und sagte in seiner geraden aber derben Weise:

„Schlag sich das der Herr Neuber aus dem Kopf.

Mein Käthchen ist für einen tüchtigen Handwerker oder für einen Mann bei der Stadt bestimmt!"

Vergeblich bemühte sich der junge Mann dem Vater darzuthun, daß er ja gerade auf eine Anstellung bei der Stadt hinarbeite und ihm von Rathsverwandten auch schon eine solche, auf seine guten Zeugnisse hin, zugesagt sei.

Meister Löschhoff blieb bei seinem Wort.

„Wenn der Herr einmal Beamter ist, statt Schreiber," — sagte er trocken — „dann wollen wir sehen. So lange das aber nicht der Fall ist, mag er sein Bier wo anders trinken, ich dulde keine Liebeshändel im Hause!"

Das waren nun freilich harte Worte aus dem Munde eines Mannes, der bisher so freundlich gegen ihn gewesen. Aber in solchen Dingen ist eben der gute Frankfurter Bürger eigen und streng: er will, wenn es an das Verheirathen seiner Töchter geht, wissen, wohin diese und sein sauer erworbenes Geld kommen. Und wer kann es dem Handwerker alsdann verargen, wenn er dabei an das Sprüchwort denkt, das ihm sein eigenes Leben so schön bewahrheitete: „Handwerk hat einen goldenen Boden!"

Jetzt freilich ist es nicht mehr so! . . . Die traurige Sucht nach äußerem Glanz und Schein hat sich auch im vollen Maße des ehrenwerthen Handwerks-

standes bemächtigt. Gar oft schämen sich in unseren Tagen unseligen Schwindels Töchter und Söhne der Handwerker des väterlichen Geschäftes und suchen ihr Glück durch das Ergreifen einer anderen Laufbahn oder durch das Heirathen in andere Stände zu erreichen. Lehrt aber nicht die Thatsache, wie oft hier fehlgegriffen wird?

Freies Streben über alles! aber nur in der Freiheit kein Aufgeben ruhig berechnender Vernunft und jener bewährten anspruchslosen Solidität, die die einzig wahre Basis bürgerlichen Glücks ist.

Der junge Neuber war von jenem Tage an wie vernichtet.

Er sollte, . . . er durfte die Geliebte nicht mehr sehen, und gerade mit des Vaters Erlaubniß hatte er sich ihr erst recht nähern, seine Liebe erklären, die ihre erwerben wollen.

Jetzt war ihm alles dies abgeschnitten, und was für ihn das Aergste war: der Wiederausbruch des Krieges nahm dem armen jungen Manne nun auch noch alle Hoffnung auf eine baldige und günstige Anstellung.

Da überkam ihn eine düstere und schwere Melancholie, die mit den Schrecken des Krieges und dem, über so viele Menschen hereinbrechenden Unglück noch wuchs; so daß Neuber — hätte er nicht eine alte und kranke Mutter zu versorgen gehabt — in seiner Verzweiflung

wohl selbst Dienste bei den Deutschen genommen und seinen Tod auf dem Felde der Ehre gesucht hätte. Das Leben war ihm vollkommen gleichgültig und werthlos geworden.

Aber das ist ja eben das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt; daß der Gedanke, der die Schwächen des Herzens heilen sollte, selber krank wird!

So waren denn Neuber auch die letzten, nach Außen hin so sturmbewegten Tage in dumpfem Brüten dahingeschwunden. Zu arbeiten gab es ohnehin nichts für ihn, da auch der Advocat, bei dem er schrieb, sein Bureau geschlossen hatte, wie dies mit den Geschäften jeder Art für den Moment der Fall war.

Wohl fühlte er in manchen Stunden — bei all' dem Trübsinn, der ihn mit magischer Gewalt erfaßt hatte und fast zu Boden drückte — daß noch jugendliche Kraft, Seelenstärke, ja ein kühnes, verzweifeltes Wagen in der Tiefe seiner Seele ruhe . . . aber wie sollte er dies — und wo? — zur Geltung bringen?

Die Mutter konnte er ja, am wenigsten jetzt, verlassen, und der Ort zu großen kühnen, mit kalter Lebensverachtung unternommenen Thaten, war ja doch wohl nur das Schlachtfeld!

So ward es denn immer düsterer in seiner Seele.

Selbst der 12. Juli war spurlos an ihm vorüber-

gegangen. Hörte er doch kaum die Schreckenskunde, die mit dem Nachmittage die Stadt allarmirte, . . . die Schreckenskunde: der linke Flügel der französischen Hauptarmee, commandirt von dem Divisionsgeneral Kleber, habe sich Frankfurt genähert, . . . ja! die Avantgarde derselben zeige sich bereits auf den Anhöhen Bornheims und jenen der Friedberger Warte.*)

Jetzt war das Aeußerste in Aussicht!

Die dort aufgestellten kaiserlichen Dragoner und Husaren griffen zwar sofort den Feind an und schlugen dessen Vortrab zurück, aber . . . den nachfolgenden Massen nicht gewachsen, mußten sie bald den Schutz der Wälle suchen.

Die französische Artillerie drang jetzt rasch bis nahe der Stadt vor.

Da blies es von allen Thürmen, da rasselten die Trommeln durch alle Straßen, da riefen die Signalhörner unter die Waffen, da rannten die Menschen schreiend und angstvoll durcheinander. Und doch waren

---

*) Wartthürme: aus dem Mittelalter stammende Thürme auf den Anhöhen und Gränzen Frankfurts erbaut, . . . und zwar erbaut unter Aufpflanzung von Falkonetstücken, die die Arbeitsleute vor dem Unbill der umwohnenden Fürsten und Ritter schützen mußten. Die Thürme selbst dienten zum Schutze von schnellen Ueberfällen der Stadt. Sie stehen noch heutigen Tages.

„Kirchner I. 481."

die Straßen noch gefüllt, als plötzlich — mit den letzten Schlägen der sechs Uhr Stunde — der Kanonendonner zu rollen anfing und die ersten Granaten in der Nähe der Haupt- und der Friedbergerstraße prasselnd niederschlugen und krachend zersprangen.

Geheul und Weheruf der Bürger — die bisher noch immer auf General Jourdans friedliche Proclamation gezählt — erfüllte jetzt die Lüfte; Verwirrung und Bestürzung bemächtigte sich der Massen, die jetzt, bei diesem mörderischen Gruße — französische Wortbrüchigkeit verfluchend und verdammend — mit Gedankenschnelle auseinanderstoben.

Jetzt aber erwiederten auch die schweren kaiserlichen Geschütze von den Wällen aus das Feuer der Franzosen. Und siehe! der Erfolg war ein glücklicher, die leichtere französische Artillerie mußte nach einer halben Stunde verstummen und sich zurückziehen.

Alsobald erschien vor dem Friedberger Thore ein französischer Offizier mit einem Trompeter.

Fanfaren erschallten, der Ausfall wird geöffnet. Man verbindet dem Einlaß Verlangenden die Augen und führt ihn — von einem kaiserlichen Offiziere und einer Abtheilung Soldaten begleitet — zu dem Stadtcommandanten, Baron von Monfrault, der damals in

dem Schernbergischen Hause, der Hauptwache gegenüber,*) wohnte.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde dieser „Aufforderung zur Uebergabe der Stadt" durch diese verbreitet, und da hiernach ein einstweiliges Aufhören des Beschießens mit Recht zu erwarten stand, so eilten Alle, die sich bis jetzt in fremde Häuser geflüchtet hatten, auf die Straße, um schnell zu den Ihrigen zu gelangen**)

Nur ein junger bleicher Mann zog sich nicht zurück. Die Arme auf der Brust gekreuzt, die Stirne in düstere Falten gelegt, den starren Blick auf den Boden gerichtet, stand er an einer der gefährlichsten Stellen der Vilbelerstraße, gegen den Thürpfosten eines Tabaksladens gelehnt, vor dem ein kleiner hölzerner Mohr — eine thönerne Pfeife im Munde — angebracht war.

Was er hier wollte? . . . was er sann? . . . wer konnte es wissen! Unbeweglich stand er dort und selbst das warnende Rufen der Nachbarn weckte ihn nicht aus seinen Träumen. —

Indessen war die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt an die Franzosen von dem österreichischen Obergeneral abgeschlagen worden.

---

*) Jetzt das Schepeler'sche Haus.

**) Pfeiffer: „Erinnerungskränze aus Zweigen der Vergangenheit Frankfurts."

Schrecken verbreitete sich über die ganze Bürgerschaft; jetzt stob der letzte Rest der Menge auf den Straßen auseinander und flüchtete — Verzweiflung im Gesicht und im Herzen — nach Hause.

Gleichgültig — mitunter lachend — sahen die auf der Zeile und auf dem Roßmarkte campirenden Soldaten den angsterfüllten Einwohnern nach. Als ob gar nichts in Frage stünde, rührten die abgehärteten Krieger ihre Töpfe und tranken sorglos und heiter aus ihren Feldflaschen.

Noch einmal traf ein Parlementär ein . . . umsonst! . . . General Wartensleben bestand auf der Vertheidigung der Stadt.

Während dessen war ein Theil des fortwährend für das Gemeinwohl unermüdlichen Magistrates auf dem Römer versammelt, um die nöthigsten und zweckdienlichsten Vorkehrungen stets schleunigst treffen zu können.

General Kleber hatte bei seinem Vordringen über Vilbel das dortige Schloß niederbrennen lassen, weil die Einwohner allda seinem Befehle: „die abgebrochene Brücke schleunigst herzustellen," nicht schnell genug nachgekommen waren. Das Gerücht hiervon, dahin vergrößert, ganz Vilbel sei von den Franzosen den Flammen überliefert worden, hatte gegen Abend die Stadt durchlaufen und trug jetzt natürlich dazu bei, Angst und Besorgniß noch zu vermehren.

Gemartert von solchen Empfindungen, fühlten Frankfurts Einwohner daher wenig Verlangen zur Nachtruhe und der erste Ton der zwölften Stunde traf keines Schlafenden Ohr.

Als aber auch bald die zweite Stunde entschwunden war, da regte die nie sterbende Hoffnung ihren Zauberstab und gaukelte den Ermatteten in schönen Bildern die so sehnlichst zurückgewünschte Ruhe und den alten gewohnten süßen Frieden vor, und manches Auge senkte sich zum Schlummer, beschwichtigt von der Ueberzeugung, daß nun mehr auch der übrige Theil der Nacht glücklich vorüberziehen werde.

Und viele der Müden, der Erschöpften und Umhergetriebenen deckte wohlthätiger Schlaf, da tönten die Glocken dreiviertel an Zwei und mit ihrem Verhallen blitzten Flammen auf von den nördlichen Anhöhen, — zogen Feuerstreifen durch die Luft und rollte ferner Geschützesdonner über das schweigend daliegende Frankfurt.

Wie stürzten die Schläfer da aus den Betten! — wie eilten besorgt die so unfreundlich Erwachten an die Fenster!

Gerechter Gott! mit klopfendem Herzen vernehmen sie den fernen Donner, in den sich jetzt plötzlich auch die furchtbaren Schläge der kaiserlichen Lärmkanonen mischen, die — in den Straßen abgefeuert — die Häuser flammend erleuchten und alle Fenster erbeben lassen.

Und „auf!" . . . „auf!" . . . schallt es durch alle Straßen und Gassen — und „auf! auf!" — hallt es nach in jedem ruhigen Hause.

Und wieder rasseln die Trommeln, rufen die Thürmer, schmettern schauerlich die Hörner, als ging es zum jüngsten Gerichte!

Und wie nun die entsetzten Bürger den Blick zum klaren Sternenhimmel wenden, da scheinen Kometen den Horizont sausend zu durcheilen, — glühend fahren die Kugeln dahin, lange feurige Linien nach sich ziehend!

Und fort und fort rollt der Donner der feindlichen Geschütze, verstärkt, verdoppelt jetzt durch das lebhafte Feuer der von den Wällen spielenden kaiserlichen Batterieen.

Viele Bürger stürzen im ersten Schreck durch die Straßen! . . . die überall zerspringenden Granaten scheuchen die Flüchtigen zurück; . . . und als jetzt die feindlichen Geschosse Dächer zertrümmern, daß Balken, Bretter und Schiefer mit vernichtender Kraft umherprasseln, flüchten die Einwohner, ihr Leben zu retten, in die schützenden Keller.

Aber dennoch erreicht das Feuer der Haubitzen der unglücklichen Opfer genug*).

---

*) „Pfeifer:" a. a. O. aus der Vergangenheit Frankfurts. I. Theil S. 86—103. als Augenzeuge.

Endlich, gegen Morgen, schwieg das Feuer. Unterhandlungen begonnen; aber sie führten zu nichts. Das Gräßlichste stand bevor. Jetzt, da die Leibschützen athemlos in den Quartieren herumeilten, anzusagen: daß das Straßenpflaster aufzureißen, nasses Stroh und Mist vor den Häusern zu streuen, die Dächer mit nassen Gegenständen zu decken, und aller Orten Bütten mit Wasser aufzustellen seien, — jetzt entstand erst unter der entsetzten Bevölkerung allgemeine Verwirrung.

Ein neues Bombardement der Stadt stand bevor... und es ließ nicht lange auf sich warten.

Von neuem donnerten auf beiden Seiten die Geschütze, — von neuem regnete es Kugeln auf die Dächer der Stadt. Der Feind zielte dabei hauptsächlich nach dem Zeughause.

Da ertönte mit einemmale der Schreckensruf: „Feuer!" — „Feuer!"

Es brannte zugleich an verschiedenen Plätzen. Dunkelroth schlug die Gluth in der Eschenheimer Straße aus mehreren Häusern auf! — Himmelhohe Flammen leckten aus einem Hause der Friedbergergasse empor!*)

Die Thürmer riefen! — die Trommeln rasselten! — die Feuerhörner ließen ihren schauerlichen Ruf ertönen!

---

*) Das jetzige Hôtel Drexel.

Wer aber konnte hier Hülfe leisten?!

Wie feurige Kegelkugeln sprangen die Granaten durch die Straßen, — wie feuriger Regen fielen sie vom Himmel!

Aber was war denn dies alles noch?

„Feuer!" — „Feuer!" — rief es auf's Neue und die Sturmglocke schlug, wie in Verzweiflung ächzend, fort und fort ihre drei beängstigenden hülferufenden Schläge an.

Und „Feuer!" — „Feuer!" — heulte es wieder, mit dem entsetzlichen Zusatze „in der Judengasse!"

Die Kugeln, die nach dem Zeughause zielten, hatten in der nahen, durch Mauern und Thore eingeschlossenen Judengasse — dieser grauenhaften Anhäufung schmaler, hoher alter Holzhäuser — gezündet!

Binnen wenigen Minuten standen schon eine Masse Häuser in vollen Flammen und sandten ein wahres Feuermeer dem nächtlichen Himmel entgegen.

Auch hier erschallte jetzt Hülferuf; doch auch hier machten die in der Nähe der brennenden Häuser in Masse niederstürzenden feurigen Geschosse jede Rettung unmöglich, und so fraß denn das wilde, das tobende Element ungezügelt, unbeirrt und in jedem neuen Opfer seine Wuth steigernd, gierig fort, bis es endlich, seine Gluthfahne in gräßlichem Triumphe schwingend, die un-

beschränkte Herrschaft sich errang und schonungslos, was zu erreichen war, vernichtete.

Die, durch Gartenhäuser und Bäume gut gedeckten und von dem Geschütz der Wälle sehr wenig belästigten Feinde arbeiteten jedoch an ihren zerstörenden Feuerschlünden unterdessen rüstig fort.

Die Batterie der Bornheimerhaide schleuderte ihre Kugeln bis in den Main und nach Sachsenhausen; die Geschütze am Neuhof warfen ihre Granaten bis auf den Markt und in die Fahrgasse, und die Haubitzen am Stallburgischen Brünnchen hatten sich den westlichen Theil der Stadt bis zum Comödienplatze, Roßmarkt, Katharinenpforte und Kornmarkt zum Tummelplatze auserlesen.

Während nun so himmelanstrebendes Feuer das schreckdurchbebte Frankfurt wie zu hellem Tage glühend roth erleuchtete und die umherschwirrenden Granaten an vielen Orten Dächer zerschlugen und sonst zündeten, was aber gleich wieder gelöscht wurde, befand sich der gesammte Magistrat der Bürgerschaft in der Rathsstube, um für das Gemeinwohl bestmöglichst zu sorgen:

Eine Deputation sollte hinauseilen zu dem französischen Befehlshaber und um Schonung der Stadt bitten. Also war der Beschluß, und ungesäumt bestiegen die ernannten Ehren-Männer die Herrenkutsche, um das gefährliche Werk zu vollbringen.

Die beiden Stadttrompeter zu Pferde voraus, ging ihr Weg durch die verödeten Straßen, deren Menschenleere nur zuweilen durch eine, über nasses Stroh leis auftretende kaiserliche Patrouille, und deren unheimliche Todesstille nur durch das ferne Donnern der Geschütze, durch das Anschlagen der Sturmglocke und den heulenden Feuerruf der Thürmer unterbrochen wurde.

Hier und da schaute ein bleiches Gesicht zagend aus den schutzverheißenden starken Kellern; die Magistratsmitglieder aber verfolgten im ungeschirmten Fuhrwerke auf offener Straße muthig ihr Ziel.

Mochten auch die Granaten ihre Eisenstücke verheerend umherschleudern, — wie namentlich als die Abgeordneten am „Tannenhirsche" auf der Schäfergasse sich befanden, eine zerspringende Kugel an der Ecke des „Römischen Kaisers" das Pferd eines vorüberreitenden Adjutanten des Grenadierbataillons „Würtemberg" tödtete; — sie schreckte, die Rettung der geliebten Vaterstadt im Auge, keine Gefahr.

Jemehr sie sich dem „Neuen-Thore" näherten, desto heftiger umprasselten sie die niederstürzenden Geschosse. Doch eine höhere Hand schirmte sie und so erreichten sie das letzte Thor, durch welches, in Uebereinstimmung mit dem kaiserlichen Commandanten Montfrault und unter Begleitung des von dem General Wartensleben

als Parlamentair mitgesandten Obristen von Brady, sie die Stadt verließen.

Die hart an den Gärten stehenden französischen Vorposten nahmen die Ankommenden nach kriegrechtlichem Gebrauche in Empfang und geleiteten sie nach der nahegelegenen Frankfurter Ortschaft Bornheim, in das Gasthaus zum Adler, wo General Kleber sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Der Hinausweg führte dicht an einer der aufgeworfenen Batterieen vorbei.

Hier mußten sie sehen wie die französischen Kanoniere die zur Zerstörung der Vaterstadt bestimmten Granaten herbeitrugen, — wie sie luden, — wie sie richteten, — wie sie die furchtbaren Geschosse abfeuerten!... Und im Hintergrunde das flammende Frankfurt. . . .

Es war ein herzzerreißender Anblick! . . . Ein Bild des Jammers und des Entsetzens! — — — — — —

Endlich! endlich! — der Mittag des 13. Juli war schon herangekommen — schwiegen die feindlichen Geschütze: die abgesandte Rathsdeputation hatte einen Waffenstillstand auf 48 Stunden erwirkt, während welcher Zeit über eine Capitulation der Stadt verhandelt werden sollte.

Die Bomben hagelten nicht mehr auf Straßen und Dächer, — die Kanonen hatten aufgehört zu donnern; . . . aber das Feuer raste fort . . . ein großer

Theil der Judengasse — es waren hundert und fünfzig Häuser — bildeten einen einzigen Flammenocean!*)

Ganz Frankfurt war in Gefahr ein Schutt- und Aschenhaufen zu werden!

Und Niemand hatte sich bisher unter dem Kugelregen herbeigewagt, um zu helfen und zu retten! . . . und wie? . . . wie? . . . sollte überhaupt hier dem Wüthen des furchtbaren Elementes Einhalt gethan werden?

Die Judengasse — zwischen hohe Mauern eingezwängt, mit Thoren geschlossen, eng zum Erdrücken, von alten schmalen hochaufragenden Häusern gebildet, zum Theil von ihren Bewohnern, die sich nach Hanau geflüchtet, verlassen — war an ihrem in die Fahrgasse mündenden Theile nur eine einzige Gluth.

Wolken dicken schwarzen Rauches, den Tag verfinsternd, wälzten sich und wirbelten empor, oft von unten gluthroth gefärbt! Feuersäulen stiegen dazwischen auf! Funken sprühten zu Millionen umher, und wenn eines oder das andere der kleinen Häuser in sich selbst zusammenstürzte, war es, als ob ein Vulkan seine Feueresse geöffnet und, wie ein zürnender Höllengott, seine Flammen und Blitze gen Himmel schleudere!

Und hieher rief es nun und blies es und trommelte

---

*) „Kirchner:“ Geschichte von Frankfurt. II. Theil S. 60.

und stürmte die Bürger zusammen, um — wenn auch das Brennende nicht mehr zu retten war — doch wenigstens dem Umsichgreifen der wüthenden Flammen Einhalt zu thun!

Und wer ein Herz im Busen hatte und Muth und menschliches Mitgefühl der eilte herbei.

Der junge Neuber war einer der ersten.

Furchtbar hatte ihn die furchtbare Catastrophe aus seiner Apathie aufgeschreckt!

Was war jetzt noch das Leid und Weh' des Einzelnen gegenüber dem Elend und Jammer einer ganzen Bevölkerung?

Wie durfte sein Herz jetzt noch einem egoistischen Kummer nachhängen, wo Tausende von dem Entsetzlichsten bedroht waren, — die theure Vaterstadt in der größten Gefahr schwebte?!

Wie der reife Kern die Schale sprengt und wegschleudert, so hatte er — den die Stunde des Entsetzens gereift — seine Herzensnoth von sich geworfen und groß und gewaltig richtete sich jetzt sein jugendliches „Ich" wieder empor; . . . ja es erhob sich um so muthiger, als er für sich selbst nichts mehr zu verlieren hatte und das Leben ihm gleichgültig war.

So stürzte der junge Mann — da er die Mutter geborgen wußte — aus dem Hause, . . . so eilte er der Brandstätte zu.

Jetzt! . . . jetzt! war er nahe bei ihr, . . . da fesselte für den Moment Entsetzen seinen Fuß; . . . da raubte ihm der Anblick des unermeßlichen Feuermeeres Bewegung und Sprache!

Aber es war auch nur ein Augenblick, der ihn, wie versteinert, festhielt.

Dort sank eben wieder krachend und sprühend ein Haus in sich zusammen! . . . dort wieder eines! . . . Hier war nichts mehr zu machen!

Auch jenseits nicht, wo, auf der einen Seite, weißglühend, Berge von Kohlen sich thürmten und auf der anderen die dunkelrothen Flammenzungen von schwarzem Rauche umfaßt aus den weitvorstrebenden Dachgiebeln leckten!

Brennende Balken stürzten dabei krachend nieder, — Mauertheile rutschten zusammen, während die Hitze alles, was sich näherte, zu versengen drohte.

So wagte sich hier denn auch Niemand heran. Dem eigenen schrecklichen Schicksale mußte überlassen werden, was nicht mehr zu retten war.

Aber die Flammen hatten ja jetzt auch andere Straßen ergriffen. Acht und zwanzig beträchtliche Magazine, in den Hintergebäuden des Gasthauses „zum gelben Hirsch“ gelegen, waren dem Feuer verfallen*).

*) Frankfurter Journal 1796 Nr. 130.

Dorthin! dorthin! stürzte jetzt die Menge. Auch der junge Neuber eilte dahin.

Wieder war ein Haus erfaßt worden . . . schon brannte der Giebel! . . . schon hatte das Feuer auch den unteren Theil ergriffen! . . . da flog ein Fenster im zweiten Geschosse auf und — ein Bild der gräßlichsten Verzweiflung — stürzt ein Weib an das Fenster. Es ist eine Mutter, die unter herzzerschneidendem Hülferuf in jeder Hand ein kleines Kind emporhebt. Die Treppe steht in Flammen . . . sie kann nicht hinunter! . . . es brennt unter ihr! es brennt über ihr! . . . das Entsetzliche scheint ihren Verstand verwirrt zu haben. . . . „Hülfe! Hülfe!“ schreit sie und scheint im Begriff, ihre Kinder hinabwerfen zu wollen.

„Leitern her!“ — Leitern her!“ — schreit es jetzt von allen Seiten.

Eine Leiter kommt . . . Niemand aber will sich hinauf wagen. Noch ehe Mutter und Kinder erreicht sind, kann es auch die Leiter durch das Feuer sein und — zusammenbrechend — dem Retter wie den zu Rettenden Tod bringen.

„Hülfe!“ — „Hülfe!“ — schreit die Mutter noch einmal, daß es Mark und Bein erschüttert.

Da eilt ein junger Mann herbei, . . . es ist Neuber!

Rasch, wie der Gedanke der ihn leitet, klimmt er hinauf und holt eines der Kinder.

Es ist gerettet.

Noch einmal . . . und auch das zweite befindet sich unten in schützenden Armen.

Aber jetzt fängt auch die Leiter zu glimmen an... und es ist keine andere in der Nähe . . . und doch muß auch die Mutter gerettet werden.

Und Neuber klettert noch einmal hinauf.

„Zurück!“ — „zurück!“ — schreien Viele — „die Leiter bricht!“

Aber Neuber hört nicht, . . . mit einem Muthe, der alle Anwesenden erstarren macht, steigt er aufwärts.

Jetzt ist das Fenster erreicht . . . jetzt schwingt er sich hinein . . . jetzt hilft er der Unglücklichen auf die Leiter — halb im Wahnsinn der Verzweiflung steigt sie hinab. . . .

Sie ist unten! . . . Freudenrufe begrüßen sie. . . .

Neuber folgt . . . da kracht es, . . . die Leiter bricht . . . und . . . der junge Mann stürzt aus der Höhe herab!

Ein furchtbarer Schrei tönt durch die Massen.

Der Unglückliche liegt bewußtlos mit Brandwunden bedeckt . . . und . . . mit zerschmettertem Arme. — — — — — —

Und das Feuer brennt fort und fort . . . schon wüthet es in verschiedenen Straßen: auf der Aller=

heiligengasse, hinter den Predigern*), in der Fahrgasse. . . .

„Gerechter Gott! es wird Herr der Stadt werden!"

Uebermenschlich ist die Anstrengung der Bürger . . . drei Nächte haben sie jetzt nicht geschlafen, Angst, Sorge und Kummer erfüllen sie. Ermattet lassen die Kräfte nach . . . erschlafft hängen die Arme . . . verzweiflungsvoll starren sie zu dem Himmel auf . . . da! . . . da! . . . hat dieser Erbarmen: linde fängt es an zu regnen, . . . und der Regen wird stärker und stärker . . . und was Menschenhänden nie gelungen wäre, vollendet ein Element in dem Kampfe mit dem anderen: die Gluth wird gedämpft, sie sinkt in sich selbst zusammen . . . und Frankfurt, die altehrwürdige Reichs- und Krönungsstadt ist gerettet!

*) Jetzt Klostergasse genannt.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.